

VIVIAN JEANETTE KAPLAN

# Von Wien nach Shanghai

dtv  
premium



Die Flucht einer jüdischen Familie

»Vivian Jeanette Kaplan ist die geborene Erzählerin.«  
*The Gazette (Montreal)*

Shanghai 1939: In letzter Minute der Verfolgung durch die Nationalsozialisten entkommen, ist die erste Bekanntschaft der jungen Gerda (Nini) Karpel aus Wien mit der fremden Welt Chinas zunächst ein Schock: »Ich stehe auf verfaulenden Planken und frage mich, ob wir der Gefahr in Europa entkommen sind, um nun in einer Hölle zugrunde zu gehen, wie wir sie uns in unseren schlimmsten Träumen nicht hätten ausmalen können.« Doch gelingt es ihr und ihrer Familie, alle Widrigkeiten zu meistern. Eine berührende Geschichte von Leid, Mut und Hoffnung.

Deutsche Erstausgabe  
Deutscher Taschenbuch Verlag  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

ISBN 3-423-24550-6



9 783423 245500  
€ 15,- [D]

Vivian Jeanette Kaplan erzählt die Geschichte ihrer Mutter: Kindheit und Jugend in Wien, der frühe Tod des Vaters, schließlich die Flucht in letzter Minute der inzwischen erwachsenen vier Geschwister mit ihrer Mutter nach Shanghai, einem der wenigen Orte, die noch jüdische Flüchtlinge ohne Visum aufnehmen. Die Familie kann anfängliche Schwierigkeiten überwinden und mit unerlaubtem Devisenhandel, einem Pelzhandel, einem Barbetrieb und weiteren Geschäften ihren Lebensunterhalt sichern. Die Besetzung Shanghais durch die Japaner bringt erneutes Leid: Die Juden werden in einem heruntergekommenen Stadtviertel ghettoisiert. Doch auch mitten im Elend bewahren die Flüchtlinge ihren Lebensmut. Es entsteht sogar so etwas wie gesellschaftliches Leben. Das Viertel wird nach dem Krieg zum kulturellen Anziehungspunkt für die europäische Bevölkerung Shanghais. Der Vormarsch der chinesischen Kommunisten schließlich veranlasst die Familie zur Auswanderung nach Kanada.



*Vivian Jeanette Kaplan*, geboren 1946 in Shanghai, studierte Englisch, Französisch und Spanisch an der Universität von Toronto. »Von Wien nach Shanghai« ist ihr erstes Buch und wurde mit dem Canadian Jewish Book Award ausgezeichnet.



*Nini Karpel in der Wohnung  
Lichtensteinstrasse, Wien 1936*

VIVIAN JEANETTE KAPLAN

**Von Wien**

**nach Shanghai**

**Die Flucht einer jüdischen Familie**

Aus dem Englischen von  
Kurt Neff und Sibylle Hunzinger

Deutscher Taschenbuch Verlag

**FSC**

**Mix**

Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-1298

[www.fsc.org](http://www.fsc.org)

© 1996 Forest Stewardship Council

Der Inhalt dieses Buches wurde auf einem nach den  
Richtlinien des Forest Stewardship Council zertifizierten  
Papier der Papierfabrik Munkedal gedruckt.

Deutsche Erstausgabe

Mai 2006

© Vivian Jeanette Kaplan 2002

Titel der Originalausgabe:

‘Ten Green Bottles. Vienna to Shanghai – Journey of Fear and Hope‘

Robin Brass Studio, 2. Aufl. Toronto 2003

© der deutschsprachigen Ausgabe:

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München 2005

[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Dieses Werk wurde im Auftrag von St. Martins Press L.L.C, vermittelt durch

die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Sämtliche, auch auszugsweise

Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: © Horst Eisfelder

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten

Gesetzt aus der Minion 10,25/12,5‘

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN-13:978-3-423-24550-0

ISBN-10:3-423-24550-6

Eingelesen mit **ABBYY Fine Reader**

*Gewidmet ist diese Erzählung meinen Eltern, Gerda und Leopold Kosiner, deren heldenhaftes Leben mir Inspiration und Antrieb war. Die beständige Liebe und Förderung, die ich zeitlebens von ihnen empfang, versetzte mich in die Lage, dieses Buch zu schreiben.*

*Meinen Grosseltern, Johanna und Solomon Karpel und Bluma und Bernhard Kosiner, die zu ihren Lebzeiten gekannt zu haben mir nicht vergönnt gewesen ist, deren inneres Wesen sich mir jedoch bei der Arbeit an diesem Buch erschlossen hat. Die Bande des Blutes und der Liebe zwischen ihnen und mir sind mir tief in meinem Innern gegenwärtig.*

*Meinen Angehörigen, den lebenden wie den inzwischen verstorbenen, deren Namen im Rahmen dieser Aufzeichnungen über aussergewöhnliches Steh- und Durchhaltevermögen erwähnt sind, damit sie in Erinnerung bleiben. Die Stimme eines jeden von ihnen sollte gehört werden als Zeugnis eines Stückes Geschichte, das niemals vergessen werden darf.*

*Meinem Mann Barry, der mir mit bedingungsloser Liebe und Ermunterung bei allem, was ich mir vorgenommen hatte, zur Seite stand.*

*Unsere Söhne Cary, Randy und Darryl, die uns so ungeheuer viel Anlass, stolz und glücklich zu sein, gegeben haben und die uns mit ihrer Begabung, Charakterfestigkeit und Mannhaftigkeit beständig in Erstaunen versetzen. Sie werden dieses Erbe an kommende Generationen weitergeben. Und meinem kleinen Wunder von einem neuen Enkel Jackson Leo, der den Namen meines verstorbenen Vaters trägt und als drei Monate vor der Zeit Geborener seine ererbte Kraft und Entschlossenheit, seine Standhaftigkeit und seinen unbeugsamen Lebenswillen bereits unter Beweis gestellt hat.*

## *Inhalt*

Vorwort .....	9
I / Papa / 1921 .....	11
II / Veränderungen / 1922 .....	16
III / Andenken / 1923.....	22
IV / Wien / 1926 .....	26
V / Grösser werden / 1931 .....	31
VI / Politik / 1934 .....	36
VII/ Poldi/1936 .....	43
VIII / Passahgeschichte / 1937 .....	47
IX / Briefe aus Italien / 1938. ....	52
X / Der «Anschluss» / 1938.....	58
XI / Des Teufels Kriegsmann / 1938 .....	70
XII / Ein Fluchtweg / 1938.....	75
XIII / Die «Kristallnacht» / November 1938.....	83
XIV / Abschied / Januar 1939 .....	90
XV / Rassismus in Italien / Januar 1939.....	95
XVI / Eine fatale Fehleinschätzung / Februar 1939.....	100
XVII / Abreise / 1939 .....	105
XVIII / Die Überfahrt / 1939.....	108
XIX / Shanghai / 1939.....	115
XX / Die «French Concession» / 1939.....	127
XXI/ Der Club/ 1939 .....	136
XXII / Beschert / 1939 .....	145
XXIII / Verheiratet / 1940.....	153
XXIV / Rückkehr nach Shanghai / 1940 .....	165
XXV / Ten Green Bottles / 1940/41.....	170
XXVI / Pearl Harbor / 1941 .....	179



XXVII/	Hongkou / 1942/43 .....	190
XXVIII/	Überleben / 1944 .....	208
XXIX/	Unser Leben in Hongkou / 1944/45 .....	218
XXX/	Der Krieg geht weiter / 1943-1945.....	230
XXXI/	Bomben auf Hongkou / 1945.....	232
XXXII/	Sieg/1945.....	245
XXXIII/	Der Schock des Holocaust / 1945.....	254
XXXIV/	Unser Leben nach Kriegsende / 1946.....	259
XXXV/	Es geht uns gut / 1947 .....	272
XXXVI/	Die Kommunisten / 1948.....	277
XXXVII/	Auf See / 1949 .....	284
XXXVIII/	Toronto / Februar 1949.....	292
	Danksagung.....	297

## *Vorwort*

Die hier unter dem Titel ‚Von Wien nach Shanghai‘ vorgelegten Lebenserinnerungen wären im Katalog der Textsorten am sachgerechtesten unter dem Rubrum «kreatives Sachbuch» unterzubringen. Ich habe den Text aus der Perspektive meiner Mutter, Gerda Kosiner, geschrieben und ihn ihr als der immanenten Erzählerin in den Mund gelegt, denn sie ist es, die diese Folge schier unglaublicher Begebenheiten durch- und überlebt hat. Die Ereignisse sind so wirklichkeitsgetreu und detailgenau wiedergegeben, wie es mir möglich war. Die Akteure sind Personen der wirklichen Welt (viele von ihnen mir persönlich bekannt), die den Lebensweg der Zentralfigur kreuzten beziehungsweise deren Lebenslinie sich mit der ihren verschlang. Ich habe mir alle Mühe gegeben, die geschilderten Szenen einschliesslich jedes etwa darin enthaltenen Gesprächs oder Gedankenaustauschs auf ihre Tatsachentreue zu überprüfen, aber die Rekonstruktion von Dialogen im ursprünglichen Wortlaut war natürlich nicht möglich.

Ich sehe mich nicht als unvoreingenommene, distanzierte Chronistin. Ich bin in Shanghai geboren, das Deutsche ist meine Muttersprache, die deutsche oder, besser gesagt, die Wiener Kultur mein Bildungshintergrund, und die hier versammelten Geschichten habe ich wieder und wieder von meiner Mutter gehört. Die Einzelheiten ihrer Lebensgeschichte sind mir so vertraut, dass mir fast so ist, als hätte ich das alles selbst erlebt. Nach zahlreichen Unterredungen mit den beteiligten Personen wie auch aufgrund der zusätzlichen Bestätigung, die ich für meine Recherchen von Seiten aussenstehender Zeitzeugen erhielt, bin ich von der Realitätstreue meiner Schilderung der Ereignisse überzeugt. Sollte sich

in einzelnen Fällen eine Diskrepanz zwischen meiner Darstellung und den Erlebnissen von Zeitzeugen zeigen, so kann ich dazu nur sagen, dass ich mit diesem Buch einen sehr persönlichen Bericht vorlege, der gespickt ist mit anekdotischem Material, das mir im Laufe meines Lebens zu Ohren gekommen ist. Ich habe in den Text auch Beschreibungen von Erinnerungsstücken aus meinem Besitz aufgenommen, von Gegenständen, an denen mein Herz hängt, weil sie auf dem gesamten Wanderweg, der hier nachgezeichnet wurde, mit dabei waren.

# I

## *Papa* 1921

Auf einem Stuhl mit hoher Rückenlehne kniend, den Kopf auf die Hände gestützt, warte ich am Fenster und sehe zu, wie der Regen gegen die Scheiben und auf die gepflasterten Strassen prasselt. Fensterläden klappern im Wind. Die Strassen Wiens sind nass und mit Pfützen übersät. Menschen hasten umher in dem kalten Regenschauer, und die vielen schwarzen Schirme, die an den Hauseingängen auftauchen und verschwinden, sehen aus wie wild gewordene Schildkröten. Ich sehe nur die Schirme, an denen der Wind zerrt, nicht die Menschen darunter, die, zu ihrem schützenden Heim unterwegs, zusammenprallen und wieder auseinanderfahren.

Grosse Bürgerhäuser säumen beiderseits die breite Strasse. Unser Zuhause ist eine der geräumigen Wohnungen in der Lichtensteinstrasse 56. Unsere Eltern wohnen seit ihrer Hochzeit hier, und in dieser Wohnung hat Mama alle ihre Kinder zur Welt gebracht. Wir sind drei Mädchen, und ich bin die jüngste davon. «Du musst jetzt kommen, Nini. Es ist Zeit für dich, schlafen zu gehen», ruft meine Mutter.

Meine älteren Schwestern, Erna, dreizehn, und Stella, zehn, müssen noch nicht ins Bett. Sie sagen «Baby» zu mir, dabei bin ich schon fünf. Für jede von uns hat man einen schönen österreichischen Namen ausgesucht, der uns fest mit unserer Heimat verbindet. Mein richtiger Name, den kein Mensch benutzt, ist Gerda. Mein Vater hat mir den Kosenamen «Kindi» gegeben, was «Kindchen» bedeutet. Ich liebe ihn wegen der Zärtlichkeit, die darin liegt. Als kleines Kind aber habe ich, wie man mir

erzählt, «Nini» daraus gemacht, und in dieser Form ist mir der Name erhalten geblieben. Meine Schwestern ziehen mich immer mit meinem albernen Namen auf. Ich bin die Einzige, die nicht bei ihrem Vornamen gerufen wird, und obwohl ich ihre Hänseleien verabscheue, glaube ich insgeheim, dass ich bei Papa eine Sonderrolle spiele, dass er mich wegen des Kosenamens, den er mir gegeben hat, am meisten liebt.

Er ist mein Beschützer, der Quell aller Kraft und Weisheit, der die Familie zusammenhält. Seine Geschäftstüchtigkeit wird weit und breit gelobt, da er drei Konfektionsgeschäfte gegründet hat, die in Wien hohes Ansehen genießen. Er ist stolz, dass seine Frau und seine Kinder gut versorgt sind und dass es ihnen an nichts fehlt. Es ist für mich der schönste Augenblick des Tages, wenn er nach der Arbeit nach Hause kommt, mich schwungvoll auf den Arm nimmt und fest an sich drückt. Ich spüre sein stacheliges Gesicht an meiner Wange und schwelge im Duft seines Rasierwassers, das nach einem Gemisch aus feuchtem Holz und Gewürzen riecht. Sein herzhaftes Lachen beginnt unten im Bauch, entlädt sich dann schubweise und löst im Raum spontane Freude aus. Wir versammeln uns um seinen grossen, tiefen Sessel, in den er sich am Ende des Tages in zufriedener Erschöpfung fallen lässt, um sich unsere Berichte anzuhören und uns nützliche Ratschläge zu erteilen.

«Es werden Zeiten kommen, denkt an meine Worte, Kinder, da werdet ihr euch auf die Hilfe eines Fremden, vielleicht sogar eines Feindes verlassen müssen. Wenn es soweit ist, müsst ihr euren Stolz fahren lassen und notfalls sogar einen Pakt mit dem Teufel schliessen. Zeigt euch tapfer, wenn die Situation es verlangt, und bedient euch aller Mittel, wie hart es euch auch ankommen mag.»

Während ich meine älteren Schwestern ansehe, stelle ich fest, dass sie genauso wenig verstehen wie ich. Mit offenem Mund versuchen sie, die seltsame Bildsprache und die versteckte Botschaft in sich aufzunehmen, können aber nicht richtig hinter den Sinn der geheimnisvollen Worte kommen. Wir werden diese Ratschläge, wie viele andere Ge-

schichten auch, immer und immer wieder zu hören bekommen, jedes Mal mit ernstem Bedacht erzählt, abgewogen und wohl bemessen, dann als kleine Kostbarkeiten überreicht, damit man sie sicher verwahre und eines Tages zum Gebrauch hervorhole.

«Und wie geht es meinen jungen Damen heute?», fragt Papa mit gespielter Ernsthaftigkeit. Meine Schwestern und ich machen einen Knicks und antworten: «Es geht uns ganz ausgezeichnet, Herr Papa.»

Dann lassen wir die Etikette sein, laufen zu ihm und drücken ihn nach Herzenslust. Mama lacht und schimpft: «Lasst Papa in Ruhe. Der arme Mann ist erschöpft, drei auf einmal sind zu viel für ihn.»

Mama wird mit jedem Tag dicker, und ihr Bauch ist jetzt schon so kugelrund, dass sie mich nicht mehr hochheben kann. Aber ich bin sowieso schon viel zu gross, um noch wie ein Baby herumgetragen zu werden. Meine Schwestern haben mir gesagt, dass Mama ein neues Baby im Bauch hat und dass ich bald von meinem Platz als Nesthäkchen verdrängt werde. Zuerst glaubte ich ihnen nicht, aber Mama sagt, dass es stimmt, und hat mich die Stelle befühlen lassen, wo das Baby, verborgen in der Wölbung ihres Körpers, quicklebendig ist. Ich habe gespürt, wie es mir gegen die Hand getreten hat, als wüsste es, dass ich da bin.

Ich gebe Mama und Papa widerwillig einen Gutenachtkuss und werde vom Kindermädchen ins Bett verfrachtet. Ich mag die Dunkelheit nicht, ziehe mir im Bedürfnis nach Wärme und Geborgenheit die Bettdecke bis an die Nase und mache die Augen zu, um die bösen Geister fernzuhalten, die sich nachts in den halbdunklen Ecken herumzutreiben und im Fussboden zu knarren scheinen. Ich mag den Donner nicht, der zuerst nur ein fernes Grummeln ist und dann zu einem ohrenbetäubenden Krachen anschwillt, das die Hausmauern erschüttert. Der Blitz zerreisst den Himmel, macht das Zimmer plötzlich taghell und malt unheimliche Schattenbilder von Hexen und Menschenfressern auf die Wände.

Wenn ich anfangs zu schreien, kommt Mama schnell zu mir herein,

um mich zu beruhigen, dass das Unwetter bald vorüber sei und brave kleine Mädchen in ihren Betten gut aufgehoben wären. Sie singt ein Lied, eine alte Weise mit jiddischem Text, und wiegt mich in ihren Armen, bis die Ungeheuer vergessen sind und ich in einen tiefen, beruhigenden Kinderschlaf sinke.

Eines frühen Morgens weckt uns ein freudestrahlender, aufgeregter Papa mit der Neuigkeit, dass wir ein Brüderchen bekommen haben. Am Abend zuvor hatte sich die Geburt bereits angekündigt, und die Hebamme, die in letzter Zeit häufiger nach Mama geschaut hatte, war bei ihr geblieben. Wir krabbeln aus den Betten und rennen los, um uns das neue Familienmitglied in Mamas Armen anzusehen. Von dicken weissen Kissen gestützt sitzt sie in ihrem Bett, hält ein winziges, in Decken gewickeltes Bündel umfasst und sagt uns, dass dieses rote, von heftigem Brüllen verzerrte Gesichtchen unser neuer kleiner Bruder Willi ist. Das ist für uns alle ein wunderbares Ereignis, vor allem aber für Papa, der sich übergücklich zeigt, endlich auch einen Sohn zu haben. Wir Mädchen können uns über das Baby gar nicht wieder einkriegen und fangen sofort an zu streiten, wer es halten und mit ihm spielen darf. Wir beugen uns staunend vor, um die winzigen Finger und Zehen des neuen kleinen Erdenbürgers besser sehen zu können, dessen Augen fest geschlossen sind. Mama und Papa erklären uns, dass wir nun grosse Schwestern sind und in Zukunft auf Willi aufpassen müssen. Wir nicken zustimmend und sind uns der grossen Verantwortung bewusst, die wir mit dieser neuen Rolle übernommen haben.

Papa ist stolz auf seinen einzigen Sohn und malt die Zukunftspläne, die er für ihn hat, in glühenden Farben aus. Er hat ihm so viel zu sagen, so viel Lebenserfahrung mitzuteilen, so viel Wegweisung zu geben. Er wird zu einem jungen Österreicher heranwachsen, dem es in seinem Heimatland gut geht und der entweder das Geschäft weiterführt oder einen Beruf eigener Wahl ergreift. Bei einer so grossen Familie wie der unsrigen hält Papa es für überaus wichtig, Vorsorge für die Zukunft zu treffen. Er und Mama sprechen über die standesgemässen Verbindun-

gen, die meine Schwestern und ich eines Tages eingehen werden, und ein Ausdruck stiller Zufriedenheit tritt auf sein Gesicht. Er ist überzeugt und zuversichtlich, dass alles zu unserem Besten verlaufen wird.

Wir verfolgen ehrfurchtsvoll, welche Fortschritte das Baby im ersten Lebensjahr macht. Willi scheint jeden Tag etwas Neues dazuzulernen, und wir staunen, was er schon alles kann. Wir entdecken unsere alltägliche Welt mit seinen Augen neu, als ob alles zum allerersten Mal geschähe oder wahrgenommen würde. Hingerissen verfolgen wir, wie er auf seine kleine Welt mit dem reinen Entzücken der Unschuld und Verzauberung reagiert. Wenn ich ihm meinen Finger hinhalte, umfasst er ihn mit aller Kraft und will ihn nicht wieder loslassen.

Ich darf dem Baby manchmal die Flasche geben, halte es dabei sorgsam im Arm und lasse es am Schnuller saugen. Willi trinkt so hastig, dass ich Angst habe, er könnte sich verschlucken. Beim Trinken hält er meinen Finger fest in der Faust und lässt ihn nicht los, und wenn ihm der Schnuller aus dem Mund rutscht, fängt er sofort an zu brüllen, weil er weitertrinken will.

«Ich will ihn füttern», sagt Stella und stösst mich am Arm. «Auf jeden Fall bin ich jetzt dran.»

«Nein, ich bin dran», rufe ich, «du hast ihn letztes Mal gefüttert.»

«Hört auf zu streiten, sonst ist Mama böse mit euch», ermahnt uns Erna.

Papa mischt sich in unsere Streitereien nicht ein. Er lässt sich in seinen Lieblingssessel zurückfallen, der ihn aufnimmt wie ein alter Freund, und raschelt mit der Zeitung. Ein zufriedenes Lächeln graviert Fältchen um Mund und Augenwinkel. Das Leben verläuft in gewohnten Bahnen: Seine Frau ist mit den Kindern beschäftigt, er schafft das Geld heran und sein Haushalt läuft rund.



## II

### *Veränderungen* 1922

Als Willi seine ersten unsicheren Gehversuche macht, quietschen wir Mädchen vor Vergnügen und rennen durchs Haus auf der Suche nach Mama und Papa, die das unbedingt sehen müssen. Doch als wir lachend und schnatternd in ihr Zimmer platzen, treffen wir dort auf eine so ungewohnte Stille, dass wir sofort verstummen. Wir werden von unserem Kindermädchen zum Stillsein ermahnt und wieder hinausgeschickt. Seit mehreren Tagen waren Ärzte zu uns nach Hause gekommen, und wir hatten uns inzwischen daran gewöhnt, sie eilig das Haus betreten und wieder verlassen zu sehen. Heute jedoch ist etwas anders als sonst: Wir beobachten, wie sie kopfschüttelnd und unter Beileidsgemurmel Weggehen. Sofort stellen wir alle durcheinander angstvolle Fragen. Ich sehe, dass Erna und Stella anfangen zu weinen. Ich verstehe nicht, was los ist, deshalb gehe ich zurück ins Nebenzimmer, um mit Willi zu spielen, der nach seinem letzten Gehversuch wieder auf dem Fussboden gelandet ist. Ich versuche vergeblich, ihn aufzuheben, aber es ist niemand da, der mir dabei hilft, und Willi fängt vor Enttäuschung an zu heulen. Binnen kurzem weinen wir beide und lassen uns auch vom Kindermädchen nicht beruhigen. Wir wollen Mama bei uns haben, aber sie kommt nicht.

Tränenüberströmt und mit offenen Schnürsenkeln marschiere ich auf der Suche nach Mama durchs Haus, treffe aber nur auf meine Schwestern. «Was ist denn passiert?», frage ich. «Warum weinen auf einmal alle? Und wo ist Mama?»

«Du kannst Mama jetzt nicht sehen. Papa ist tot, verstehst du das nicht?», antwortet Stella unter Tränen. Stella gibt mir immer das Ge-

fühl, blöd zu sein, und sagt mir, dass ich von nichts eine Ahnung habe.

Ich bin noch nicht ganz sechs Jahre alt, als Papa stirbt und für immer aus unserem Leben verschwindet. Ich empfinde seinen Verlust als eine ständige Betrübnis tief in meinem Inneren. Ich begreife noch nicht richtig, was für eine Lücke er hinterlässt, und werde mit dem Schmerz und dem Verlassenheitsgefühl nicht fertig. Da ich das Geschehene noch nicht wirklich realisieren kann, bringen mich die Verzweiflungsausbrüche um mich herum ganz durcheinander; Erwachsene brechen in Tränen aus, was bislang Kindern vorbehalten war, und Mama zeigt sich elend und tieftraurig.

Wir sitzen sieben Tage Schiwa. In dieser Zeit wird des Verstorbenen gedacht. Eine dicke Kerze in einem Glas steht auf der Kommode und brennt Tag und Nacht. Alle Spiegel sind mit Tüchern zugehängt. Wir Trauernden sitzen auf niedrigen Hockern, und jeder hat ein zerrissenes schwarzes Band an seiner Bluse stecken. Anteilnehmende Freunde und Verwandte kommen jeden Tag zu uns, um uns zu trösten, aber ihre Worte können die grosse Leere in uns nicht ausfüllen.

Ich kauere mit dem Baby in einer Ecke, sage Kinderreime auf, singe ihm Wiegenliedchen vor und gerate bei dem Versuch, mich an alle Wörter zu erinnern, immer wieder ins Stocken. Willi ist noch zu klein, um von dem Verlust etwas zu merken, von mir dagegen erwartet man es, aber die Verwirrung überdeckt die Trauer, und ich finde aus diesem Gefühlschaos nicht wieder heraus. Niemand kann mir die Situation erklären, weil jeder im Haus mit seiner eigenen Trauer beschäftigt ist. Das gewohnte Kinderstimmengewirr ist verstummt, und auch unsere ständigen Streitereien haben aufgehört.

Ich will einfach nicht glauben, dass Papa nie wiederkommen soll. Ich warte abends an der Haustür oder spähe sehnsüchtig zum Fenster hinaus in der Erwartung, dass er wie gewohnt nach Hause kommt, mir übers Haar streicht und mit seiner tiefen Stimme Fragen stellt. Ich male mir

aus, dass er uns allen nur einen Streich spielt und mit einem übermütigen Lachen über den gelungenen Scherz bald augenzwinkernd wieder bei uns auftaucht. Ich tue so, als ob er nur länger gearbeitet hätte und gleich nach Hause käme. Obwohl mich meine Schwestern unter wütendem Protest für verrückt erklären, stehe ich eine Zeit lang abends am Fenster und sehe auf die dunkler werdende Strasse hinunter. Schliesslich kann ich mich der Wahrheit nicht länger verschliessen, sehe widerstrebend ein, dass er nicht wiederkommt, und warte nicht länger.

Ich liege häufig in Papas grossem Sessel, abgesondert vom Rest der Familie, und träume von ihm und unseren Augenblicken der Gemeinsamkeit. Ich bemühe mich mit aller Kraft, an den Erinnerungen festzuhalten, denn sie sind das Einzige, was mir von ihm geblieben ist. Ich suche nach Zeichen, die mir sagen, dass er noch bei mir ist. Vielleicht ist es seine Stimme, die ich im Flüstern des Windes vernehme, vielleicht ist er es, der mir in dem hellen Sonnenlicht zuzwinkert, das durch das vom Wind bewegte frische Blattwerk draussen vor dem Fenster zu mir ins Zimmer fällt. Manchmal glaube ich, dass ich ihn pfeifen höre, wenn ein Vogel im Geäst sein Lied zwitschert, oder dass er mir etwas zuruft, wenn Regentropfen auf die Strasse prasseln. Ich behalte diese Gedanken ganz für mich und teile sie mit niemandem, damit sie sich nicht verflüchtigen. Ich fürchte vor allem, dass ich sein Gesicht und seinen Geruch vergessen werde und dass er sich immer weiter von mir entfernt.

Unser Leben hat sich verändert, weil Mama neben dem Haushalt die Leitung des Geschäfts übernehmen musste. Sie scheint immer müde zu sein, und wir fühlen uns allein gelassen. Aber Papa hat uns als kostbares Geschenk seine ermutigenden Worte hinterlassen, die uns die Kraft geben, uns einem Leben ohne ihn zu stellen. Immer wenn wir an uns zweifeln, rufen wir uns seine wachen, freundlichen Augen in Erinnerung und die Geschichten, die er uns erzählt hat.

«Ich habe unter den Papieren eures Vaters etwas gefunden, Kinder», sagt Mama eines Abends nach dem Abendessen in sehr ernstem Ton.

«Euer Vater hat es geschrieben, nachdem er erfahren hatte, wie krank er ist. Ich habe es bislang für mich behalten, weil ich es euch vorlesen wollte, mich dazu aber noch nicht in der Lage fühlte. Ihr sollt wissen, wie viel ihr alle ihm bedeutet habt und dass er sogar an seinem Lebensende in Gedanken bei euch war.»

Wir sind sofort mucksmäuschenstill und wenden keinen Blick von Mama. Papa hat uns etwas geschickt, obwohl er tot ist. Wir warten, während sie das kostbare Stück Papier, das sie mit Zartheit und feierlicher Ehrfurcht berührt, sorgsam auseinanderfaltet. Sie holt tief Luft und beginnt zu lesen:

*An meine lieben Kinder.*

*Solange wir Eltern auch werden leben,*

*Werden wir trachten, Euch alles zu geben,*

*Aber einmal wird kommen die Zeit, wenn wir müssen gehen Und Ihr, liebe Kinder, werdet ohne Eltern stehen.*

*Dann, Kinder, ich lege es Euch streng ans Herz, keiner soll dulden, dass der andere hat einen Schmerz.*

*Haltet fest zusammen, das ist mein Gebot, vergesst nicht der Armen, da gibt es auch viel Not. Wer hat, der gebe mit vollen Händen, denn so ist es recht.*

*Euer Vater hat es so gewollt,*

*Eure Mutter hat es gerne gesehen.*

*So soll es bleiben, und so muss es geschehen.*

*Euer Vater*

Die Tränen treten uns in die Augen und wir wischen sie mit dem Handrücken weg. Wir umarmen Mama, deren spitzenbesetztes weisses Taschentuch nur noch ein feuchter Stoffklumpen in ihrer Faust ist. Papa ist noch bei uns und wird immer bei uns bleiben. Wir versprechen Mama feierlich, das Gedicht auswendig zu lernen, es unser Leben lang in Ehren zu halten und nicht zu vergessen. Schon bald hat uns der Alltag

wieder, und in unserem Haus herrscht das gewohnte geräuschvolle Treiben. Stella und Erna gehen zur Schule, Mama kümmert sich um das Geschäft, und Klein Willi bleibt zu Hause bei unserem Kindermädchen.

Am Abend sitzen wir wieder alle zusammen am Esstisch. Und dann wird uns so richtig bewusst, was wir verloren haben und wie anders alles geworden ist. Am Kopfende des Tisches steht der leere Stuhl Papas, auf den alle Gedanken gerichtet sind. Im Hintergrund schreit der kleine Willi jämmerlich, während wir in ungewohnter Schweigsamkeit unsere Abendmahlzeit einnehmen. Mama sieht den verwaisten Stuhl an und bemerkt den vor ihr stehenden Teller nicht einmal. Sie hört uns nicht, wenn wir sie ansprechen, und bald versuchen wir es gar nicht mehr. Mit Papa haben wir zur Hälfte auch die Mutter verloren. Wir verbringen viele tränenreiche Nächte allein in unserem Zimmer mit einsamen Träumen.

Wir versuchen uns gut um Willi zu kümmern, der als Einziger nichts von dem Verlust und von den Veränderungen mitbekommt. Er wird Papa nie kennenlernen, wird nie die Erinnerung an die wenigen mit ihm verbrachten kostbaren Jahre haben wie ich.

Mama kommt uns so gealtert vor. Ihr unbeschwertes Lachen und ihr leiser Singsang sind verstummt. Sie arbeitet jeden Tag lange im Geschäft, um mit der Bürde zurechtzukommen, die sie nun alleine tragen muss. Wenn sie nach Hause kommt, lässt sie sich in Papas Sessel fallen und drückt das dicke Daunenkissen fest an ihre Brust, als suchte sie Trost und Hilfe bei ihm. Wir begreifen, dass dieser Platz nun ihr gehört, weil sie jetzt der Haushaltsvorstand ist und alle Entscheidungen treffen muss.

Der Sommer neigt sich dem Ende zu, und im Herbst soll ich in die Schule kommen. Da die Tage immer noch warm und sonnig sind, gehen Erna, Stella und ich jeden Tag mit unserem Kindermädchen in den Park. Der Geruch von frischem Gras und das fröhliche Lärmen spielender Kinder bilden eine willkommene Abwechslung von der traurigen Stimmung bei uns zu Hause. Wir vertreiben uns die Zeit mit Seilhüpfen und

Ballspielen auf dem Rasen, während unser Kindermädchen in der Nähe auf einer Bank sitzt, den schlafenden Willi im Kinderwagen neben sich.

Nie haben wir genug Zeit für all unsere Spiele. Wir rollen schneller und schneller die grünen Hänge herunter, bis alles um uns verschwimmt, und kommen unter Gelächter so schwindelig unten an, dass wir nur noch umhertaumeln. Wir laufen um die Wette zu den Schaukeln und schwingen uns auf dem Brett unter Beugen und Strecken der Beine in die Höhe. Wir fühlen uns wie Vögel, der Wind fährt uns in die Kleider und fegt uns die Haare in die Augen. Das Kindermädchen ruft, dass wir kommen sollen, wir tun aber so, als hörten wir sie nicht, und schaukeln nur umso heftiger weiter.

Man hat uns gesagt, dass wir dem Kindermädchen gehorchen und ihr den gebührenden Respekt entgegenbringen sollen. Wir wissen, dass Mama nicht mehr dauernd mit uns zusammen sein kann und dass wir jemanden brauchen, der sich um uns kümmert, aber auch dieses Kindermädchen wird uns wie alle anderen vor ihm wieder verlassen, und bald wird es in unserem Haus ein neues «Fräulein» geben, das unsere Sachen aufräumt und unseren Alltag organisiert. Sie machen ihre Arbeit zuverlässig, aber mit kühler Sachlichkeit; sie nehmen uns nicht in den Arm und gehen auch nicht auf unsere alltäglichen Sorgen ein. Einige sind netter als die anderen, aber wir haben gelernt, auf keine von ihnen für allzu lange Zeit zu bauen, weil jede bald wieder verschwindet. Die meiste Zeit sind nur wir füreinander da. Wir verlassen widerwillig den Spielplatz und gehen nach Hause, um dort sehnsüchtig auf Mamas Rückkehr zu warten.

### III

## *Andenken*

1923

Der Wind fährt in heftigen Stößen über den Friedhof, deshalb fasse ich Mamas behandschuhte Hand fester. Im September wird Rosch ha Schana gefeiert, das jüdische Neujahrsfest, und dann müssen alle, die einen Elternteil verloren haben, dessen Grab aufsuchen. Stella sagt, dass wir das nun jedes Jahr tun müssten, weil wir jetzt «Halbwaisen» seien. Man hat mir meine Wollmütze tief ins Gesicht gezogen, doch ich spüre die schneidende Kälte trotzdem. Als wir vor dem Grabstein stehen, in den eine Inschrift und ein Stern eingemeißelt sind, flüstert Mama ein paar Worte, die ich nicht verstehe. Er ist einer von vielen Grabsteinen, die ordentlich aufgereiht hintereinanderstehen.

Ich starre wie gebannt auf die Blumen, die aus der Erde wachsen, wo Papa, wie man mir gesagt hat, seinen ewigen Schlaf hält. Ich stelle mir vor, dass er die Blumen extra für uns hat wachsen lassen, jede einzelne gelbe und weisse Blüte ein kleines Geschenk an uns von seiner letzten Ruhestätte, um uns an ihn zu erinnern und uns wissen zu lassen, dass er uns nicht vergessen hat. Ich halte ein glattes Steinchen in meiner Faust, das ich auf dem Kiesweg zum Grab gefunden habe. Als Mama und die anderen näher an Papas Grabstätte herantreten, folge ich ihnen und lege mein Steinchen neben ihre Steine. Alle schluchzen. Ich denke an Papa, der unter den Blumen schläft, und flüstere ihm zu: «Gute Nacht, Papa. Fürchte dich nicht vor der Dunkelheit.»

Am hohen heiligen Fest Jom Kippur, dem Versöhnungstag, werde ich zum Jiskor in die Synagoge bei uns in der Nähe mitgenommen. Dort sprechen Mama und wir Kinder in stiller Andacht das Gebet zum An-

denken an die Toten. Alle Frauen, die älter als zwölf Jahre sind, sowie alle Männer ab dreizehn müssen vierundzwanzig Stunden fasten, dürfen nichts essen und noch nicht einmal einen Schluck Wasser trinken; das soll ihre Gedanken wieder in Ordnung bringen und so Platz schaffen für die Besinnung auf das, was sie haben, und das, was sie verloren haben. Man sagt mir, dass das auch von mir verlangt wird, wenn ich zwölf werde, ich bin aber erst sieben, und bis dahin scheint es mir noch eine Ewigkeit zu sein.

Die Synagoge kommt mir riesengross vor, während ich zum Deckengewölbe und zur Farbenpracht der Buntglasfenster hinaufschau, durch die in blauen und grünen Streifen das Sonnenlicht hereinfällt. Die Bilder auf den Scheiben zeigen Dinge, die ich kenne, wie zum Beispiel den siebenarmigen Leuchter, den wir auch zu Hause haben, oder den Schofar, das Widderhorn, der erst vor ein paar Tagen an Rosch ha Schana zur Begrüssung des neuen Jahres geblasen wurde. Ich denke an das seltsame Röhren, das aus dem gewundenen Horn kam und über die schweigende Gemeinde hinstrich. Es gibt noch andere Bilder von Bäumen und Wolken, aber keines von Menschen. Mama sagt, dass wir Juden nicht zu Menschen beten, sondern nur zu einem unsichtbaren Gott, den wir in unserem Inneren haben. Ich habe in meinem Inneren aber nur ein Bild von Papas Gesicht.

Die Frauen um uns herum lesen in ihren schwarzen Gebetbüchern, während die Männer unter lautem, gleichmässigem Singsang in schnellem Takt mit dem Oberkörper wippen und dabei, in Meditation und religiöse Trance versunken, alte hebräische Anbetungsformeln wiederholen. Sie tragen den Tallit, einen weissseidenen Gebetsmantel, der unten von Fransen und breiten blauen oder schwarzen Streifen gesäumt ist, und haben kleine runde Kappen, die Jarmulkes, auf dem Kopf. Einige von ihnen schlagen sich mit der Faust an die linke Brust.

«Warum schlagen sich die Männer an die Brust, Mama?», frage ich.

«Sie denken an die Sünden, die sie im letzten Jahr begangen haben



und bitten Gott um Vergebung, indem sie für ihre Verfehlungen symbolisch Busse tun. Sie geloben Besserung für das kommende Jahr und flehen den Allmächtigen an, sie für ein weiteres Jahr in das Buch des Lebens einzutragen. Das bedeutet, Nini, dass wir versuchen sollten, es im nächsten Jahr besser zu machen und freundlicher zu unseren Mitmenschen zu sein.»

Ich verstehe nicht alles von dem, was Mama mir gesagt hat, sehe aber, dass sich in den Gesichtern der Menschen um mich herum Ruhe und äusserste Konzentration spiegeln. Sie bitten darum, trotz ihrer Verfehlungen weiterleben zu dürfen. Wir blicken alle nach vorne, dort steht erhöht die «Heilige Lade», in der die handgeschriebenen Thorarollen, das kostbarste Heiligtum der Juden, aufbewahrt werden. So klein ich noch bin, spüre ich doch die Ehrfurcht der Menschen vor diesen Schriften, die von der langen, leidvollen Geschichte unseres Volkes erzählen. Wenn der Thoraschrein geöffnet wird, erheben wir uns ehrerbietig. Für alle sichtbar werden die in einen Samtmantel mit leuchtenden Silberapplikationen gehüllten Thorarollen von führenden Mitgliedern der Gemeinde in einer feierlichen Prozession langsam den Mittelgang herauf- und heruntergetragen, vorbei an den Gläubigen, die vor ihren Plätzen stehenbleiben. Wenn sie vorbeikommen, strecken die Männer den Oberkörper in den Mittelgang und berühren die heiligen Schriftrollen zum Zeichen ihrer Hingabe mit den Fransen ihres Tallits.

«Darf ich auch ein Gebet sprechen, Mama?», frage ich und zupfe sie am Ärmel.

Sie wendet sich zu mir, eine Tränenspur auf der Wange, und sieht mich überrascht an, als hätte sie meine Anwesenheit ganz vergessen.

«Ja, Nini, sag: ‚Schma Jisrael, Adonai Elohanu, Adonai Ehad‘; das bedeutet: ‚Höre, Israel, der Herr, unser Gott, der Herr ist einzige»

«Aber ich verstehe nicht, Mama, was das mit Papa zu tun hat.»

«Es bedeutet, dass es für das ganze jüdische Volk nur einen einzigen Gott gibt und dass er über uns alle wacht, auch über Papa, obwohl er tot

ist und wir ihn nicht mehr sehen. Unser Gott beschützt uns in alle Ewigkeit. Ich weiss, dass das für dich jetzt noch schwer zu verstehen ist, wenn du älter bist, wird es einfacher. Fürs Erste sprich diese Worte, wann immer du magst, vor allem zum Andenken an Papa, und auch wenn du sie von anderen Menschen hörst, denn dieses Gebet kennt jeder Jude.»

An diesen «heiligen Tagen» wird die Synagoge für unsere Familie zu einem erhabenen Refugium, das Zuflucht bietet vor innerem Kummer und Leid. Die Versammlung der in Weiss gehüllten Menschen wird eins im rhythmischen Chorgesang hebräischer Worte. In gewisser Weise helfen die fremden Worte und Lieder die brennenden Wunden schliessen, die Trauer und Einsamkeit bei uns hinterlassen haben. Wir sind nun bereit, uns trösten zu lassen, und finden nach und nach unsere innere Ruhe.

## IV

### *Wien* 1926

In den nächsten Jahren folgt das Leben seinem eigenen Schwung, die Jahreszeiten lösen einander ab, und das vorübereilende Jahr erfährt durch Geburtstage seine Höhepunkte. Wir besuchen die Schule, nehmen Musikunterricht und gehen im Winter unserer Lieblingsbeschäftigung, dem Skilaufen, nach. Dabei blicke ich jedes Mal zu den Bergen hinauf und denke wieder an Papa, der dort oben irgendwo zwischen dem Himmel und dem Schnee dahinschwebt. Ich spüre wieder seine tröstende, schützende Umarmung, wenn ich den Blick auf die Stelle richte, wo das Weiss und das Blau Zusammentreffen, und stelle mir vor, dass dort das Tor zum Himmel ist.

Nach Papas Tod bilden sich bei uns nach und nach neue Gewohnheiten aus. Sonntage sind jetzt etwas Besonderes, denn die Läden sind geschlossen, und Mama ist zu Hause. Der Sonntag ist auch ein Tag für Familienbesuche, und es kommt häufig vor, dass ein ganzer Trupp Verwandter bei uns einfällt. Aus der Küche dringt der leckere Duft eines Apfelstrudels, der, mit Zimt gewürzt und mit Butter bestrichen, im Ofen zu goldbrauner Knusprigkeit fertig bäckt. Mit süß-säuerlichen Aprikosen gefüllte Hefeknödel sieden im Topf, und Kaffee, die bittere Köstlichkeit, steht zur jubelnd verlautbarten Freude der eintreffenden Sonntagnachmittagsgäste schon auf dem Herd bereit. Wir Kinder müssen uns fein machen und unsere unbequemsten Sachen anziehen, blank geputzte, kneifende Schuhe und hochgeschlossene, auf dem Rücken geknöpfte Kleider. Wir absolvieren das Begrüssungszeremoniell und

müssen darauf achten, jeden mit dem richtigen Namen anzureden, damit sich keiner auf den Schlipps getreten fühlt.

Diese Familientreffen sind jedes Mal eine harte Prüfung, bei der es eiserne Etiketteregeln einzuhalten gilt. Wir werden vor allem ermahnt, ja keinem Erwachsenen zu widersprechen, weil das unvorstellbar schreckliche Konsequenzen haben wird. Schon bei dem geringsten Anlass reagieren sie mit hektischem Ärger.

Eines der schlimmsten Vergehen ist es, einen Gast nicht sofort und in angemessener Form zu begrüßen wie zum Beispiel: «Küss die Hand, gnädige Frau», doch diese formelle und komisch-altmodische Respektsbezeugung erfüllt uns Kinder immer wieder mit Unbehagen. Wenn eine von uns einen Augenblick abgelenkt oder mit den Gedanken woanders ist, kann es passieren, dass sie ohne zu grüssen ins Zimmer kommt. Dann geht garantiert das Gekeife los: «Seht euch das an, kommt hereingetrampelt wie eine Kuh und sagt nicht mal ‚Muh‘. Eine Frechheit!», stösst eine der Tanten hervor.

«Was für ein ungezogenes Gör. Gibt es denn in diesem Hause keine Manieren mehr?», stimmt eine andere ihr zu.

Mama ist dann enttäuscht über unser Benehmen und besteht darauf, dass wir uns entschuldigen, und kurz darauf sind wir aus dem Salon verbannt, damit der gefährdete gute Ton nicht weiteren Schaden nimmt. Nach vielen Zusammenstössen dieser Art werden wir zivilisierter und verstossen nicht mehr so oft gegen die Etikette. Willi und ich als die beiden Jüngsten werden für unsere Vergehen immer noch aus dem Zimmer geschickt, Erna und Stella dagegen werden als junge Damen angesehen, von denen man ein gesitteteres Betragen erwarten kann. Erna ist jetzt achtzehn und hat sich verlobt, deshalb soll an diesem Sonntag ein besonderes Fest gefeiert werden. Wir haben Mama versprochen, besonders brav zu sein, weil ausser den Onkeln und Tanten auch Grossmutter zu Besuch kommt. Das Haar sorgfältig gekämmt und gescheitelt, Gesicht und Hände blank geschrubbt, den widerstrebenden Körper in das hochgeschlossene Sonntagskleid gezwängt, so stehen wir in Erwartung

des Ansturms an der Tür. Wir vergessen nicht, uns bei jedem nach seinem Befinden zu erkundigen, alle Fragen höflich zu beantworten, Rat schläge aufmerksam anzuhören und unsere eigene Meinung für uns zu behalten.

Sie kommen auf die Minute pünktlich. Es gilt als unhöflich und inakzeptabel, zu spät zu kommen. Man folgt der österreichischen Manie für Ordnung und Pünktlichkeit. Sie kommen mit raschelnden Röcken hereingerauscht, küssen jeden von uns auf beide Wangen und reden ohne Punkt und Komma. In das aromatische Bukett der Gerüche, die aus der Küche kommen, mischen sich die zarten, wohlriechenden Düfte von Gesichtspuder, Rouge und Eau de Cologne der Damen und von dem Rasierwasser und der Haarpomade der Herren. Meine stolzen, gestrengen Onkel und Tanten verlangen den Kuss und den Knicks zu ihrer Begrüssung und vor allem Hochachtung und Respekt.

Manchmal bringen sie die begehrten, in buntes Stanniolpapier gewickelten Schweizer Schokoladenpralinen mit. Wir müssen besonders artig sein, um von diesen Süssigkeiten etwas zu bekommen. Wir stehen dem Alter nach in einer Reihe wie Soldaten beim Appell. Die erste ist Erna, deren langes schwarzes Haar, mit einer Seidenschleife nach hinten gebunden, schwer auf den Rücken herabhängt. Als nächstes kommt die fünfzehnjährige Stella, sommersprossig und mit hellbraunem Haar und blauen Augen wie ich. Dann bin ich an der Reihe, das jüngste der Mädchen. Ich bin inzwischen zehn und trete ungeduldig von einem Fuss auf den anderen, begierig, meinen Anteil Schokolade in Empfang zu nehmen und mich damit aus dem Staub zu machen. An meinem Kleid zerrt der mittlerweile fünfjährige Willi, ein schüchterner kleiner Junge in weissem Hemd und kurzer Hose, mit einer Nickelbrille auf der Nase. Weiss beschürzte Dienstmädchen eilen in Ausführung von Mamas Anweisungen geschäftig zwischen Küche und Esszimmer hin und her, wo der Tisch mit einer weissen Leinendecke und dem mit Monogramm versehenen Familiensilber gedeckt ist. Mama sitzt stolz erhobenen Hauptes da und will nichts hören von dem Mitgefühl der Verwandten für ihre Lage. Sie legt Wert darauf zu demonstrieren, wie gut sie das Personal

und den ganzen Haushalt im Griff hat. Auch an unserem Benehmen lässt sich ablesen, wie sie mit der grossen Verantwortung zurechtkommt, die ihr aufgebürdet worden ist. Sie mustert ihr Reich mit derselben Gelassenheit wie ein Feldherr, der seine Truppen inspiziert, und unterhält sich dabei sichtlich ungezwungen mit lebhaftem Vergnügen. Ihr Lächeln verrät, dass ihr das Ambiente und das beifällige Nicken der Besucher Freude bereitet. Sie nimmt uns der Reihe nach in den Arm und flüstert: «Papa wäre heute stolz auf euch gewesen. Ihr habt eure Sache gut gemacht.»

Ausser auf die strenge Etikette müssen wir auch auf die bösen Mächte achten, die bei allem, was wir sagen oder tun, uns zu beeinflussen und uns zu schaden suchen. Wenn im Gespräch die Rede auf irgendetwas Schlimmes kommt, gemeint ist damit vor allem etwas, das mit Pogromen, Krankheit oder Tod zu tun hat, dürfen wir unter gar keinen Umständen niesen. Denn das ist für alle bösen Geister, die sich in unserer Nähe herumtreiben, ein Signal, auf uns herabzufahren und uns mit einem Fluch zu belegen. Zum Glück gibt es dagegen ein Antidot wie gegen viele andere ähnliche Bedrohungen auch. Wenn wir mit den Gedanken woanders sind oder das Niesen in diesem ungeeigneten Augenblick nicht unterdrücken können, kommt gleich einer von den noch nicht so eingerosteten Erwachsenen herbeigeeilt und zieht uns ein paar Mal tüchtig am Ohr. Es ist dann unbedingt notwendig, dass wir uns auf die Gespräche konzentrieren und unser ungehöriges Niesen unterdrücken, selbst wenn uns das zerreisst. Wir lernen den Trick, die Zunge fest gegen den Gaumen zu drücken, um eine sich anbahnende Eruption zurückzuhalten.

Selbst bei der Sitzordnung achtet man darauf, dass nicht gegen Regeln verstossen wird. Jede Person, die voraussichtlich noch sieben Jahre von der Ehe trennen, darf nicht an einer Ecke des Esstisches sitzen, weil das schreckliche Folgen haben könnte – nämlich dass er oder sie vielleicht nie heiratet, ein gefürchtetes Schicksal. Wenn einer von uns Jüngeren Zweifel daran äussert, dass es zwischen einem Eckplatz am Tisch und unseren Heiratsaussichten einen Zusammenhang geben könnte, be-

kommt er zu hören, dass er sein Schicksal lieber nicht herausfordern und auch besser kein Risiko eingehen soll. Man kann nie wissen, wie sich etwas, das auf der Welt getan wird, unter Umständen auf irgendetwas anderes auswirkt. Und so werden rasch Berechnungen angestellt und erörtert: Zwanzig plus sieben, da wäre man sich wahrscheinlich schnell einig, dass niemand so lange warten würde. In anderen Fällen gehen die Ansichten vielleicht auseinander – denn fünfzehn und sieben ist zweiundzwanzig, was vielleicht gar nicht so schlecht ist. Da Stella jetzt in dem problematischen Alter ist, achtet sie sorgfältig darauf, wo sie sich hinsetzt; wenn sie es aber mal vergisst und auf einen Eckplatz zusteuert, erhebt sich unter den Anwesenden ein heftiges Schreien und Fucheln, um sie noch rechtzeitig aufzuhalten und so ein Unglück zu verhindern.

Ich frage mich, wie ich jemals all diese Regeln lernen soll. Und jeden Tag scheinen neue dazuzukommen. Ich soll keine Schlüssel auf dem Tisch liegenlassen, weil es dann Streit gibt. Ich soll zuerst den rechten Fuss vor die Tür setzen, wenn ich morgens aus dem Haus gehe, sonst werde ich den ganzen Tag vom Pech verfolgt. Das Credo des Aberglaubens wird von uns nicht in Zweifel gezogen. Wohin wir uns auch wenden, stets scheinen wir uns auf einem schmalen Grat zwischen Sicherheit und Gefahr zu befinden. So ist das nun einmal.

Nach einer Weile signalisiert uns Mama, dass wir uns höflich verabschieden sollen und anschliessend in unser Zimmer oder zum Spielen nach draussen gehen dürfen. Ich bin froh, von den Zwängen der Etikette befreit zu sein, ziehe mich rasch um und verschwinde nach draussen. Das winterliche Wien ist ein Paradies für Kinder, Häuser und Bäume sind in eine blendend weisse Pracht gehüllt. Wir laufen mit Wonne Schlittschuh und Ski und veranstalten in dicke, bunte handgestrickte Pullover verpackt Wettrennen in unserer Strasse. Freiheit ist etwas Köstliches, und wir machen begierig Gebrauch davon in der Erwartung, dass es immer so bleiben wird.

## *Grösser werden*

1931

Wir lernen in der Schule, dass es in der grossen, weiten Welt Länder mit nur geringer Zivilisation gibt, wo eigenartige Sprachen gesprochen werden und Menschen mit rosinen-, kakao- oder safranfarbener Haut barfuss gehen. Wir erfahren etwas über Gegenden, in denen es niemals schneit. Es zieht mich in Gedanken weit weg in diesen feuchtheissen Dschungel, wo ich mir als Abenteurerin mit dem Buschmesser den Weg durch das dichte tropische Unterholz bahne. Was für wilde Tiere hausen in diesen Wäldern? Meine Phantasie trägt mich davon, und ich höre nicht mehr, worüber die Lehrerin spricht.

Ich frage mich, wie solche Menschen wohl leben können und wie seltsam und Angst erregend sie aussehen mögen. Während ich meine Gedanken schweifen lasse, stosse ich auf fremdartige Menschen, wie sie in meinen Schulbüchern zu sehen sind, und stelle mir vor, eine Forscherin zu sein, die einen unbekanntem Planeten erkundet. Die exotische Erscheinung von Menschen, die in seltsame Gewänder gehüllt sind und eine mir unbekannte Sprache sprechen, ist eine wunderbare Ausgeburt meiner Phantasie; in Wirklichkeit rechne ich aber nicht damit, jemals einem solchen Fremdling zu begegnen. Afrika und Asien sind Flecken auf der Landkarte, geheimnisvoll und voller Gefahren, wo Elefanten und Tiger umherstreifen. In meiner realen Welt in Wien fühlen wir uns sicher an einem Ort, wo man keine unangenehmen Überraschungen gewärtigen muss und alle Menschen gleich sind.

Die Schulstunden sind öde und langweilig. Mein Verstand rebellierte



dagegen, in das muffige Klassenzimmer eingesperrt zu sein, wo mich die eintönige Stimme der Lehrerin einschläfert. Ich denke an Freiheit und an die Berge. Die Lehrer haben Mama gesagt, dass ich eine schlechte Schülerin sei, die sich nicht auf die Arbeit konzentrieren könne und faul sei.

Sobald der Unterricht vorbei ist und ich ins Freie stürme, weckt der frische Wind meine Lebensgeister. Auf dem Schulhof warten meine Freundinnen auf mich, um mit mir zu spielen und mir das Neueste von sich zu erzählen. Als wir eines Tages kichernd und schnatternd von der Schule nach Hause gehen, werden wir von einem lauten wütenden Ausruf hinter uns aufgeschreckt: «Haltet die Schnauze, ihr Drecksjuden!» Das war eine unserer Klassenkameradinnen, die dann mit monotoner Stimme «Saujuden, Saujuden» herunterleiert.

Ich lege, ohne zu zögern, meine Schulbücher hin und stürze mich in einem heftigen Wutanfall auf das Mädchen. Sie ist grösser als ich, doch das ist mir in dem Moment egal. Ich reisse ihr büschelweise die roten Haare aus und werfe sie zu Boden. Wir drehen und winden uns, verrenken Arme und Beine, bis es mir schliesslich gelingt, die Oberhand zu gewinnen und rittlings auf ihrer Brust zu sitzen. Sie krallt ihre Fingernägel in meinen Unterarm und verpasst mir einen schmerzhaften Kratzer. Während sie sich windet und um Hilfe schreit, knallt meine Faust auf ihre dicke Nase, aus der sofort klebriges Blut auf meine Hand und meinen Ärmel schießt. Die Tränen hinterlassen eine Spur auf ihren schmutzigen Wangen und sie schreit unaufhörlich, dass ich sie in Ruhe lassen soll. Ich rappele mich auf, schnappe mir meine Bücher mit der Ermahnung an sie, dass sie ihre blöden Beleidigungen gefälligst unterlassen soll, wenn sie nicht noch mehr Ärger haben will. Dann mache ich mich mit den anderen auf den Heimweg.

Meine Freundinnen sehen mich als Heldin und beglückwünschen mich mit herzhaftem Schulterklopfen für meinen Mut. Sie sind auch der Meinung, dass man die antisemitischen Gedanken aus ihr und allen anderen, die ebenso denken, herausprügeln sollte. Wir werden nicht zulas-

sen, dass der Hass in unserem geliebten Heimatland einen Nährboden findet. Ich erwarte, dass Mama ärgerlich ist, wenn sie mich mit zerkratztem blutigem Arm und Knie, beschmutztem Schulkleid und wirrem, verschwitztem Haar nach Hause kommen sieht. Aber ihr Gesicht wird plötzlich blass und starr, als ich ihr von dem Vorfall erzähle. Sie nimmt mich fest in den Arm, und ich spüre, wie sie zittert. Ich sage ihr, dass sie keine Angst haben soll, weil ich stark bin und auf sie aufpasse.

Mich schützt und wärmt eine jugendliche Zuversicht, die ein Füllhorn voller Verheissungen für die Zukunft vor mir ausschüttet. Meine Freundinnen und ich träumen von Abenteuern und Plänen für ein Leben, das wir gern führen möchten. Vielleicht werde ich eine grosse, berühmte Schauspielerin, das ist mein geheimer Wunsch. Ich probe abwechselnd lachend und weinend vor meinem Spiegel, mache grosse Gesten mit den Armen und verbeuge mich dann tief und feierlich vor der in meiner Phantasie heftig applaudierenden Menschenmenge. Auch meine Schwestern müssen mir Beifall spenden, und Mama wird stolz auf mich sein.

Samstags gehen wir in die Volksoper, wo Schüler für die Nachmittagsvorstellung ermässigte Karten bekommen. Besonders begeistert bin ich von den Operetten und kann schon bald die Texte aller Arien auswendig. Mit zunehmendem Alter besuchen wir Gesellschaften und Kostümbälle. Wie stolz sind wir, Österreicher zu sein und als solche im kulturellen Mittelpunkt der Welt zu leben. Wo sonst findet man schliesslich ein Schloss, das es mit der üppigen barocken Pracht von Schönbrunn aufnehmen kann? Wo sonst begrüssen dich Berge, smaragdgrün im Sommer und pudierzuckerweiss im Winter wie die unsrigen?

Die Wintermonate in Österreich sind für mich etwas Unvergleichliches. Ich hole meine Wollpullover aus der Mottenkiste und die Skier vom Speicher. Wir haben alle Skier, die, jedes Paar in ein altes Betttuch gewickelt und verschnürt, an ihrem Aufbewahrungsort ordentlich auf-

gereiht sind. Meine Skier sind mein kostbarster Besitz. Ich erinnere mich noch an den Tag, an dem ich sie geschenkt bekam. Die hellrot gestrichenen Bretter waren speziell für meine Grösse, für mich ganz allein und das tollste Geschenk, das man mir je gemacht hat. Nach Pappas Tod hatte bei uns eine bis dahin unbekannte Sparsamkeit Einzug gehalten, und Mama hatte das Geld für die Skier nach und nach zurücklegen müssen. Willi und ich als die beiden Jüngsten waren unsere ganze Kindheit hindurch nur an ein bescheidenes Leben gewöhnt.

Wir bekamen immer wieder gesagt, dass nichts von dem, was wir hatten, selbstverständlich war. Deshalb weiss ich, als ich im Winter nach meinem fünfzehnten Geburtstag ein Paar nagelneue Skier samt Stöcken und Stiefeln bekomme, dass das ein besonderes Geschenk ist.

Wenn der Winter Einzug hält und der erste Schnee fällt, begrüessen wir die neue Jahreszeit mit ungeduldiger Erwartung. Wir wissen, dass wir jetzt wieder an den Wochenenden das Hochgefühl auf den Pisten geniessen können. Ich muss an den Wochenenden mindestens einen Tag im Geschäft arbeiten, am anderen darf ich Skilaufen gehen. Die ersten vereinzelt Schneeflocken wecken beim Gedanken an das bevorstehende Vergnügen eine freudige Erregung in uns. Willi und ich sitzen am Fenster, schauen zum Abendhimmel hinauf und kabbeln uns, aufgekratzt vor Tatendurst, über die Aussichten auf einen schönen Ski-ausflug am nächsten Tag.

Wir verabreden uns mit unseren Freundinnen und warten ungeduldig darauf, in die Berge aufzubrechen. Es gibt üblicherweise unter uns eine Diskussion darüber, welchem Berg wir den Vorzug geben sollen: dem Kahlenberg, dem Cobenzl, der Rax oder dem Schneeberg. Wir kennen jeden von ihnen so genau, dass wir ohne zu zögern ihre Vor- und Nachteile aufzählen können.

Wir stehen in aller Frühe auf, ziehen uns in der kalten Dunkelheit schnell an, rafften unsere Sachen zusammen und brechen auf. Den ganzen Tag lang jagen wir dann die Pisten hinunter.

Meine Skier sind ein Teil von mir geworden, zusätzliche Gliedmassen, die bereitwillig jeder Gewichtsverlagerung und Drehung gehorchen. Der Wind brennt mir auf den Wangen und fährt mir ins Haar. Mein dampfender Atem verweht von meinen Lippen, und auf dem festen Schnee gleite ich ungebremst dahin in dem Gefühl grenzenloser Freiheit.

## VI

### *Politik*

1934

Solange ich zurückdenken kann, haben wir Österreicher in einem sozialdemokratisch regierten Staat gelebt. Papa war ein glühender Anhänger dieser Partei, und seit ich die Leitlinien der Regierungspolitik verstanden habe, glaube ich an das idealistische Programm, das ihnen zugrunde liegt. Es nährt meinen ungeheuren Nationalstolz, und ich habe es zu meiner persönlichen Sache gemacht, für die ich mich mit Feuereifer einsetze. Ich habe in ihm ein Credo entdeckt, das allen Menschen Hoffnung schenkt, nämlich die Lehre von der Gleichheit aller. Jeder kann leben, wie es ihm gefällt, und sich dabei der Achtung seiner Landsleute erfreuen, deren Zahl sich mittlerweile auf siebeneinhalb Millionen beläuft, von denen allein zwei Millionen in Wien leben. Etwa zweihunderttausend davon sind Juden. Unsere Sozialprogramme und öffentlichen Arbeiten sind wahrhaft beeindruckend und gelten in ganz Europa als Inbegriff der einer Kulturnation würdigen Regierungspolitik.

Natürlich gibt es auch Kritiker, Feinde der Regierungspartei, die an den Kosten für die Sozialfürsorge herumnörgeln. Sie verlangen eine Kürzung der Pensionen und der staatlichen Zuschüsse für öffentliche Schulen und das Gesundheitswesen, von dem wir alle profitieren. Diese Kritiker machen mich wütend. Meine Freunde und ich unterstützen unsere linke Regierung ohne Wenn und Aber. Sie hat uns die Freiheit gebracht, und dafür gehen wir auf die Strasse. Mama ist immer besorgt über diese öffentlichen Demonstrationen meiner Begeisterung, aber ich habe starke Gefühle, und die lassen sich nicht unterdrücken.

In den Zeitungen wächst die Kritik an den kreditfinanzierten Sozialausgaben. Unser Land, heisst es da, kann diejenigen nicht länger unterstützen, die den Staatssäckel belasten. Als 1929 zum Ausgleich dieses Defizits im Ausland aufgenommene Kredite gekündigt werden, gibt es sowohl innerhalb der Regierung als auch auf den Strassen wütende Debatten. Im Jahr 1931 scheidet der Plan einer Zollunion mit Deutschland, unserem engsten Verbündeten, am Widerstand Frankreichs. Österreich kämpft darum, in einer Atmosphäre politischer und finanzieller Gefährdung liquide zu bleiben.

1932 versucht ein christlich-soziales Kabinett unter Dr. Engelbert Dollfuss Ordnung zu schaffen, aber im Laufe des Jahres 1933 kommen in Deutschland die Nationalsozialisten an die Macht, eine extrem nationalistische Partei mit starker antisemitischer Tendenz. Sie hat einen solchen Zulauf, dass man sie auch in Österreich nicht länger unbeachtet lassen kann, zumal die Partei auch hier eine wachsende Anhängerschaft findet. Sie wird geführt von Adolf Hitler, einem aberwitzigen Mann mit einer sich Überschlagenten Stimme, der es durch seine bombastischen Reden leider zu einer enormen Berühmtheit gebracht hat. Er scharft zuerst die Unzufriedenen und die Hefe des Volkes um sich, um dann eine grössere Gefolgschaft hinter sich zu versammeln. Als gebürtiger Österreicher tritt er für den Zusammenschluss beider Länder ein.

Wir haben über ihn in der Zeitung gelesen und diesen Berichten zunächst keine grosse Aufmerksamkeit geschenkt, doch nach und nach wird uns seine wachsende Bedeutung bewusst. Sein Buch ‚Mein Kampf‘ findet massenhaften Absatz und gewinnt viele Menschen für seine wahnwitzigen Ideen. Darin behandelt er detailliert Deutschlands Weg zur Vormacht und zur Weltherrschaft; wie schon viele vor ihm gibt er einer jüdischen Verschwörung die Schuld an den Übeln der Welt. Hitlers überraschender Aufstieg zur Macht in Deutschland stellt eine beispiellose Bedrohung für die Stabilität unserer Regierung dar. In einem verzweifelten Versuch, dem Erstarken der nationalsozialistischen Bewegung in Österreich Einhalt zu gebieten, führt Dollfuss einen

Staatsstreich durch. Er hebt die parlamentarische Verfassung auf und regiert diktatorisch.

Eines Morgens im Juli 1934 lese ich die Schlagzeile, dass Dollfuss ermordet worden ist. Im Land herrschen Chaos und Unsicherheit. Jeder, mit dem ich zusammenkomme, spricht über die gegenwärtigen politischen Unruhen. Ich verabrede mich weiterhin mit meinen Freundinnen im Kaffeehaus, und wir gehen auch weiterhin auf die Strasse, um unsere Meinung zum Ausdruck zu bringen, aber mir ist aufgefallen, dass viele von meinen jüdischen Freundinnen nicht mehr zu unseren Treffen kommen. Sie haben Angst, auf der Strasse gesehen zu werden, oder ihre Eltern haben ihre Bewegungsfreiheit eingeschränkt.

Schliesslich beruhigt sich aber die Lage, als die Nazis verjagt sind und Kurt Schuschnigg, ein Anhänger von Dollfuss, dessen Nachfolge antritt. Es herrscht allgemeine Erleichterung und ein wieder auflebender Optimismus, dass wir zum Rechtsstaat zurückkehren. Mit Hilfe der italienischen Regierung stellt Schuschnigg die Ordnung wieder her. Ich bin achtzehn Jahre alt und eine eifrige Verfechterin seiner Politik. Wieder marschieren Juden und Nichtjuden Seite an Seite, schwenken Fahnen und beschmieren Häuser und Gehwege mit Schlagworten, Parolen für Freiheit und Gerechtigkeit. Wir brüllen, schwitzend vor Erregung, ermutigt durch unsere Jugend und unsere Entschlossenheit, uns Gehör zu verschaffen.

Wir sind moderne, unerschrockene junge Österreicher. Politik ist ein aufregendes und waghalsiges Geschäft, und wir fürchten uns vor nichts, während wir unsere agitatorischen Parolen für eine starke sozialistische Regierung skandieren. Im Kaffeehaus, wo wir zusammenkommen, gestikulieren wir mit schlanken Damenzigaretten zwischen den Fingern und lachen viel bei unseren Debatten über politische Fragen. Wir sind die kommende Generation, sind bereit, das Ruder zu übernehmen, wenn es soweit ist, und den Menschen in unserem Land und in der Welt zu einem besseren Verständnis füreinander zu verhelfen. Wir fühlen uns nicht an die religiösen Lehren unserer Vorfahren gebunden, die den

Menschen durch die altertümlichen Rituale, die uns nichts mehr sagen, Fesseln anlegen. Wir wollen, dass Christen und Juden in Frieden miteinander leben. Um das zu bekunden, trage ich zusammen mit dem Davidsstern ein goldenes Kreuz an meiner Halskette.

Als ich aufgeregt und glühend vor Begeisterung nach Hause komme, finde ich Mama mit ihrer Petit-point-Stickerei beschäftigt. Sie hebt den Blick und sieht in mein gerötetes Gesicht und auf die beiden glänzenden Anhänger an meinem Hals.

Mama macht sich Sorgen über meinen Leichtsinn und meine Unbekümmertheit, doch ich bleibe bei meiner Meinung. Sie versucht mich zu warnen, dass die Dinge in Wirklichkeit nicht so sind, wie es aussieht. «Du bist schon immer bockig und hartnäckig gewesen, aber jetzt spielst du mit dem Feuer. Du glaubst, dass alle Menschen gleich sind und dass auf deine jüdische Abstammung niemand achtet. Ich habe aber mehr gesehen als du, und ich mache mir Sorgen. Wir Juden leben heutzutage noch gefährlicher als sonst. Rings um uns herum wird Krieg geführt, und der Schutzraum, in dem wir leben, wird immer enger. Ich habe Angst um euch junge Leute. Man weiss ja gar nicht, was für schreckliche Dinge in der heutigen Zeit passieren können.»

Zwar lasse ich mich von meiner Meinung nicht abbringen, aber die Ereignisse, von denen wir tagtäglich überrascht werden, geben Mama immer mehr Recht. Unsere kostbare Freiheit wird uns Stück für Stück beschnitten. Mit der Einschränkung von Bürgerrechten leitet die neue Regierung in unserer Stadt eine Politik der harten Hand ein. Die Keime eines faschistischen Regimes werden ausgestreut, und wir werden Zeugen davon, wie diese Saat aufgeht. Bald müssen meine Freundinnen und ich zugeben, dass wir mit unseren Protesten den Lauf der Dinge nicht aufhalten können. Sogar in unseren Stammlokalen macht sich antisemitische Stimmung breit. Willkürlich aufs Korn genommene Juden werden verspottet oder zum Verlassen des Lokals gezwungen, nachdem man sie auf brutale Weise angegriffen hat. Wir können uns gegen die Schläger nicht wehren, die durch den Zulauf, den sie haben, immer un-



verschämter werden. Die Polizei scheint von den Ausschreitungen nichts zu bemerken und greift nicht ein. Langsam und schleichend macht sich in unserer Stadt eine Atmosphäre der Feindseligkeit breit.

Wahlen und Volksentscheide sind nicht länger erlaubt, und wir sind mundtot gemacht. Unsere Begeisterung wurde erstickt. Mit Feuereifer treten als Protestler einzig noch die allgegenwärtigen Schlägerbanden auf; sie belästigen die Bürger, brüllen auf öffentlichen Plätzen Gehässigkeiten und treten, um Unfrieden zu stiften, immer öfter in Erscheinung. Unsere Jugendgruppen haben aufgehört, sich auf den Strassen zu versammeln und ihre Parolen zu skandieren. Wir bleiben jetzt nach Einbruch der Dunkelheit meist zu Hause, da die politisch motivierten Wortwechsel zunehmend aggressiv werden und meist in Gewalttätigkeiten enden.

Bei den Familientreffen gibt es jetzt nur ein Gesprächsthema; Mama und die Verwandten debattieren erregt über den gegenwärtig herrschenden Trend zu immer ungenierter werdender Diffamierung unseres Volkes.

Auf die üblichen Beschwichtigungsversuche meiner Tanten reagiert Mama energisch. In dem Bestreben, den anderen klar zu machen, dass diesmal eine skeptischere Betrachtungsweise am Platz ist, richtet sie sich in ihrem Sessel auf. «Dieser Fanatiker erhält zu viel Zulauf, und das nicht nur da und dort. Im Augenblick geschieht das in Deutschland. Werft nur mal einen Blick in die Zeitung, dann werdet ihr sehen, dass in Nürnberg Tausende auf die Strasse gegangen sind, um ihre Solidarität mit den Nazis zu bekunden. Und vergesst diese Volksabstimmung nicht – neunzig Prozent unterstützen Hitlers Politik!» Es ist deutlich zu sehen, dass Mama ihren Ärger über die wie immer abwartende Haltung der Onkel und Tanten nur schwer beherrschen kann. Aber nicht nur die Onkel und Tanten verhalten sich so. Auch andere Menschen in Wien hoffen noch darauf, dass sich die Lage verbessert, und versuchen sich einzureden, dass sie die derzeitigen Turbulenzen schon heil überstehen und

dann wieder zur Normalität zurückkehren werden. Doch Mama hat eine andere, viel beängstigendere Vision von unserer Zukunft.

Die Onkel werden allmählich unruhig und schicken sich an, das Gespräch zu beenden, das ihnen eine zu ernste Wendung nimmt. Sie fühlen sich von dieser jungen Witwe, die kein Blatt vor den Mund nimmt, auf den Schlips getreten. Mama übergeht das Räuspern und Sich-am-Kopf-Kratzen. Sie will sich diesmal Gehör verschaffen.

«Wir wissen, dass es in Polen auch einen fruchtbaren Nährboden für den Hass gibt. Sogar in den Vereinigten Staaten! Ich habe über eine nazifreundliche Kundgebung in New York gelesen, wo sich Tausende versammelt haben, um ihren Hass gegen uns zum Ausdruck zu bringen.»

Mamas Worte haben mir Mut gemacht, und ich finde, dass ich alt genug bin, meine Meinung zu sagen. Ausserdem bin ich wütend darüber, wie die Verwandten Mama abfertigen, die daraufhin vor unterdrücktem Ärger ganz rot im Gesicht geworden ist.

«Es hat jetzt kaum Sinn, geduldig abzuwarten. Wir sollten irgendetwas tun», sage ich zum offenkundigen Erstaunen aller. «Die geben uns doch an allem die Schuld», sage ich noch in das Getuschel hinein, mit dem meine Verwandten ihrem Erstaunen über meinen Ausbruch Luft machen.

«Diese Anschuldigungen sind so abstrus!», fahre ich mit erhobener Stimme fort. «Sie reden von der jüdischen Weltverschwörung, um Macht und Reichtum an sich zu bringen. Hätten wir auch nur ein wenig Macht oder Einfluss gehabt, wären wir dann im Verlauf der Geschichte immer wieder Verfolgungen ausgesetzt gewesen? Hätte man uns dann von einem Land ins andere getrieben, mittellose Flüchtlinge, die immer wieder um die Anerkennung ihrer Menschenwürde, ja sogar für ihr blosses Lebensrecht kämpfen mussten? Wären wir dann Hohn und Spott ausgesetzt, von Selbstzweifeln zerfressen und würden uns zitternd vor Angst am liebsten unsichtbar machen? Wenn mit jüdische Weltverschwörung' der unaufhörliche Kampf um ein normales Leben gemeint ist, dann ist das wahrlich die aberwitzigste Begriffsbildung, zu der sich

jemals ein menschliches Gehirn verstiegen hat.» Ich weiss, dass mein Gesicht hochrot ist, denn ich spüre, wie mir das Blut in die Wangen schiesst.

Wenn die Verwandten schon mit Mama keine Geduld hatten, so haben sie jetzt für das, was ich Mamas Worten noch hinzufügen mochte, gewiss kein Ohr.

Sie erheben sich einer nach dem anderen, sie verabschieden sich von uns, und für den Augenblick zumindest ist das Thema erledigt.

Für die Generation meiner Eltern gab es zwei Möglichkeiten, mit Feindseligkeit umzugehen: Verleugnung und stummes Sich-Ergeben. Meine Generation hat sich um ein friedliches Miteinander bemüht. Ich frage mich, ob eine dieser Methoden diesmal Erfolg haben wird. Ich sehe nur, dass die Maschinerie des Hasses in aller Offenheit täglich mehr an Fahrt gewinnt und auf uns Juden zurollt.

## VII

### *Poldi* 1936

Die beunruhigende politische Atmosphäre in Wien schlägt auf unser Gemüt, lässt jedoch, sobald Besserung in Sicht ist, ebenso schnell Hoffnung in uns keimen. Wenn sich in den Zeitungen antisemitisches Resentiment Luft macht oder die Regierung durch einen neuen Schub von nationalsozialistischen Bestrebungen, das wirtschaftliche, politische und militärische Österreich zu unterwandern, unter Druck gerät, verfallen wir in Trübsinn; wenn dann aber wieder Ruhe einkehrt, hoffen wir, dass sich die Dinge normalisiert haben, und gehen unbeschwert unseren alltäglichen Verrichtungen nach.

Was sind wir letztlich anderes als Wiener? Ich für meinen Teil kann mir kein anderes Leben vorstellen und glaube, dass Österreich immer meine Heimat sein wird.

Stella ist jetzt wie Erna verheiratet. Walter ist um einiges älter als sie, gibt ihr aber die Art väterlichen Schutz, die sie braucht. Er trägt das glatte schwarze Haar zurückgekämmt und auf der Seite ordentlich gescheitelt. Es macht ihm Spass, Klavier zu spielen, wenn er uns besucht, und Willi und mich zu necken. Wir finden, dass er ein ulkiger Vogel ist, gewöhnen uns aber bald an seine Spässe und akzeptieren ihn als Familienmitglied. Mama seufzt erleichtert, weil ihre beiden älteren Töchter jetzt versorgt sind und ihr eigenes Leben führen. Ich sage ihr, dass sie nicht damit rechnen soll, dass ich bald heirate. Es gibt noch so viele Dinge zu tun und zu sehen, und mein Leben ist zu ausgefüllt und zu wundervoll, um mich jetzt schon zu binden. Junge Männer holen mich ab, und ich kann mich vor Verabredungen kaum retten. In Wien jung

und unbeschwert zu sein, ist jeden Tag aufs Neue ein köstliches Vergnügen, und ich kann gar nicht genug davon kriegen.

Frühmorgens gehe ich zur Arbeit in unserem Bekleidungshaus in der Klosterneuburger Strasse. Ich schliesse die Tür zu unserem Laden auf und gehe hinein. Die Vitrinen sind über Nacht gegen Staub mit weissen Leintüchern abgedeckt und müssen morgens wieder aufgedeckt werden. Ich mache das Licht an und postiere mich hinter der Kasse, um von dort aus die eintretenden Kunden zu begrüßen. Wir verkaufen in unserem Laden Kurzwaren aller Art. Auf Regalen sind reihenweise Stoffballen gestapelt und an Schaufensterpuppen und Kleiderständern alle möglichen Kleidungsstücke ausgestellt. Als ich eines Tages zusammen mit Mama dort arbeite, kommt ein gut aussehender junger Handelsvertreter mit einem Musterkoffer voller Handschuhe und Strümpfe zu mir an die Kasse. Er trägt einen modischen Zweireiher, ein gestärktes weisses Hemd und eine breite Seidenkrawatte. Seine Haut hat einen bräunlichen Schimmer, das Haar ist schwarz gewellt, und sein ansteckendes strahlendes Lächeln lässt die braunen Augen aufleuchten. Es dauert nicht lange, und er erzählt uns von seinen Reisen, denn er ist erst vor kurzem nach Wien gekommen. Er beschreibt uns in fließendem Deutsch sein Heimatland Polen und fesselt uns mit wundervollen Geschichten über die Orte, an denen er gewesen ist, und die Dinge, die er gesehen hat. Er holt ein flaches Silberetui aus seiner Jackentasche und bietet mir eine Zigarette an. Als die Flamme seines Feuerzeugs die schlanke Zigarette entzündet, die ich elegant zwischen Zeige- und Mittelfinger halte, fühle ich mich sehr mondän und erwachsen und komme mir vor wie Claudette Colbert in ihren Filmen.

Er kommt jeden Tag wieder, um sich mit mir zu unterhalten, und ich freue mich, wenn ich ihn zur Tür hereinkommen sehe. Er heisst Leopold, wird aber bei seinem Spitznamen Poldi gerufen, der ihm besser gefällt. Er hat mit seinem Bruder Adolf, Dolu genannt, das polnische Lemberg verlassen, als sie beide zum Militär eingezogen werden sollten. Da sie Juden sind, hat seine Familie schon die antisemitischen Übergriffe der Kosaken erlebt, die auf ihren Raub- und Mordzügen we-

der Leben noch Besitz ihrer Opfer schonten. Fasziniert höre ich, dass er die unglaublichen Geschichten, von denen meine Verwandten erzählt haben, selber erlebt hat. Es war sein Wunsch gewesen, Ingenieur zu werden, aber Juden war der Zugang zu den Universitäten verwehrt. Im Jahr 1936 ist man besonders grausam gegenüber den polnischen Juden, deshalb bestanden Poldis Eltern darauf, dass ihre Söhne das Land verlassen und an irgendeinen sichereren Ort gehen sollten, zum Beispiel nach Wien. Ich frage Poldi nach den genauen Umständen, die ihn und Dolu von zu Hause vertrieben haben.

«Die Lage wurde jeden Tag bedrohlicher. Sie müssen bedenken, was für eine Regierung wir in Polen haben und wie die allgemeine Stimmung im Volk ist. Pogrome sind seit Jahren an der Tagesordnung. Kardinal Augustyn Hlond, der Primas von Polen, hat erst im vergangenen Februar in seinem Fastenhirtenbrief Stellung gegen uns bezogen und gesagt, dass uns Juden nur die Möglichkeit einer Konversion zum christlichen Glauben bleibt.»

Poldi hat mir erzählt, dass seine Eltern orthodoxe Juden sind, dass man sich bei ihnen zu Hause an die Kaschrut-Vorschriften hält und seine Mutter die traditionellen Gerichte der osteuropäischen Juden kocht, die wir nicht kennen. Es weckt mein Mitgefühl, wenn er von Verfolgung und Vertreibung spricht, ich bin aber fest davon überzeugt, dass so etwas hier unmöglich wäre.

Poldi erzählt weiter von zu Hause, und ein sehnsüchtiger Ausdruck tritt in seine Augen. Er beschreibt, wie seine Mutter das Essen für den Sabbat zubereitet, indem sie ihr eigenes Brot, ihre Challa, bäckt, wie sie den Teig knetet und zu einem Zopf flicht, den sie mit Glasur bestreicht, bevor sie ihn in ihren Holzofen schiebt, aus dem er dann knusprig braun gebacken und glänzend wieder herauskommt. Sie macht «Gefilte Fisch» nach ihrem Spezialrezept: Ein fetter Karpfen wird mit einer Farce aus gehacktem Karpfen, gehackter Renke und fein gemahlenden süßen Mandeln gefüllt. Kerzen werden angezündet und in alter Weise gesegnet; den Kopf mit einem Spitzentuch bedeckt, umkreist Poldis Mutter mit den Händen dreimal die Flamme. Sie flüstert mit geschlosse-

nen Augen ein Friedensgebet und legt sich nachts mit einem Schlachtermesser unter der Decke ins Bett für den Fall, dass die Kosaken kommen und über die schlafende Familie herfallen.

Ich fange an zu zittern, als Poldi diese Geschichte erzählt, und mir treten die Tränen in die Augen bei der Vorstellung, was sie alles durchgemacht haben. Ich dränge darauf, dass Poldi seine Eltern nach Wien holt, wo sie in Frieden und Freiheit leben werden. Poldi spielt auch schon mit diesem Gedanken und hofft, sie bald hierher holen zu können, macht sich aber Sorgen um ihr Wohlergehen. Sie werden entwurzelt sein, heimatlos an einem fremden Ort und in einem fremden Sprachraum. Ich weiss, dass Papa jüdischen Flüchtlingen aus Polen immer geholfen hat, in Wien Fuss zu fassen. Wenn er noch lebte, würde er mich bestimmt dazu drängen, alles in meiner Macht Stehende zu tun, um Poldi und seine Familie wieder zu vereinen.

## VIII

### *Passahgeschichte*

1937

In den vergangenen Monaten haben Poldi und ich fast jeden Tag miteinander verbracht. Wir haben lange Spaziergänge an der Donau gemacht und im Kaffeehaus trotz der Unruhen um uns herum endlos über unsere Zukunft gesprochen. Wir gehen zum Herzen von Wien, zum Stephansplatz, dem grössten Platz der Stadt, und schauen hinauf zu dem hochragenden Kirchturm des gotischen Domes. Ich mache Poldi auf die riesigen Glocken aufmerksam, die jeden Sonntagmorgen die Gläubigen mit lautem Geläut zum Gebet in die Kirche rufen. Wir schlendern Hand in Hand durch die Stadt, ich führe Poldi zu meinen Lieblingsplätzen und zeige ihm die Waren, die dort in den Läden verkauft werden – allerlei Krimskrams von handgehäkelten Schals bis hin zu Spieluhren, die ihre reizenden Melodien zu trällern beginnen, sobald man den Deckel aufklappt.

Wir reden über unsere Pläne und unsere Sorgen angesichts der unsicheren Lage in ganz Europa, betrachten aber aufgeregt wie zwei Kinder die beeindruckenden Sehenswürdigkeiten der Stadt. Ich lege meinen Stolz darein, Poldi die berühmten Baudenkmäler zu erläutern, und freue mich über sein Interesse an der Geschichte und an der Kultur. Er sagt mir, dass er sich schon sehr auf die Ankunft seiner Eltern in Wien freue, und ich muss ihm versprechen, mit ihnen denselben Rundgang durch die Stadt zu machen.

Als das Ehepaar Kosiner schliesslich in Wien eingetroffen ist und sich in seiner Wohnung eingerichtet hat, werde ich zum Sederabend, dem traditionellen jüdischen Familienfest, eingeladen. Ich habe Poldis



Familie schon kurz kennengelernt, und es ist das erste Mal, dass ich an einem Sederabend teilnehme. Das ist mir besonders wichtig, da meine Familie keine Beziehungen mehr zu religiösen Traditionen hat. Mama und Papa waren nicht religiös, sie fühlten sich in erster Linie als Österreicher und erst dann als Juden, eine in Wien verbreitete Denkweise, die auch ich mir zu Eigen gemacht hatte. Auf die Pflege jüdischer Traditionen wurde bei uns zu Hause kein grosser Wert gelegt. Aber jetzt, wo wir immer mehr isoliert und ausgegrenzt werden, frage ich mich, welche Bedeutung diese Traditionen haben, und bin dankbar, daran teilhaben zu dürfen.

Poldis Familie hält sich streng an die jüdischen Speisevorschriften wie überhaupt an alle Gebote der Religion. Bei uns zu Hause lösten sich nach Papas Tod die vorhandenen spärlichen Ansätze jüdischen Brauchtums auf. Doch Poldis Mutter ist die typische «jiddische Momme», freundlich und warmherzig und mir sofort so zugetan, als ob ich ihr eigenes Kind wäre. Sie hat von jahrelanger Plackerei Schwielen an den abgearbeiteten Händen. Not und ein schweres Leben zeigen sich in Form von Furchen auf ihrer Stirn, doch die Augen haben ihr warmes Leuchten behalten. Das graue Haar ist straff zurückgekämmt und mit Haarnadeln hochgesteckt. Nur ein paar Löckchen an den Schläfen zeigen sich widerspenstig. Sie trägt eine goldene Medaillonuhr an einer langen Kette, die sie sich zweimal um den Hals gewunden hat. Sie öffnet den Deckel mit Bedacht und wirft einen prüfenden Blick auf die schwarzen Ziffern des cremefarbenen Zifferblattes. Die Uhr ist eine der wenigen Kostbarkeiten, die sie von zu Hause gerettet hat, eine ständige Erinnerung daran, dass unsere Tage nicht ewig währen und die Zeit schnell vergeht.

Sie bemerkt, dass ich ihre mechanische Bewegung beobachtet habe und sagt zur Erklärung: «Meine Mutter, sie ruhe in Frieden, hat mir diese Uhr auf ihrem Totenbett gegeben. Ich habe sie, in Zeitungspapier gewickelt, in der kalten Asche unseres Herds versteckt, als die Kosaken kamen, um uns zu plündern. Ich habe sie die ganze Zeit vor Dieben und

anderen Banditen sicher verwahrt und trage sie auf meinem Herzen. Ich streiche oft über den Deckel, um mich zu trösten, wenn ich besorgt oder aufgeregter bin. Das beruhigt mich dann irgendwie. Ich habe meine Uhr», sagt sie lächelnd, «und Papa hat seine Bücher.»

In der Wohnung stehen überall Regale voller Bücher, die nach verschiedenen Sprachen geordnet sind: Polnisch, Russisch, Deutsch, Hebräisch und Jiddisch. Poldi teilt die Leidenschaft seines Vaters für das Lesen und Lernen und empfindet eine heisse Liebe für diese abgegriffenen und stark in Mitleidenschaft gezogenen, aber wie Heiligtümer verehrten Lederbände.

Wir sitzen um den weiss gedeckten Tisch, auf dem die alten Silberleuchter stehen, die sie aus ihrer polnischen Heimat gerettet haben. «Juden auf Wanderschaft», denke ich unwillkürlich, Worte, die erst einen Sinn bekommen, wenn man die Angst von Menschen versteht, die durch religiöse Intoleranz und Grausamkeit aus ihrer Heimat vertrieben worden sind und wie Treibgut an irgendeiner Küste stranden, an der man sie aufnimmt.

Am Esstisch folgen wir altisraelitischer religiöser Tradition und erzählen die Geschichte vom Auszug aus Ägypten in grauer Vorzeit. Ich sehe wieder Poldi an, der mit seinem Vater und seinem Bruder spricht. Schon nach kurzer Zeit sind sie ganz in die Geschichte vertieft und beschwören Bilder aus dem Schattenreich der Vergangenheit herauf, deren in dieser Weise jedes Jahr gedacht wird, damit sie nicht vollends in Vergessenheit geraten. Wir lesen aus der Haggada die Schilderung der zehn Plagen vor, mit denen Gott die Ägypter schlug, um sie zu zwingen, die Juden aus der Knechtschaft zu entlassen. Auf einem Teller mitten auf dem Tisch sind drei Mazzen aufeinandergestapelt, und während wir das knusprige ungesäuerte Brot brechen, das an den Rändern schwarz gebrannt ist, sagen wir unter der Leitung von Poldis Vater Segenssprüche auf und singen Passahlieder. Wir werden an diejenigen erinnert, die vor so langer Zeit gestorben sind, und angehalten, die alte Erzählung zu betrachten, als ob wir selber die Reise gemacht hätten. Wir tauchen unsere Petersilie in das Salzwasser zur Erinnerung an all die Tränen, die vergossen wurden.

Die Passahgeschichte ist wie eine Erzählung aus einem Märchenbuch, denke ich. Ist es wirklich möglich, dass Wunder geschehen? Ich bin schweigsam und gedankenverloren, als ich mich nach dem Essen daranmache, das Geschirr abzuräumen.

Poldis Mutter versteht, was in mir vorgeht, und Tränen verschleiern ihre Augen, während sie sich die Hände an ihrer Schürze abtrocknet und dann mein Gesicht umfasst. «Wir wissen nicht, was uns die Zukunft bringt, Nini», sagt sie zu mir. «Es hat in meinem Leben viele Sorgen und viele Veränderungen gegeben. Das Leben der Juden ist schon immer voller Widrigkeiten gewesen. Ich weiss aber genau, dass Poldi ein gutes Herz hat und Sie liebt. Ihr seid jung und müsst trotz allem eure Zukunft in die Hand nehmen.»

Ich bemühe mich, meine düstere Stimmung abzuschütteln und mir ihre klugen, aufmunternden Worte anzuhören. Ganz Europa befindet sich in einer politischen Umbruchstimmung, und die Besorgnis, die in meiner eigenen Familie herrscht, die Befürchtungen meiner Mutter vermischen sich mit den Omina der Passahgeschichte. Wird auch meine Generation leiden wie die vorangegangenen? Ich möchte ein unbeschwertes Leben führen, das Leben hier in Wien, das mir lieb und teuer ist. Doch an diesem Abend wollen mir die Vorboten des Unheils nicht aus dem Kopf gehen.

«Sie machen sich zu Recht Sorgen, Nini», sagt Poldis Mutter und unterbricht meine Gedanken. «Es hat aber trotzdem keinen Sinn, in Panik zu verfallen. Leben Sie in der Gegenwart und geniessen Sie den Augenblick. Das Morgen kommt noch früh genug.»

Wir umarmen uns in einem neu entstandenen Gefühl der Liebe und des Verständnisses. Diese Menschen sind für mich jetzt so etwas wie Familie. Ihre Kraft hilft mir und gibt mir neue Hoffnung. Die Männer lachen mit vom Wein geröteten Gesichtern und erzählen immer wieder Geschichten aus der «alten Heimat», als die Zeiten noch besser und sie noch keine Flüchtlinge waren.

Für die Dauer solcher Momente ist das Leben unschuldig und rein.  
Das Glück schwebt in der Luft wie ein Kolibri, und die Zeit steht still.  
Wir unterhalten uns, bis die Kerzenflammen erlöschen, weil sie das  
Wachs aufgezehrt haben, und von jedem Leuchter nur noch spiralig eine  
beissende Rauchspur aufsteigt.

## IX

### *Briefe aus Italien* 1938

Die Verhältnisse in Wien verschlechtern sich von Tag zu Tag. Poldi hat mir gesagt, dass er und sein Bruder Weggehen und sich anderswo einen sicheren Zufluchtsort suchen wollen. Sie haben vor, zu Verwandten nach Mailand zu fahren, um dem Gefühl der Bedrohung zu entgehen, dem sich viele Juden hier ausgesetzt sehen. Mit Hilfe ihrer italienischen Verwandten hoffen Poldi und sein Bruder Dolu Arbeit zu finden. Hier ist das unmöglich. Selbst diejenigen, die Arbeit haben, sehen jeden Tag ihre Existenz bedroht.

Unser Abschied ist traurig. Meine Liebe zu Poldi ist mit der Zeit immer stärker geworden, und ich empfinde denselben Trennungsschmerz wie seine Eltern, die hier in Wien Zurückbleiben. Bewegt umarmen sie ihre Söhne zum Abschied, und wir alle weinen, als die beiden jungen Männer in den Zug steigen und uns zum Abschied zuwinken. Poldi und Dolu recken die Hälse, während sie durchs Zugfenster zu uns hinausspähen, und werfen uns Kuschhände zu. Ich freue mich auf die Briefe, die Poldi mir versprochen hat, weiss aber, dass die Tage ohne ihn einsam sein werden. Wir bleiben noch auf dem Bahnsteig stehen, Mama, ich und die Kosiners, und sehen den Eisenbahnwaggons nach, die sich ruckelnd entfernen.

Wir verlassen Arm in Arm den Bahnhof und versuchen einander zu trösten. Vor allem Poldis Mutter hat Zuspruch nötig, denn sie befürchtet, ihre Kinder nie wieder zu sehen. Unsere Bemühungen, sie vom Gegenteil zu überzeugen, verlieren an Glaubwürdigkeit, als wir an ein paar

Nazis vorübergehen, die uns noch in unserem Kummer verhöhnen und uns finstere Blicke zuwerfen.

Innerhalb weniger Wochen kommen die ersten Briefe aus Italien. Ich bewahre sie alle in einer Pappschachtel auf, doch sie sind schon bald an den Rändern ganz ausgefranst, weil ich sie so oft heraushole. Einige haben von meinen Tränen solche Flecken, dass von dem Geschriebenen nur noch Kleckse und Wortfragmente übrig sind. Ich berühre Poldis Wörter gerne mit den Fingern und fahre den schwungvollen Schriftzug nach, dann schliesse ich die Augen und sehe uns im Geiste noch einmal Hand in Hand. Ich beginne zu lesen und stelle mir dabei sein Gesicht vor.

*«Liebe Nini,*

*Du musst irgendwann auch nach Italien kommen. Jede Stadt hat ihre eigene Individualität. Florenz ist der Mittelpunkt von Kunst und Kultur, von dort hat die Renaissance ihren Ausgang genommen. Überall trifft man auf Gemälde und Skulpturen, die von dem Bedürfnis des Menschen nach Schönheit und von seiner Kreativität Zeugnis geben. Auch Rom ist eine richtige Augenweide. Ich liebe die Stadt, vor allem bei Tagesanbruch, wenn die Strassen noch menschenleer sind. Sobald die Sonne aufgeht, sind die bleichen Säulen und die aufsteigenden Sitzreihen des Kolosseums in ein purpurrotes Licht getaucht.*

*Du würdest staunen beim Anblick der imposanten Marmorstatuen, die hier überall auf den Strassen stehen und von ihrem Sockel herabsehen, riesige römische Götter, in Stein gemeisselt und für immer erstarrt in ihrer ebenmässigen Vollkommenheit. Die italienische Küche ist etwas ganz Unvergleichliches. Sie versinnbildlicht die Würze des Lebens: saftige reife Tomaten, nach Knoblauch und Kräutern duftend, und von Hand gemachte Nudeln; würziger Käse und knuspriges Weissbrot und dazu jede Menge Rotwein.*

*Ich bin jetzt in Mailand, der Hauptstadt des kontinentalen Luxus und Glamours. Meine Verwandten sind im Pelzhandel tätig, und ich habe dort auch eine Arbeit gefunden. Mein Onkel macht mich mit den Fein-*

*heiten des Gewerbes vertraut, den vielen Varietäten von Rauchwaren und wie die Felle voneinander zu unterscheiden sind. Mailand ist das Modezentrum für Pelze und in ganz Europa bekannt für seine extravaganten, hochwertigen Modelle. Ich habe festgestellt, dass mich dieser Beruf, zu dem mir mein Onkel geraten hat, fasziniert.*

*Danke, dass Du meine Eltern besucht hast! Ich habe davon erfahren. Sie sind in dergrossen Stadt nie heimisch geworden, deren Zivilisation ihnen nach wie vor fremd ist, und in der sie immer als Aussenseiter angesehen worden sind. Jetzt, wo sich die Angriffslust der Nazis auf ganz Europa zu richten beginnt, fürchte ich mehr denn je um ihr Leben.*

*Sag ihnen liebe Grüsse von Dolu und mir und dass wir an sie denken. Bitte schreibe mir, denn ich vermisse Dich und unsere Gespräche.*

*Dein Poldi.»*

Mich erfüllt zugleich Freude und Traurigkeit beim Lesen seiner Worte. Ich stelle mir vor, wie seine dunklen Augen leuchten, während er die vielen Glanzpunkte von Italien schildert, einem Land, in dem er sich nun mehr und mehr zu Hause fühlt. Dabei weiss ich, dass der Hass vor Grenzen nicht Halt macht, und Sorge mich um seine Sicherheit.

Ich bemühe mich, Poldis Eltern so oft wie möglich zu besuchen, da sie sehr zu kämpfen haben. Mama begleitet mich, um den beiden etwas zu essen zu bringen und seelischen Beistand zu leisten bei den Schwierigkeiten, die sie als Flüchtlinge und dazu noch als besorgte Eltern zweier geliebter Söhne zu meistern haben. Ich lese ihnen Poldis Briefe vor und sehe, wie ihnen die Tränen in die Augen treten. Poldis Mutter wendet sich mir zu und sagt: «Ich bin zutiefst davon überzeugt, Nini, dass Sie und mein Sohn *beschert* seid. Kennen Sie dieses Wort?»

«Nein, was bedeutet es?»

«Es bedeutet, dass ihr füreinander bestimmt seid, dass ihr in dieser irrwitzigen Welt irgendwie wieder zueinanderfindet, ganz gleich, wie

hoffnungslos euch alles erscheinen mag und wie gross die Entfernung ist, die euch trennt, und dass ihr dann für immer zusammenbleibt.»

Ich sehe sie an, nehme ihre Worte in mich auf und frage mich, ob es so sein wird.

«Aber Papa und ich», fährt sie fort, «werden das leider nicht mehr erleben.»

«Sagen Sie so etwas nicht!», rufe ich erschrocken. «Natürlich werden Sie beide bei uns sein. Wir brauchen Sie doch!»

Sie schüttelt traurig den Kopf und sagt: «Ich habe schon früher Vorahnungen gehabt, die sich im Nachhinein bestätigt haben. Ich weiss nicht genau, was geschehen wird, aber wenn ich Recht behalten sollte, seid gut zueinander und haltet an eurer Liebe fest.»

Wir umarmen uns wieder unter Tränen.

Der nächste Brief aus Mailand enthält eine viel schlimmere Nachricht, von der ich weder Mama noch Poldis Eltern etwas wissen lassen kann. Sie erfüllt mich mit solcher Angst, dass ich beschliesse, sie für mich zu behalten.

*«Liebe Nini,*

*Mussolinis Faschisten in ihren schwarzen Hemden marschieren schon mit schweren Schritten durch die Strassen und schwenken rote Fahnen, entschlossen, die Weltherrschaft zu erringen. Wir haben jetzt die Zeit militärischer Macht und sich ausbreitender Gewalt. Da gibt es für uns Juden keinen sicheren Ort mehr. Unsere Reisetaschen müssen immer fertig gepackt an der Tür stehen, damit wir jederzeit wieder aufbrechen können. Zu Anfang hat man uns in Italien geduldet, aber Mussolini ist wankelmütig und wird sich auf die Seite der Sieger schlagen. Er will Macht um jeden Preis und wird sich freudig mit jedem verbünden, der seinen ehrgeizigen Zielen nützt. Seine Beziehung zu Hitler festigt sich, und es scheint, dass Italien sich in diese Richtung bewegen wird. Hitlers zwanghafter Judenhass ist ein wesentlicher Teil seines Plans. Das Ziel ist sonnenklar: die Weltherrschaft und zugleich die völlige Ausrottung unseres Volkes. Mit nichts anderem wird Hitler sich zufriedengeben, und jede Nation, die sich mit Deutschland verbündet, wird sich dem anschliessen müssen.*



*Mit meiner Sicherheit hier in Italien ist es nie sehr weit her gewesen, aber in letzter Zeit musste ich auch aufpassen, dass die Behörden nicht auf meine Volkszugehörigkeit aufmerksam wurden. Sie fangen jetzt an, Juden zu drangsalieren und viele von ihnen ohne Erklärung einfach mitzunehmen. Ich musste, um nicht in Lebensgefahr zu geraten, in die faschistische Partei eintreten. Ich mische mich als Einheimischer unter die patriotischen Massen und verstecke mich so in der Anonymität. Als dunkelhäutiger Typ werde ich wohl kaum Schwierigkeiten haben, für einen Italiener gehalten zu werden, vor allem, da ich die Sprache inzwischen recht gut beherrsche.*

*Solange ich als treuer Anhänger von ‚Il Duce‘ durchgehe, ist alles in Ordnung, aber das ist natürlich keine Dauerlösung. Ich weiss, dass ich unbedingt einen Ausweg finden muss, bevor man dahinterkommt, dass ich ein polnischer Jude bin, und mich dafür büssen lässt.*

*Natürlich ist die Konversion zum Christentum immer eine Option gewesen, und ich weiss, dass eine Reihe von Juden, darunter auch einige meiner Verwandten, die in Italien geblieben sind, zum römisch-katholischen Glauben übergetreten sind. Aber für mich käme das niemals in Frage. Ich bin so sehr von dem jüdischen Geist durchdrungen, in dem man mich erzogen hat, dass es keine Alternative für mich gibt. Ich glaube, je mehr wir getreten und gedemütigt werden, desto stärker muss unser Überlebenswille werden, ganz gleich, was für Konsequenzen das hat.*

*Ich vermisse Dich, Nini. In ruhigen Momenten rufe ich mir Deine eisblauen Augen in Erinnerung, lächele und stelle mir vor, wie es sein wird, wenn wir wieder zusammen sind. Ich liehe Deine Briefe und lese sie immer wieder. Ich lasse Deine Familie herzlich grüssen und Mama und Papa natürlich auch. Sag ihnen, dass wir in Gedanken immer bei ihnen sind.*

*Immer Dein Poldi.»*

Ich teile seine Meinung und bewundere seine Tapferkeit, frage mich aber, ob ich den Mut hätte, angesichts solch widriger Umstände an meinem Glauben festzuhalten. Doch auch in Wien wird für uns die Luft zum Atmen immer dünner. Obwohl sich der Antisemitismus in letzter Zeit immer offener artikuliert, lasse ich mich nicht davon abbringen, an den Sieg der Demokratie zu glauben. Es gibt in Wien jüdische Ärzte, Komponisten, Wissenschaftler und Juristen – die Stützen der Zivilgesellschaft –, aber die Gesetze werden auch hier nach und nach geändert.

Ich habe Poldis letzten Brief beantwortet und hoffe, dass mein Brief wohlbehalten in seine Hände gelangt. Was wir aus Italien hören, deutet darauf hin, dass die Lage nicht so schlimm ist wie bei uns, doch andererseits, gibt es denn einen Massstab für Niedertracht, der die eine mit der anderen vergleichbar macht?

## X

### *Der «Anschluss»*

1938

Fast ein Jahr ist vergangen seit dem Passahmahl bei den Kosinern, meinem ersten überhaupt. Bald wird wieder Oster- und Passahzeit sein, aber dieses Frühjahr bringt mehr Schrecken als Verheissungen mit sich, und für den Sederabend haben wir nichts geplant. Die Familien Kosiner und Karpel haben sich schon oft zu gemeinsamen Mahlzeiten und Unterhaltungen zusammengefunden, und Mama hat mir gesagt, wie gern sie Poldi und seine Leute mag, aber in diesen Tagen beschäftigt uns Wichtigeres als angenehme Geselligkeit und Feiertage.

Die politische Lage hat sich verschärft, überall in Wien ist von Unruhe und Kriegsgefahr die Rede. Die seit dem Spätherbst 1936 bestehende Achse Berlin-Rom kommt immer stärker zum Tragen; die Zeitungen bringen Fotos, auf denen Hitler und Mussolini zu sehen sind, wie sie, umringt von Leibwächtern und Militärs, gelockert nebeneinander herschlendern. Das signalisiert, dass Italien Kanzler Schuschnigg und seinen Widerstand gegen die deutsche Österreichpolitik nicht länger unterstützt und Österreich seinem gierigen Nachbarn im Norden schutzlos preisgegeben hat. Mehr als alle politische Agitation und Propaganda, als Verhandlungen und Abmachungen setzt uns der Gedanke an Hitlers manische Fixierung auf die Juden zu. Unser Alltagsleben ist aus den Fugen geraten angesichts einer tumultuarischen politischen Entwicklung, die in der Luft liegt und fast schon mit Händen zu greifen ist.

Am 11. März 1938 zwingt ein Ultimatum Hitlers Schuschnigg zum Rücktritt. Wie gebannt sitzen wir vor dem Radioapparat und lauschen, während der Bundeskanzler mit zitternder Stimme die Kapitulation un-

seres Landes bekannt gibt. «Gott erhalte Österreich», sagt er mit der Verzweiflung des Geschlagenen. Jetzt wissen wir, dass alles verloren ist. Am selben Abend gibt Hitler den Befehl zum Einmarsch deutscher Truppen in Österreich, der am folgenden Tag beginnt. Noch bevor es soweit ist, sind überall in Wien riesige Fahnen mit dem Porträt des «Führers» zu sehen. Und am 12. März empfängt die Mehrheit der Bevölkerung die in die Alpenrepublik einrückenden deutschen Soldaten mit überschwänglichem Jubel. Die meisten Österreicher sind hocherfreut über die neuen Verhältnisse und tragen ihren patriotischen Enthusiasmus auf die Strasse, wo sie umgehend ihren jüdischen Mitbürgern lautstark übelste Machenschaften andichten, sie mit wüsten Schimpfnamen belegen und sich unter Gejohle einem zügellosen Vandalismus überlassen. Die Folgen für den jüdischen Bevölkerungsanteil sind entsetzlich. Jeglicher Anschein von Toleranz und zwischenmenschlichem Respekt wird aufgegeben.

Unsere Welt bricht zusammen wie ein Kartenhaus. Von Tag zu Tag schreitet der ruinöse Abbau unserer Freiheit fort, sehen wir unser Leben Gefahren ausgesetzt. In der ersten Woche nach dem «Anschluss» werden Juden aus ihren Stellungen bei Theatern, Volksbildungseinrichtungen und öffentlichen Bibliotheken entfernt. Am 15. März wird die Entlassung sämtlicher jüdischer Verwaltungsbeamter bekanntgegeben, zwei Tage danach die der jüdischen Richter. Rechtsanwälten wird es zur Auflage gemacht, beim Auftreten vor Gericht eine Hakenkreuzbinde zu tragen. Klagen gegen Juden kommen nicht mehr zur Verhandlung, sondern werden durch deren sofortige Verurteilung erledigt. Kurz darauf werden die jüdischen Bediensteten der Universitäten und Oberschulen entlassen, es folgt die Verbannung aus Schulen, Grossmärkten und Schlachthöfen. Das Schächten von Schlachtvieh wird untersagt. Jüdische Rechtsanwälte erhalten Berufsverbot. Jedes einzelne dieser Gesetze ist ein verheerender Schlag gegen die jüdische Bevölkerung. Alte, gebrechliche Menschen werden gezwungen, den Bürgersteig mit Zahnbürsten zu schrubben. Köpfe werden kahlgeschoren. Und wo wir gehen

und stehen, ballen sich Mensentrauben zusammen, aus denen wir verhöhnt und verspottet werden. Wir können es nicht fassen. Wie ist es dazu gekommen?

Der März weicht dem April, aber der Frühling in Wien, den ich immer so sehr geliebt habe, hat sich für mich zu einem schwachen Erinnerungsbild verflüchtigt, das einem verblichene Aquarell gleicht; in dem Bild, das die Wirklichkeit jetzt bietet, sind an die Stelle zarter Lichteffekte und Farbenspiele die breiten schwarzen Pinselstriche von Hass und Blutvergiessen getreten. Wie in somnambuler Trance gehen wir unseren Alltagsgeschäften nach, nachdem wir das Ladenlokal geöffnet haben, ohne die Schmierereien auf den Schaufenstern oder die Drohungen von Passanten zu beachten. Ich halte mich an den Briefen fest, die ich von Zeit zu Zeit von Poldi erhalte, und hole auch oft die schon etwas zerfledderten älteren zum wiederholten Lesen aus der Pappschachtel hervor. Wenn ich ihm schreibe, kann ich nur von Drangsalen berichten. Wir sind jetzt Juden und nichts als Juden, unsere Identität als Österreicher ist erloschen.

Tag für Tag kommt es rundum zu Zwischenfällen – ein Nachbar wird tätlich angegriffen, der Ehemann einer Bekannten wird zu einer Vernehmung abgeführt und kommt nie wieder, es finden Plünderungen statt, ohne dass die Polizei eingreift oder Anspruch auf Schadensersatz erhoben werden kann. Die Gefahren kommen immer näher, wie ein todbringendes Miasma.

Am Morgen des 23. April wecken uns wieder einmal die fast schon zur Normalität gewordenen Schreie von Menschen, die draussen die Strasse entlanggezerrt werden. Wir lugen vorsichtig aus dem Fenster. Uniformierte 'drängen eine von ihnen zusammengetriebene Menschen-schar in Richtung des Praters. Wir wagen nicht, dem Zug zu folgen, sondern warten lieber in der Wohnung auf eine Nachricht, die uns über das Los der weggeführten Menschen aufklärt.

Schwager Fritz ist gekommen, um uns etwas zu essen zu bringen. Die Wohnung zu verlassen, zu welchem Zweck auch immer, ist für uns

zu gefährlich, also bemühen wir uns, so lange wie nur möglich mit unseren letzten Lebensmittelvorräten auszukommen.

«Was ist heute Morgen passiert, Fritz?», frage ich, während ich das Brot und den Käse von ihm entgegennehme.

«Ich bin heut früh durch den Prater gekommen und hab da auf einer Wiese eine Menge Menschen beisammen gesehen», antwortet er mit gesenktem Kopf; seine Miene drückt Widerwillen aus. «Es waren Juden. Die hatte man da zusammengetrieben und gezwungen auf Hände und Knie niederzugehen, wie Hunde oder Vieh. Und dann haben sie das Gras von der Wiese abweiden müssen.» Er verstummt.

Rundherum herrscht das nackte Chaos. Der Verkehr wird durch die vielen Menschen, die auf schnellstem Weg aus der Stadt hinauswollen, zu einem hektischen Durcheinander. Auch unter unseren Bekannten befinden sich solche, die zu Ausreisevisa gekommen sind und flüchten können; sogar einige Verwandte lassen alles zurück, was sie besitzen, nur um so schnell wie möglich aus Österreich hinaus und zu neuen Ufern gelangen zu können, wo ihnen Zuflucht geboten wird. Wir selbst sitzen allerdings fest, weder wir Kinder noch unsere verwitwete Mutter haben einen Plan für den Notfall oder Verbindungen in ein anderes Land, in dem wir willkommen wären.

Uns bleibt nichts anderes übrig, als weiterzumachen wie bisher und jeden Tag von neuem ums Überleben zu kämpfen. Wann immer es geht, lege ich etwas von unseren Esswaren für Poldis Eltern beiseite, und er und sein Bruder schicken ihnen aus Mailand gelegentlich ein bisschen Geld.

Die Strassen sind noch nass vom letzten Aprilschauer, aber an den Rändern der Wolken zeigen sich schon die ersten Sonnenstrahlen. Ich bin gerade mit Abstauben beschäftigt, als Erna in den Laden hereinkommt. Ihr langes schwarzes Haar ist schweissnass und verfilzt. Sie hat einen Bluterguss am Arm, dort ist der Ärmel ihres Kleids zerrissen. Das gewohnte Rot ist von ihren Wangen gewichen, in ihrem verstörten Blick spiegeln sich Furcht und Schrecken. Sie kommt durch die Tür geschos-

sen und auf den Ladentisch zugestürzt, hinter dem Mama und ich in lähmender Fassungslosigkeit stehen. Erna zittert am ganzen Leib, und die Hand, mit der sie die meine fasst, ist eiskalt.

«Mein Gott, Erna, was ist passiert?», sagt Mutter und nimmt ihre Älteste in den Arm.

Mit bebender Stimme berichtet Erna, was ihr auf dem Weg zur Arbeit zugestossen ist. «Oh, Mama, die SS-Leute haben mich gezwungen, den Bürgersteig zu schrubben, und einer hat mich geschlagen, weil ich nicht gleich begriffen hab, was sie von mir verlangen. Ich hab mir nicht vorstellen können, dass sie mich da runter haben wollen, runter auf den Boden, runter vor ihre Stiefelspitzen, damit mir ihre Hunde direkt ins Gesicht bellen können.» Ihre blassen Wangen sind tränenverklebt. In ihrer Verstortheit wischt sie sich, ohne zu wissen, was sie tut, unablässig die Handflächen an ihrem Rock ab. Ihr angeschlagener Gemütszustand macht uns Angst.

Wir legen die Arme um sie und sprechen ihr Trost zu, aber sie hört nicht auf zu zittern, während sie in ihrer Vorstellung noch einmal die ganze Tortur durchlebt.

Auf den Strassen Wiens nehmen diese öffentlichen Demütigungen und die damit einhergehenden Schaustellungen menschlicher Niedertracht kein Ende. Und bei unserem gewohnten Besuch der Gräber von Papa und unserer letztes Jahr verstorbenen Grossmutter stellen wir mit Entsetzen fest, dass das gesamte Friedhofsgelände geschändet und grösstenteils verwüstet ist. Wir kommen an zertrampelten Blumenbeeten und umgestürzten Grabsteinen vorbei. Alles ist mit widerlichen Hakenkreuzsymbolen beschmiert.

Ich richte die Steine an Papas und Grossmutter's Grab auf und versuche auch den Blumen wieder Halt zu geben, aber es ist riskant, allzu lange auf dem jüdischen Friedhof zu verweilen. Mit ängstlicher Besorgnis denken wir an die Nazis, die in wachsender Zahl allenthalben geradewege aus dem Boden zu kriechen scheinen wie Maden, um ihre giftige Saat des Hasses auszustreuen. Wir berühren nur sacht die früher

abgelegten Kiesel, legen unsere mitgebrachten Steine dazu und verlassen schweren Herzens den Ort.

Jeden Tag wird uns ein anderes Stück von unserem Leben weggenommen. Auf einmal sind wir nicht mehr in den Wohnungen unserer besten nicht jüdischen Freunde willkommen. Wie vor den Kopf geschlagen betrachte ich mich im Spiegel: Ich habe mich nicht verändert. Ich betrachte die Freunde: Sie haben sich nicht verändert. Und doch ist alles anders, und ich sehe mich plötzlich von Menschen im Stich gelassen, die ich immer zu meinem Freundeskreis gezählt habe.

Erst ist es nur Getuschel, das uns auf dem Nachhauseweg begleitet, dann werden laute Beschimpfungen daraus. Die Behörden dulden die Verfolgung nicht nur, sie bestärken die Verfolger auch noch in ihrem Tun. Jüdische Kinder werden vom Schulbesuch ausgeschlossen, jüdische Lehrer aus dem Schuldienst entlassen. Man verwehrt uns den Zutritt zu Theatern, Restaurants und Ladengeschäften. Jüdische Angestellte und Arbeiter werden vor die Tür gesetzt. Die Zeitungen giessen in miesen Karikaturen Hohn und Spott über Juden aus, die auf den Status von Ungeziefer degradiert werden.

Durch eine von den Nazis am 26. April erlassene «Verordnung über die Anmeldepflicht des Vermögens von Juden» werden alle jüdischen Bürger verpflichtet, sich bei der für sie zuständigen Zweigstelle des Meldeamts einzufinden und erschöpfende Auskunft über ihre Vermögensverhältnisse zu geben. Zusammen mit Hunderten ebenfalls Einbestellten steht Mama bei nasskaltem Wetter stundenlang Schlange auf der Strasse. Unter den Augen der SS unterschreibt sie pflichtgemäss die Liste all der Posten ihres Eigentums, die für die Besatzer und die nazistische Regierung von Interesse sein könnten. Alle in- und ausländischen Bankkonten, alle Immobilien und Einrichtungsgegenstände, jeglicher Besitz an Juwelen, Kunstwerken und Gold – alles, wirklich alles wird mit akribischer Sorgfalt aktenkundig gemacht.

Mit gramdurchfurchtem Gesicht kehrt Mama nach Hause zurück. Sie will mit keinem von uns über das Erlebte sprechen.



Worte vermögen das deprimierende Gefühl der Hilflosigkeit nicht zu beschreiben, das sie wie ein Bleigewicht bedrückt. Die Nazis haben ihren Lebensmut und ihre Willenskraft gebrochen.

Eines Morgens gegen Ende April wirft Mama bei unserem gemeinsamen Frühstück einen Blick in die Zeitung. Ich sitze ihr am Tisch gegenüber und sehe, wie sie mit zitternder Hand die Kaffeetasse abstellt, aus der sie eben einen Schluck genommen hat. In der Zeitung ist ein Auszug aus dem ‚Völkischen Beobachter‘ abgedruckt, dem Parteiblatt der NSDAP. Sie liest ihn mit vor Erregung bebender Stimme vor. Der letzte Satz lautet: «Der Jude muss gehen – und sein Geld muss bleiben.»

Mama erhebt sich ruckartig von ihrem Stuhl, während Willi und ich noch mit offenem Mund dasitzen. Ihr Schrecken über das, was wir gerade gehört haben, hat Wellen der Angst in uns ausgelöst.

«Ich geh zur Bank – auf der Stelle!», erklärt Mama, während sie Mantel und Hut anzieht. Bis wir unsere Erstarrung überwunden und uns vom Tisch erhoben haben, ist sie schon aus der Wohnung. Wir laufen zum Fenster und sehen sie unten mit im Wind flatterndem Mantel davonhasten.

In unserer bangen Erwartung scheint es, als ob Stunden bis zur Rückkehr unserer Mutter vergingen. Als sie vorhin völlig aufgelöst und in unbedachter Hast loslief, war uns klar, dass etwas Schreckliches bevorstand. Dann hören wir sie endlich an der Wohnungstür und laufen ihr entgegen. Sie tappt mit unsicheren Schritten ins Wohnzimmer und lässt sich, noch im Mantel, in den nächsten Sessel fallen. Den Kopf in beide Hände gelegt, beginnt sie unter krampfhaften Zuckungen zu schluchzen. Sie bringt kein einziges Wort heraus. Erschrocken holen wir ihr schnell ein Glas Wasser und reden ihr zu, sie solle aufhören und uns sagen, was passiert ist, aber sie ringt nur nach Atem.

Schliesslich hört sie aus Erschöpfung auf zu weinen und verstummt. In unsere entsetzten Gesichter aufblickend berichtet sie mit schwacher, immer wieder brechender Stimme, dass alle Guthaben jüdischer Bankkunden von den Nazis beschlagnahmt wurden. Wir sind mittellos.

«Aber Mama, was ist aus Papas ganzem Geld geworden, und was ist mit dem Geld aus dem Geschäft?», frage ich konsterniert.

«O Nini, was weiss ich. Da ist niemand, den ich fragen kann, und niemand, gegen den ich etwas unternehmen kann», antwortet Mama müde und resigniert.

«Ja, aber das Geld?», wiederholt Willy, der genauso wenig begreift wie ich.

«Unser ganzes Geld haben jetzt die Deutschen – wir unterstehen ihrem Recht. Sie haben es gestohlen wie gemeine Diebe und werden es nicht mehr herausgeben. Wir sind Juden und haben keine Rechte – wir dürfen weder Anspruch auf unser Eigentum erheben noch arbeiten, noch in Frieden leben.»

Sie starrt ausdruckslos ins Leere; weinen kann sie nicht mehr. Willi und ich sehen einander an. Wir begreifen, dass Mama seelisch am Ende ist und nichts für unsere Rettung tun kann: Wenn es einen Ausweg für uns gibt, werden wir ihn selber finden müssen.

Nachts liege ich wach und zerbreche mir den Kopf darüber, wo ein Ausweg aus dieser Hölle zu finden sein könnte. Mama und Papa haben uns gelehrt, nie aufzugeben, aber diese apokalyptische Katastrophe haben sie nicht vorausgesehen. Wir sitzen fest wie in einer Falle, und die Zeit läuft uns davon. Mit Sicherheit ist nicht damit zu rechnen, dass alles plötzlich wieder normal wird. Ich zermartere mir das Gehirn, bis das Licht der Morgendämmerung in mein Zimmer einsickert und ich mir eingestehen muss, dass ich den rettenden Plan immer noch nicht gefunden habe. Aber ich bin entschlossen, es weiter zu versuchen, von unseren Bekannten jeden anzusprechen, der vielleicht helfen könnte, Poldi in meinen Briefen zu bitten, etwas für uns zu tun. Ich balle meine Fäuste und wische die Tränen aus den Augen. Ich denke nicht daran, aufzugeben.

Mein sechzehnjähriger Bruder wird mitten am Tag auf der Strasse von Nazi-Schergen verhaftet. Ein Freund von ihm kam noch ganz erhitzt vom schnellen Laufen zu uns in die Wohnung, um uns zu berichten, dass Willi wie viele andere jüdische junge Männer von der SS festgenommen und abgeführt wurde.

«Wohin?», frage ich fassungslos. «Wo ist er jetzt?»

«Sie sind mit ihm in ein Auto gestiegen. Ich glaube, sie sind zum Hotel Metropol gefahren, aber genau weiss ich es nicht. Wir konnten ja nicht hinterher. Das hätte nichts genützt, sie hätten uns dann bloss auch noch festgenommen.»

Ich halte mich nicht lange mit ihm auf. Was soll es, ihm Feigheit vorzuwerfen? Letztendlich hat er wahrscheinlich sogar Recht. Aber Willi ist mein Bruder. Ich lasse ihn nicht im Stich, auch wenn ich dabei mein Leben riskiere.

Ich empfinde Empörung und Grauen, als ich die Treppe zum Eingang des Metropol hinauflaufe. Das alte Hotel, in dem ich meinen Bruder zu finden hoffe, ist in jüdischem Besitz gewesen, bis es «im Interesse des Deutschen Reiches» beschlagnahmt wurde. Jetzt ist es Amtssitz der «Gestapo-Leitstelle Wien», und an der Fassade weht die Hakenkreuzfahne.

«Karpel.» Ich nenne dem Gestapo-Beamten am Empfang meinen Namen. «Mein Bruder Willi ist hierher gebracht worden.»

«Richtig. Sie sind also seine Schwester? An Sie hätten wir auch ein paar Fragen.» Meine Arme sind wie betäubt, meine Mundhöhle trocknet aus, und auf meinen Handflächen bildet sich kalter Schweiß, während ich ihm folge. Mir fällt ein, dass Mama bald aus dem Geschäft heimkommen wird und sich dann Sorgen macht, weil niemand da ist. Ich habe vergessen, ihr eine Nachricht zu hinterlassen – doch andererseits, was hätte ich schreiben sollen?

Mein Begleiter bleibt stehen und öffnet eine massive Tür. Der Raum dahinter ist nur schwach erleuchtet, aber ich kann Willi erkennen. Er sitzt auf einem Stuhl, ganz vorn an der Kante der Sitzfläche. Die nackte Deckenleuchte spiegelt sich in den Gläsern seiner Brille. Schweißperlen stehen auf seiner Stirn, aber als ich nach seiner Hand greife, ist sie ebenso kalt wie meine.

Wir werden stundenlang von SS-Leuten befragt, gefühlskalten, narbengesichtigen Typen mit leerem Blick, der unfähig ist, uns als Menschen wahrzunehmen. Sie kommandieren uns barsch herum, traktieren uns mit nicht zu beantwortenden Fragen, bezichtigen uns subversiver

Umtriebe gegen die österreichische Regierung und aller möglichen anderen politischen Ränke, lasten uns unsere Geburt und blosser Existenz als Verbrechen an, beschuldigen uns der Teilnahme an einer Verschwörung des Weltjudentums und legen uns auch sonst noch allerhand zur Last, was ihnen ihr Wahn gerade eingibt. Wir wissen nicht, was wir auf diese unsinnigen Vorwürfe erwidern sollen, und bleiben während der ganzen «Befragung» stumm. Schliesslich wechseln die Männer einige Worte, worauf einer von ihnen uns über den Gang in ein anderes Zimmer führt und uns dort zu warten heisst. Im Weggehen schliesst er die Tür hinter sich mit einer Wucht, die Zorn verrät.

In dem fensterlosen, engen Raum, in dem es weder Licht noch Sitzgelegenheiten gibt, sind wir endlich allein. Die Luft ist abgestanden und feuchtkalt. Wir unterhalten uns im Flüsterton, und aus jedem unserer Worte spricht nacktes Entsetzen. Vielleicht sehen wir niemals wieder das Sonnenlicht, oder vielleicht lässt man uns am Leben, verschleppt uns aber irgendwohin, von wo wir nie zurückkehren werden.

Die Tür geht auf. Wir schirmen unsere Augen ab, damit sie sich an das plötzliche helle Licht gewöhnen können. Drei uniformierte Gestapo-Leute kommen herein und postieren sich vor der Stirnwand des Raumes.

«Du», donnert einer von ihnen los, den Blick auf mich gerichtet, «du bist an einem Komplott gegen das Reich beteiligt. Du und deine Komplizen, ihr fälscht Ausreisevisa für Juden, damit die sich ihrer gerechten Strafe entziehen können. Das ist Landesverrat, und darauf steht die Todesstrafe.»

«Nein, das stimmt nicht.»

«Du bist zusammen mit anderen Landesverrättern gesehen worden, wie ihr euch getroffen und Anschläge ausgeheckt habt.»

«Wo ist dein Vater?», will ein anderer wissen.

«Er ist tot», antworte ich leise.

«Wann ist er gestorben? Wo und wie ist er gestorben? Wir meinen, dass er vielleicht untergetaucht ist, um auf diese Weise leichter seine Staatsverbrechen begehen zu können.»

Willi und ich erschauern vor Entsetzen bei dieser Anschuldigung.

«O nein, wir erinnern uns noch gut. Wir waren damals zwar klein, aber wir wissen es ganz sicher. Wir waren beim Begräbnis mit dabei und haben zugehört, wie der Sarg in die Grube hinabgelassen worden ist.»

«Und wer ist als Eigentümer von Geschäft und Liegenschaft eingetragen? Der junge Mann da?»

«Nein, unsere Mutter ist die Eigentümerin. Sie wird Ihnen selbst erzählen, dass unser Vater für das Geschäft hart gearbeitet hat. Das ist allgemein bekannt.»

«Schnauze! Juden tun nichts als andere Leute bestehlen. Wir sind hier, um dafür zu sorgen, dass dem österreichischen Volk sein rechtmässiges Eigentum rückerstattet wird.»

«Wir sind auch Österreicher», sagt Willi mit zittriger, kaum vernehmlicher Stimme.

«Juden sind gar nichts. Sie haben kein Recht, auf demselben Erdboden herumzulaufen und dieselbe Luft zu atmen wie echte Österreicher. Sag deiner Mutter, morgen früh wird die SS vor ihrer Tür stehen. Sie wird dann alles unterschreiben, was man ihr vorlegt, andernfalls sehen wir uns zu drakonischen Sanktionen genötigt.»

Sie drehen sich um und verlassen zackigen Schrittes den Raum. Die Tür knallen sie hinter sich zu, dann stehen wir wieder fröstelnd im Dunkeln. Eine Stunde vergeht, bis man uns schliesslich ohne weitere Erklärung erlaubt zu gehen. Kreidebleich und zitternd treten wir Hand in Hand aus dem Hotel Metropol. Ich atme tief durch, um wieder frische Luft in die Lunge zu bekommen und mich von der fiebrigen Übelkeit, die sich meiner bemächtigt hat, zu befreien. Unsere Nerven sind zum Zerreißen gespannt. Meine Beine versagen den Dienst, und ich klappe auf der untersten Treppenstufe zu einem bibbernden Häufchen Elend zusammen. Willi schlottert, zu Tode erschrocken. Seine Brille schaukelt bedenklich auf seiner Nasenspitze, während er, an meiner Hand ziehend, mich anfleht aufzustehen. «Wir müssen hier weg, Nini. Sie

können es sich jeden Moment anders überlegen und uns wieder hereinholen. Dann kommen wir da nicht mehr heraus. Bitte, steh auf! Ich helfe dir.»

Mama hat die mit ihr befreundete Nachbarin Frau Kaufmann zu Besuch, eine Witwe wie sie, aber kinderlos. Die beiden sitzen im Wohnzimmer und trinken Kaffee. Ihr Geplauder bricht jäh ab, als sie Willi und mich Arm in Arm hereinwanken sehen. Wir zwei lassen uns jeder in einen Sessel fallen und sacken darin zusammen, als ob wir keine Knochen mehr im Leib hätten.

Erschrocken kommen die beiden Frauen zu uns gestürzt und wollen wissen, wo wir waren und was mit uns passiert ist. Wir sind noch so benommen von dem Schock, dass wir überhaupt nicht reagieren können. Nachdem wir ein paar Schlucke warmen Kaffee hinuntergewürgt haben, können wir den Vorfall bruchstückhaft wiedergeben. Mama schlägt verzweifelt die Hände vors Gesicht und bittet dann Frau Kaufmann, uns allein zu lassen.

Wir erzählen Mama, dass die Nazis nach Papa gefragt haben und wissen wollten, wer jetzt der Chef des Familienunternehmens ist. Deswegen hatten sie Willi zur Befragung geholt. Und wir sagen ihr, dass sie morgen Vormittag Besuch von der Gestapo bekommen wird. Wenn wir unser ganzes Eigentum widerspruchslos dem Reich überschrieben, würden sie uns vielleicht so lange ein Aufenthaltsrecht in Wien einräumen, bis wir unsere Emigration in die Wege geleitet hätten. Wir wissen, dass wir in dieser Sache keine Wahl haben und dass wir von Glück sagen können, wenn wir mit dem nackten Leben davonkommen.

## XI

### *Des Teufels Kriegsmann*

1938

Am nächsten Morgen hören wir schon früh die Stiefel der SS-Leute auf der Treppe. Mama bekommt von den Besuchern die Beschlagnahmepapiere vorgelegt. Todbleich im Gesicht unterschreibt sie mit zittriger Hand die Dokumente ohne ein einziges Wort des Widerspruchs, ohne eine einzige Träne. Eine Hand an die Rückenlehne geklammert, stehe ich bolzengerade neben ihrem Stuhl und bemühe mich, ebenso viel Unerschrockenheit zu beweisen wie sie, die nicht gewillt ist, vor den Uniformierten zu ducken. Ich weiss, dass Mamas Herz ebenso sehr pocht wie das meine, vor Furcht genauso wie vor Zorn.

Nachdem die Nazis gegangen sind, verharren wir untätig in unserem stummen Schmerz. Die Nachwirkung der soeben erlebten Szene schlägt uns mit voller Wucht aufs Gemüt. Anfangs sind wir ausserstande, uns zu bewegen oder zu sprechen oder zu begreifen, was da eigentlich stattgefunden hat. Willi und ich starren wie gebannt auf Mamas Gesicht, um dort ein Zeichen der Courage zu entdecken, die sie bisher immer bewiesen hat und die uns auch jetzt helfen würde, diese neueste Schändlichkeit zu verkraften. Aber Mama hat sich verändert. Sie ist offensichtlich nicht mehr die willensstarke Person, die auch noch das schwierigste Hindernis auf ihrem Weg zu überwinden weiss. Auf einmal wirkt sie geschrumpft, die hochgezogenen Schultern sprechen vom Bewusstsein der Niederlage, die tränenlosen Augen blicken ins Leere und verraten, dass ihr Geist noch ganz in der Gewalt des eben erlebten Schocks ist. Wir fürchten, dass sie sich aufgegeben hat oder am Rande eines Nervenzusammenbruchs steht.

Ich streiche ihr die grauen Haarsträhnen aus der Stirn, dann knie ich mich neben ihr auf den Boden. Ihre Hand ergreifend, gebe ich mir Mühe, so unaufgeregt wie möglich zu sprechen, wenngleich ich meine Gefühle kaum beherrschen kann. Unter Tränen, die mir den Blick verschleiern, bitte ich sie, mir zuzuhören. «Mama, wir kommen darüber hinweg. Du hast doch wenigstens die Gewissheit, dass wir immer noch alle zusammen und gesund sind. Man hat uns nicht abgeführt wie so viele andere. Wir werden einen Weg finden, wie wir aus Wien fortkommen, und uns anderswo ein neues Leben aufbauen. Bitte, Mama, du musst jetzt stark sein, auch für uns!»

Den ganzen Tag lang sitzt sie am Fenster, fast stumm, unfähig, etwas zu sich zu nehmen oder sich in irgendeiner Weise dauerhaft zu beschäftigen. Willi und ich machen uns Sorgen um sie, haben aber anderweitig zu tun. Ich gehe trotz allem das Geschäft öffnen, und Willi macht sich auf den Weg zu Fritz und Erna.

Als wir am Abend wieder zu Hause sind, wird zwischen uns dreien wenig gesprochen. Nach dem frugalen Abendessen – Brot und etwas aufgewärmter Eintopf vom Vortag – sehen Willi und ich mit Verwunderung, wie Mama aus dem Korb neben ihrem Sessel ihre Nadelarbeit hervorholt.

«Nini, vielleicht kannst du für jeden von uns noch eine Tasse Tee machen, dann gehen wir schlafen. Morgen will ich mir überlegen, wie wir aus diesem Schlamassel herauskommen», sagt sie in sachlichem Ton.

Mit Mamas aufgesetzter Gelassenheit wird es meines Erachtens diesmal nicht getan sein, fetzt ist mehr gefragt, nämlich ein richtiger Fluchtplan mit einem Zielort und einem Fluchtweg, der aus Österreich, dieser überdimensionalen Schreckenskammer, hinausführt.

Tags daraufhin ich allein im Geschäft, wo ich mir Mühe gebe, den Betrieb aufrechtzuerhalten. Irgendwie geht das Leben weiter – nach wie vor brauchen Menschen die Waren, die wir verkaufen, Stoffe für Kleidung, Wäsche, Hüte, Handschuhe und Strümpfe. Mit Sorge sehe ich jedoch, dass die Regale sich leeren, und frage mich, wie weit wir mit dem, was wir haben, noch kommen werden – neue Ware zu beschaffen ist



unmöglich, die Hersteller haben die Geschäftsbeziehung zu uns abgebrochen.

Ich bediene gerade eine Kundin, als unversehens ein SS-Offizier das Geschäft betritt. Seine schwarze Uniform ist von der Schirmmütze und den glatt sitzenden weissen Handschuhen bis zu den glänzenden schwarzen Stiefeln in jeder Einzelheit tadellos korrekt und ebenso Furcht erregend. Er trägt eine Pistole am Gürtel und eine scharlachrote Hakenkreuzbinde am Arm. Der Zweck seines Kommens ist die Übernahme des Geschäfts, ohne das wir zum Hungertod verurteilt sind. Beim Hereinkommen hält er die Papiere in der Hand, die Mama gezwungenermassen unterzeichnet hat. Dabei trägt er die auftrumpfende Miene eines siegreichen Eroberers und die kühle Arroganz, die ihm seine Uniform erlaubt, zur Schau.

Schmerzlich enttäuscht sehe ich zu, wie die anwesenden Kunden die Arme zu dem zackigen Nazigruss erheben und ein lautes «Heil Hitler!» durch den Raum schmettern. Einige kenne ich gut, manche sogar mit Namen. Dieselben Menschen, die mich sonst mit einem Lächeln und einem «Guten Tag, Fräulein Karpel» zu begrüßen pflegten, weichen nun meinem Blick aus oder stieren mich angewidert an.

Bebend stehe ich wie angewurzelt da. Schauer laufen mir über die Haut. Kann ich noch irgendetwas für uns retten? Während der Uniformierte auf den Ladentisch zuschreitet, hinter dem ich stehe, zermartere ich mir den Kopf, um auf eine Idee zu kommen. Papas Gesicht leuchtet kurz vor meinem inneren Auge auf. Was würde er an meiner Stelle tun? Wäre er doch jetzt hier, er könnte mir bestimmt helfen! Ich zwingen mich, dem SS-Mann direkt ins Gesicht zu sehen. Er ist nicht viel älter als ich. Etwas zu gewinnen habe ich allenfalls, wenn es mir gelingt, sein Herz zu erweichen.

Worte Papas fallen mir wieder ein, die ich in einem geschützten Winkel meines Gedächtnisses sicher verwahrt habe: «Zerschneidet das Seil am Hals des Mörders, noch während er gehenkt wird. Wenn er es ist, der euch retten kann, müsst ihr ihn befreien. Es gibt nichts, was ihr nicht tun dürft, um zu überleben.»

Ergeben zeige ich diesem Mann, der mein erklärter Feind und vielleicht sogar mein Henker ist, das ganze Inventar des Geschäfts, die Bücher und alles, was er sonst noch braucht, um hier die Kontrolle übernehmen zu können. Er hat die Weisung erhalten, den Geschäftsgang und die Tageseinnahmen zu überwachen, das Geld an sich zu nehmen und in die Kasse des von Hitler eingesetzten Kommissars für die Vereinigung Österreichs mit dem Reich einzuzahlen. Kunden kommen und gehen, bewegen sich flüsternd umher, wenden in nervöser Unruhe immer wieder kurz den Kopf zu dem Mann in Schwarz, dem schweigsamen Beherrscher der Situation, dessen nie erlahmende Wachsamkeit von allem, was hier vorgeht, noch die geringste Kleinigkeit registriert.

Wir sind den ganzen Tag zusammen. Ich rede mit ihm, als ob er ein Mensch wie jeder andere wäre. «Wir machen jetzt alle eine schwere Zeit durch, meinen Sie nicht?», frage ich, nachdem ich meinen ganzen Mut zusammengekratzt habe.

Zunächst scheint er perplex über die Frage. Ist er doch derjenige, der hier das Sagen hat, der Herr über Leben und Tod. Ich dagegen, wer bin ich? Aber eine Furche zwischen seinen Augenbrauen zeigt an, dass er meine Worte gründlich bedenkt. In seiner Antwort kommt ein Grad von Kulanz zum Ausdruck, auf den ich nie zu hoffen gewagt hätte. «Als man uns aufgetragen hat, Menschen, die wir zeitlebens gekannt haben, ihr Eigentum wegzunehmen, haben wir uns zuerst gefragt, ob das rechtmässig ist. Doch heute stehen die Gründe dafür ausser Zweifel. Wir wollen ein starkes Österreich, und unser Führer kennt den Weg, also folgen wir ihm, in welche Richtung auch immer er uns führt. Unser Glaube ist jetzt gefestigt, und wenn trotzdem noch Zweifel aufkommen, müssen wir sie beiseite schieben.»

«Sie sind ein nachdenklicher Mensch», sage ich, mit aller Kraft meinen Ingrimms im Zaum haltend, der am liebsten hinausschreien würde, dass es keine Rechtfertigung gibt für all die Schandtaten, die derzeit im Lande begangen werden, und dass ich seine Glaubenslehre und seinen Führer mit jeder Faser meines Leibes hasse. «Ich bin freilich in grosser

Sorge um meine arme Mutter und weiss nicht, wie wir ohne das Geschäft unser Leben fristen sollen.»

«Sie müssen versuchen, sich vorübergehend aus Österreich abzusetzen», antwortet er. «Der innere Unfriede, der hier gegenwärtig herrscht, wird nicht dauern. Sobald das Reich etabliert und konsolidiert ist, wird das vereinigte Grossdeutschland – da sind wir zuversichtlich – wieder in Kraft und Herrlichkeit erblühen. Dann könnten Sie und ich, mein Fräulein, die besten Freunde werden.»

«Ganz zweifellos.» Ich setze mein vertrauensseligstes Lächeln auf. Hätte ich jemals den Wunsch verspürt, mein schauspielerisches Talent zu erproben, hier habe ich die beste Gelegenheit dazu. Wie kann er auch nur im Traum an eine solche Freundschaft denken? Wie kann er glauben, sein Anblick könnte für mich jemals etwas anderes bedeuten als die Erinnerung an die Grausamkeit, deren Zeugin ich geworden bin? Ich sehe ihm in die Augen, in denen der Zukunftsglaube der Jugend und das Feuer des Nationalstolzes leuchten, das die fanatische Rhetorik seines Führers in ihm entfacht hat. Er sieht nicht die tatsächliche Verwüstung, er hat nur eine Vision von Glanz und Gloria vor Augen.

Im Geiste höre ich jedoch Papas flüsternde Stimme mich anspornen und mir versprechen, dass dieser Mann uns zu einem sicheren Zufluchtsort führen wird. Mein Plan hat Erfolg. Es gelingt mir, einen winzigen Riss in seine harte Schale zu sprengen, in den Panzer, mit dem ihn fortgesetzte Gehirnwäsche und verfestigter Fanatismus umgeben haben. Der Mensch in der Uniform sieht sich gezwungen, auch in mir ein menschliches Wesen zu erkennen, einen Menschen, der darum kämpft, den Wahnsinn der Verfolgung zu überleben. Der SS-Offizier verstösst gegen seine Gehorsamspflicht, indem er mir an diesem Tag nach Geschäftsschluss befehlswidrig einen Teil des Geldes überlässt, das sich in der Ladenkasse angesammelt hat, und es auch an allen folgenden Tagen so hält, so dass wir genug haben, um überleben zu können. Das ist in dieser Zeit der Ausweglosigkeit und sterbenden Hoffnung nichts Geringeres als ein kleines Wunder.

## XII

### *Ein Fluchtweg*

1938

Sommer in Wien – das ist der Duft von in unbeschreiblicher Fülle blühenden Rosen, ist die vom Licht der Glühwürmchen wie von Geisterhand durchwebte laue Nacht. Sommer in Wien – das sind junge Mädchen unter bebänderten, breitrandigen Florentinerhüten und in blumengemusterten Kleidern, die sich bauschen und in den warmen Windstößen flattern, die von der Donau heraufkommen. Das sind Konzerte unter freiem Himmel, die unseren grossen Komponisten Mozart, Schubert und Strauss die gebührende Ehre erweisen. An Buden garen brutzelnd und zischend Bratwürste. Sie duften unwiderstehlich, und so mangelt es nicht an Kunden, die nach den lecker-knackigen «Polnischen» anstehen. Auf dem gigantischen Riesenrad im Prater lässt man sich hoch in den Himmel hinauf und wieder zur Erde zurücktragen, und während der Fahrt schwankt man zwischen der Empfindung, dass einem im nächsten Moment das Herz stillstehen könnte, und dem wohligen Gefühl, von einem ebenso grund- wie zügellosen Lachanfall geschüttelt zu werden. Das ist das Wien, das ich kenne, seit ich denken kann, und das mir immer der liebste Ort auf Erden gewesen ist. Die Gerüche und Geräusche der Stadt empfinde ich ebenso sehr als Teil meines Selbst wie das Pochen meines Herzens.

Aber im Sommer 1938 ist Wien nicht mehr der Ort, der es einmal für mich war. Im Mai war mein zweiundzwanzigster Geburtstag, ein Tag ohne Feier, ohne Gäste, ohne Torte mit Kerzen obenauf. Wir sind Juden, und die Lustbarkeiten von Wien und Umgebung sind für uns nicht mehr verfügbar. Die Niedertracht, die nun die Stadt regiert, zwingt uns, um

alles, was schön ist und Freude bereitet, einen grossen Bogen zu machen. Selbst ein gelegentlicher Spaziergang bedeutet eine Gefahr, der wir uns nicht auszusetzen wagen. Wir verlassen das Haus nur, um die allernotwendigsten Gänge zu erledigen, und eilen anschliessend wie verschreckte Nagetiere in den Schutz abgedunkelter Zimmer zurück, wo sich die Sommerhitze gestaut hat und zugezogene Vorhänge uns den Blicken unserer überall lauernenden Feinde entziehen sollen. Am 10. Juni lesen wir in der Zeitung, dass am Vortag in München mit dem Abbruch der Hauptsynagoge in der Herzog-Max-Strasse begonnen wurde, weil sie ein «verkehrstechnisches Problem» darstelle. Täglich werden wir Opfer infamster Übergriffe, und ein Ende dieser Gräueltaten ist nicht in Sicht.

Auf Initiative des amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt sollen im Juli im französischen Evian-les-Bains am Genfer See die Vertreter von zweiunddreissig Nationen über das Schicksal der Juden in Deutschland und die Möglichkeit des Asyls für diese Menschen beraten. Als wir davon hören, halten wir den Atem an: Werden sich die grundlegenden humanitären Werte durchsetzen? Doch als die von so vielen sehnlich erwartete Konferenz vom 6. bis zum 15. Juli tagt und das «jüdische Problem», wie man es nennt, dort zur Sprache kommt, endet die Verhandlung mit Ergebnissen, wie sie verhängnisvoller für uns nicht sein könnten. Nirgends auf der Welt werden die Einwanderungsbeschränkungen gelockert, weltweit will kein Staat seine Verantwortung für das Schicksal der Juden in Deutschland anerkennen oder ihnen praktische Hilfe anbieten.

Die Nachrichten aus Evian sind für die Wiener Juden ein solcher Schock, dass unter ihnen Panik grassiert. Die Deutschen verstehen das Konferenzergebnis als Freibrief für die Fortsetzung der Verfolgung. Die Zahl der gewaltsamen Verschleppungen steigt, und blutige Prügelszenen gehören zum Bild des Alltags. Alle ausländischen Konsulate in der Stadt sind einem wilden Ansturm ausgesetzt. Selbst die treuesten Patrioten unter den österreichischen Juden, die bisher geduldig auf die Wiederkehr besserer Zeiten gewartet haben, kommen schliesslich doch

noch zu der Überzeugung, dass die Flucht dringend geboten ist. Unsere Familie sitzt in Wien fest, und wie die anderen suchen wir nach einer Möglichkeit, die Stadt und das Land zu verlassen. Doch die Länder, die als Fluchtziel in Frage kommen, schliessen eines nach dem anderen die Häfen, die hätten Zuflucht bieten können.

Solange wir noch im Geschäft arbeiten konnten, haben wir von dem erhaltenen Geld so viel wie möglich gespart, aber der junge deutsche Offizier, den ich zur Hilfe bewegen konnte, wurde von seinem Posten abberufen, uns hat man vor die Tür gesetzt. Auf die kleine Summe von Erspartem, an unauffälliger Stelle unter einem losen Fussbodenbrett versteckt, darf nur äusserst zurückhaltend und ausschliesslich zum Zwecke des Nahrungsmittelerwerbs zugegriffen werden.

Auf der Suche nach einem möglichen Zufluchtsort begegnet uns immer öfter ein bestimmter Name: «Shanghai». Auf der Strasse hören wir im Vorübergehen abgezehrte Nachbarn sich das Wort hinter vorgehaltener Hand zuflüstern. «Shanghai», sagen die Leute, wobei sie den fremdartigen Namen in österreichischer Intonation aussprechen – ein seltsamer, exotischer, entrückter Laut, in dem Furcht und Hoffnung mitklingen sowie die Verheissung einer letzten noch verbliebenen Chance. Die magere Aussicht auf Rettung entfacht einen ungeahnten Flächenbrand freudiger Erregung. Wir treffen Menschen voll gezügeltem Enthusiasmus, der ihre abgemagerten Gesichter und die sonst so trüben Augen erhellt. Eifrig teilen sie uns mit, von welcher Neuigkeit sie Kenntnis erhalten haben, und wir lechzen förmlich nach genaueren Informationen über diesen sagenhaften Ort. «Man braucht kein Visum und kein amtliches Zeugnis, und eine Passkontrolle gibt es in Shanghai auch nicht», erfahren wir. Die Chinesen verlangen auch nicht wie andere Länder einen Nachweis der finanziellen Unabhängigkeit, den zu erbringen für uns und viele andere ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Seitdem wir von der Möglichkeit gehört haben, in Shanghai Zuflucht zu finden, wälzen wir Pläne und denken daran, ebenfalls auf die chinesische Karte zu setzen. Was hätte Papa getan?, frage ich mich. Und

komme zu dem Schluss, dass ich jemanden finden muss, der mir weiterhelfen kann.

An einem Tag Mitte Juli kleide ich mich frühmorgens mit besonderer Sorgfalt, um einen möglichst erwachsenen und seriösen Eindruck zu machen: marineblauer Rock und Kostümjacke, dazu ein passender Hut. Ich fahre mir mit dem Lippenstift über den Mund, presse ihn kurz zusammen, fasse mir ein Herz und gehe hinunter auf die Strasse, wo ich mich unter die zahllosen anderen mische, die nach einer Einreiseerlaubnis Jagd machen. Es ist ein schwülheisser Tag. Die Menschenmenge, durch die ich mir den Weg bahne, ist in Hast und kaum einer achtet auf den anderen. Überall sind die ruppigen Uniformierten zu sehen, die in brutaler Willkür jüdische Bürger aus ihren Wohnungen holen, um sie zu einer der üblichen Runden von sadistischer Quälerei abzuführen. Die Mittagssonne brennt auf mich herunter, und der Schweiß läuft mir von der Stirn in die Augen. Ich trockne mir Gesicht und Hals mit meinem bereits feuchten Taschentuch.

Nach mehreren Stunden lehne ich mich, geschafft von Hitze und Müdigkeit, an eine Hauswand und lege den Kopf in den Nacken. Dabei fällt mein Blick auf ein etwas höher angebrachtes Schild: «Berger, Rechtsanwalt».

Ich steige wie von einem Magneten angezogen die Treppe hinauf. Zu der Sekretärin im Vorzimmer sage ich: «Ach bitte, ich muss mit dem Herrn Rechtsanwalt sprechen.»

«Haben Sie einen Termin, junges Fräulein?», fragt sie, mich von Kopf bis Fuss kritisch musternd, um herauszufinden, wo sie mich in ihrem Katalog sozialer Typen einordnen soll. Ihre Miene ist streng, ihr Äusseres untadelig; sie hat ihre Brille abgesetzt und sieht mich missbilligend an.

«Nein, aber es handelt sich um eine dringende Angelegenheit, sehr dringend, verstehen Sie?» Ich spüre, dass die Wirkung der Hitze und die Müdigkeit mich zu übermannen drohen.

In diesem Moment geht die Tür zum Büro auf; ein Mann kommt heraus und reicht der Sekretärin einige Papiere.

«Ach bitte», sage ich, «ich muss mit einem Anwalt sprechen.»

Er wendet sich zu mir, anscheinend überrascht von meinem direkten Vorstoss und meinem unordentlichen Äusseren.

«Sie hat keinen Termin, Herr Berger», sagt die Sekretärin streng.

«Um Himmels willen, sehen Sie denn nicht, dass sie am Ende ihrer Kräfte ist? Sie kann jeden Moment umkippen.» Er führt mich am Arm an der mit finsterner Miene hinter ihrem Schreibtisch sitzenden Sekretärin vorbei in sein Büro. Dort lässt er mich in einem mächtigen Sessel Platz nehmen und holt mir dann ein Glas Wasser. Ich stürze den Trunk hinunter und beginne sofort zu reden.

«Wir brauchen Ihre Hilfe, oder wir kommen hier alle um», schiesst es aus mir heraus. «Wir sind Juden, müssen Sie wissen – natürlich wissen Sie es, Sie haben es sicher gleich gesehen, und mich trotzdem hereingelassen. Ich weiss nicht, wieso, aber vielleicht gibt es doch noch jemanden in Wien, der bereit ist, etwas für uns zu tun. Ich bin mit meiner Weisheit am Ende. Ich weiss einfach nicht, wie ich es anfangen soll, und da ist auch noch Mama und mein Bruder und die andern, grosser Gott, wir wissen alle nicht, wie wir nach China kommen sollen, und unser Geld reicht hinten und vorne nicht, und...»

Herr Berger, der erkannt hat, in welchem überdrehtem Zustand ich mich befinde, unterbricht jetzt den unkontrolliert aus mir herausprudelnden Wortfluss, um mich zur Ruhe zu bringen. Ich hole tief Luft und bemühe mich, das Zittern meiner Hände abzustellen und das Beben in meiner Stimme zu unterdrücken.

«Lassen Sie sich ruhig Zeit», sagt er lächelnd und mit so erlesener Höflichkeit, wie sie in unserer gegenwärtigen Umwelt selten geworden ist. Er ist ein sorgfältig gekleideter Herr Anfang vierzig. Die Bügelfalten seiner Hose sind messerscharf, die Schuhe auf Hochglanz poliert.

«Danke, Herr Berger», antworte ich, die Handtasche auf meinen Knien fest umklammernd. Ich entscheide, dass es das Klügste sein dürfte, ohne Umschweife mit meinem Anliegen herauszurücken. «Sie wissen ja, was hier in Wien vor sich geht. Ich komme zu Ihnen, weil ich Sie um Hilfe bitten möchte.»



Ich merke, wie meine Stimme bricht, und obwohl ich mir am Morgen vorgenommen habe, mich unter allen Umständen tapfer zu zeigen, fürchte ich jetzt, jeden Moment in Tränen auszubrechen.

«Was kann ich für Sie tun, mein Fräulein?», erkundigt er sich, während er gleichzeitig die Tür schliesst, damit das Gespräch unter uns bleibt. «Sie wissen ja, dass heutzutage überall Spitzel ihr Unwesen treiben. Die Nazis bringen es fertig, noch die treueste Sekretärin und den ehrlichsten Angestellten zu korrumpieren. Die Wände könnten Ohren haben, fürchte ich.»

«Wir dürfen unser Geschäft nicht mehr betreten und haben deshalb kein Einkommen mehr», berichte ich ihm, meinen Stolz überwindend. «Wir bangen Tag für Tag um unser Leben. Und jetzt haben wir etwas über Shanghai gehört und glauben, dass wir dort aufgenommen werden würden, aber ich weiss einfach nicht, wie ich das anpacken soll. Können Sie irgendetwas für uns tun?»

«Kommen Sie, trinken Sie noch einen Schluck, dann werden Sie leichter zur Ruhe kommen», sagt er freundlich, während er mir aus einer Kristallkaraffe noch mal Wasser eingiesst. Dann kehrt er zu seinem mächtigen Ledersessel zurück.

Er beginnt sich auf einem Block Notizen zu machen. «Ich brauche alle Einzelheiten, die Sie mir nennen können. Um wie viele Personen geht es?», fragt er, mich über den Brillenrand hinweg ansehend.

«Also, da ist Mama, und mein Bruder Willi, und ich. Für meine Schwestern und ihre Familien haben schon ihre Schwiegereltern die ganze Sache mit der Überfahrt geregelt. Und dann ist da noch das Ehepaar Kosiner, das sind die Eltern eines lieben Freundes von mir, der sich gegenwärtig in Italien aufhält. Also insgesamt fünf Personen. Doch die Bahnfahrt und die Schiffspassage kosten sicher ein Vermögen. Das können wir uns nie leisten.» Ich fange wieder an zu zittern.

«Nur ruhig Blut, mein Fräulein, haben Sie bitte ein bisschen Vertrauen zu mir.» Er fährt fort, mich nach Einzelheiten zu befragen und sich alles zu notieren.

Schliesslich legt er seinen Füller beiseite und setzt die Brille ab. «Ich schäme mich für mein Völk. Wo sind nur die ehrlichen, anständigen Österreicher geblieben?», sagt er seufzend. «Na ja, es dürften noch einige übrig sein, die etwas zu riskieren bereit sind, wenn es darum geht, Mitmenschen zu helfen. Wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, dann hören Sie auf, sich Sorgen zu machen. Lassen Sie die Sache von jetzt an meine Sorge sein. Mein Wort hat immer noch einiges Gewicht in diesem Land, auch wenn wir neuerdings unter einer Schreckensherrschaft leben.»

«Ich wusste nicht, an wen ich mich sonst wenden könnte, Herr Berger», sagte ich, um mein Erscheinen in seiner Kanzlei zu erklären. «Auf keinen Fall möchte ich Sie gefährden. Sind Sie sicher, dass Sie keinen Ärger mit der Gestapo bekommen?»

«Deswegen lassen Sie sich mal keine grauen Haare wachsen. Ich habe Zeit meines Lebens einen ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit gehabt und bin durch mein Berufsethos zum Dienst an ihr verpflichtet. Da diese Gerechtigkeit heute nichts als ein leeres Wort ist, halte ich mich an meine eigene Auffassung davon.»

Obwohl ich mir vorgenommen habe, meinen Gefühlen Zügel anzulegen, treten mir die Tränen in die Augen. In ebendem Augenblick, da ich zu der Überzeugung gekommen bin, dass in ganz Wien kein einziger couragierter und rechtschaffener Mensch mehr anzutreffen sei, ist dieser Mann bereit, sein Leben zu riskieren, um das unsere zu retten.

«Ich weiss, mein Fräulein, wie aussichtslos die Lage zu sein scheint», sagt er, «aber ich werde sehen, was ich tun kann. Binnen ein oder zwei Tagen hören Sie dann von mir.» Während er sich aus seinem Sessel erhebt, fügt er hinzu: «Und was das Geld betrifft, darum machen Sie sich im Moment mal keine Sorgen.» Er klopf mir leicht auf den Rücken. «Ich werde Ihnen alle benötigten Mittel vorschiesen. Zurückzahlen können Sie mir das Geld dann später, vielleicht wenn dieser ganze Unfrieden vorbei ist und wir wieder in normalen Verhältnissen leben.»

Zu Hause erzähle ich Mama und Willi, was ich erlebt habe. Sie können nicht fassen, dass ich die Kühnheit aufgebracht habe, einfach einen

wildfremden Menschen anzugehen, einen Nichtjuden, der Einfluss besitzt und wahrscheinlich auch Verbindungen zu den Nazis unterhält. Noch perplexer sind sie, als sie hören, dass er nicht nur für uns tätig werden, sondern uns auch aus eigener Tasche das nötige Geld vorstrecken will. Sie trauen seinen Versprechungen nicht.

Aber Herr Berger *hat* Wort gehalten. Zwei Tage später besucht er uns höchstpersönlich. Mama, Willi und ich setzen uns mit ihm in die Stube, und er erzählt uns, dass er fünf Karten für die Schiffspassage gekauft hat. Wir brauchen uns nur noch die amtliche Auswanderungserlaubnis in unsere Reisedokumente eintragen zu lassen, und sobald das geschehen ist, steht unserer Flucht nichts mehr im Wege.

Ausser mir vor Freude springe ich auf und umarme ihn. Er errötet angesichts dieses Gefühlsausbruchs, quittiert ihn jedoch mit einem Lächeln; dann verabschiedet er sich mit Handschlag von Mama und Willi, die sich überschwänglich bei ihm bedanken.

Noch am selben Abend besuche ich die Kosiners, um ihnen die phantastische Neuigkeit zu überbringen. Sie sind schier begeistert und über alle Massen dankbar, dennoch sind ihre Sorgen nicht völlig behoben. Denn als polnische Staatsbürger benötigen sie ein Ausreisevisum, und das haben sie bislang noch nicht erhalten. Ich sage ihnen jedoch, dass wir die erforderlichen Reisedokumente schon auf die eine oder andere Weise beschaffen werden, und mache Ihnen klar, dass ich grenzenloses Vertrauen zu Herrn Berger habe. Es wird nicht lange dauern, verspreche ich, dann haben wir alle wieder zusammengefounden, sind in Shanghai wieder vereint, und Poldi und Dolu werden auch dabei sein.

## XIII

### *Die «Kristallnacht»* November 1938

Seit dem Anschluss wird die Lage der jüdischen Bürger in Österreich von Tag zu Tag schlechter. Den ganzen Sommer über haben sich die Übergriffe gegen sie verstärkt, ebenso die Erosion ihrer bürgerlichen Rechte. Eines Abends sitzen Willi, Stella, Fritz, Walter und ich im Kaffeehaus. Erna ist nicht dabei, weil sie das Baby nicht allein lassen will, und Mama ist auch lieber daheim geblieben. Mit Anbruch der Dunkelheit wird es schnell kühler, sodass wir jetzt ziemlich eng beieinander in dem von spärlichem Kerzenlicht schwach erhellten Raum sitzen. Schweigsam und nervös ziehen wir an unseren Zigaretten und giessen gesüssten heißen Kaffee in uns hinein. Durch die mit antisemitischen Parolen beschmierten Fenster schauen wir deprimiert nach draussen.

An den anderen Tischen sitzen nur wenige Gäste. Der Wirt bedient allein. Nichtjuden ist es verboten, für Juden zu arbeiten, und das Geschäft geht in diesen Zeiten ohnehin nicht so gut, dass eine Kellnerin gebraucht würde. Gesprächsthema der Anwesenden ist die derzeit alienthalben in Wien aufgeregt diskutierte jüngste Sensationsmeldung. Walter zeigt uns in der zerknitterten Zeitung, die er hier vorgefunden hat, die beängstigende Überschrift: «Jude tötet deutschen Diplomaten in Paris». Der siebzehnjährige Jude Herschel Grynszpan hat den Sekretär der deutschen Botschaft in Paris, Ernst vom Rath, erschossen, weil die deutsche Regierung kurz zuvor seine Eltern zusammen mit 17'000 anderen polnischstämmigen Juden nach Polen abgeschoben hat.

Die Zigarette zwischen nikotingelbte Finger geklemmt, kommentiert Willi aufgeregt: «Der Mensch muss verrückt gewesen sein. Nicht

nur, dass er mit der Tat praktisch Selbstmord begangen hat, auch wir werden alle dafür büßen müssen.»

«Was können sie uns denn noch gross antun?», frage ich apathisch. «Sie haben uns unser ganzes Eigentum gestohlen, sie werfen uns aus unseren Wohnungen, und wir müssen uns vor ihnen verkriechen wie Kellerratten.»

Für einige Augenblicke versinkt die ganze Runde schweigend in Nachdenken über den Vorfall in Paris und seine möglichen Konsequenzen. Dann beginnt Stella mit verbissenem blassem Gesicht nervös in ihrem Kaffee zu rühren und sagt: «Wir haben uns nur auf eine Sache zu konzentrieren, nichts weiter, nämlich dass wir von hier wegkommen. Wir schiffen uns im Januar ein, einen Monat vor euch. Zuletzt kommen dann Willi und Nini mit Mama nach. Mit Gottes Hilfe treffen wir uns vielleicht alle in Shanghai wieder.»

Plötzlich fliegt die Tür auf und mit entsetzlichem Klagegeheul kommt Mamas alte Freundin Frau Kaufmann in die Gaststube gestürzt. Sie ist wie von Sinnen und auf keine Weise zu beruhigen. «Die *Schul* brennt! Sie haben die *Schul* angesteckt! O Gott, es ist aus mit uns!»

Sie hört nicht auf zu schreien, aber wir geben uns Mühe, sie zur Ruhe zu bringen, um herauszufinden, was sie gesehen hat.

«Setzen Sie sich doch, Frau Kaufmann, und erzählen Sie uns dann ganz langsam, was passiert ist.» Ich führe sie zu einem Stuhl am Fenster.

Von hier sind die Flammen zu sehen. Gelähmt von dem Anblick, der sich uns bietet, sehen wir dicke schwarze Rauchwolken zum Himmel aufsteigen. Trotz der Entfernung können wir erkennen, wie die uns allen so vertrauten Buntglasfenster unserer Synagoge unter Steinwürfen zersplittern und als vielfarbiger Scherbenregen auf den Boden prasseln.

Hinter uns tobt Frau Kaufmann weiter. «Es ist eine Heimsuchung, eine Katastrophe. Sie sind überall. Sie demolieren unseren Tempel, unser Heiligtum. Ich ertrag das nicht. Der einzige Ort, wo wir Frieden haben, wo wir sicher sind vor dem ganzen endlosen Hass!»

Vielfaches Stöhnen und hektische Aktivität zeigen an, dass alle im Raum begriffen haben, was draussen vor sich geht, und dass Frau Kaufmann Tatsachen wiedergegeben hat. Die anderen Gäste fahren in ihre Mäntel, stülpen sich ihre Kopfbedeckungen auf und verschwinden innerhalb weniger Minuten von der Bildfläche. Wir sind als Einzige geblieben. Der Wirt bereitet sich auf den Feierabend vor, nimmt das Geld aus der Kasse, huscht in der Küche hin und her, um Öfen abzuschalten, Lichter zu löschen. Wir werden bald gehen müssen, aber erst wollen wir noch der armen Frau helfen, so gut wir können.

Sie bebt am ganzen Körper und steht offenbar unter Schock. Vergebens bemühen wir uns, sie zur Ruhe zu bringen, in ihrer hysterischen Aufregung stösst sie uns weg und läuft blindlings auf die Strasse hinaus, einem grölenden Menschenhaufen in den Weg. Erschrocken beobachten wir, wie sie stürzt und auf dem Boden liegend von mehreren Nazis in Uniform unter wüsten Schmähungen und Beschimpfungen gegen den Kopf und in den Bauch getreten wird. Unter unseren entsetzten Blicken wird sie gestossen und geprügelt, bis sie ein schlaffes und stummes blutiges Bündel ist.

Der Mob zieht mit Gebrüll weiter, und wir hören Glas zerschellen, wenn er Schaufensterscheiben zu Scherbenhaufen zertrümmert. Hastig verabschieden wir uns voneinander, nehmen uns vor, uns ein andermal wieder zu treffen, und trennen uns. Von der Sorge um Frau und Kind angestachelt, stürzt Fritz davon.

Die anderen sind schon alle in der Dunkelheit verschwunden und auf dem Weg zu einem Ort, wo sie vor dem ringsum tobenden Hexensabbat sicher sind. Willi und ich sind vor dem Kaffeehaus stehengeblieben und überlegen uns, was wir jetzt tun und wohin wir uns wenden sollen.

Aber wir sind noch ganz durcheinander von den schockierenden Bildern der Ermordung Frau Kaufmanns und betäubt von der Raserei der vorüberziehenden Menschen. Plötzlich fällt uns Mama ein, die allein zu Hause ist, und tiefes Entsetzen ergreift uns.

Dicht an den Hauswänden entlang, wo es dunkler ist, machen wir uns auf den Heimweg. Wir bewegen uns vorwärts wie zwei Blinde. Weder könnten wir sagen, wohin unsere Füße uns tragen noch welche Gedanken uns auf unserem Weg weiterrücken.

Endlich kommen wir zu Hause an und beginnen sofort, laut nach Mama zu rufen. Aber nichts rührt sich, und während wir uns langsam durch die dunklen, stillen Zimmer tasten, schnürt uns eisiger Schrecken die Kehle zu. Wir sind Schlafwandler, die durch einen unsagbar grauenhaften Alptraum wandern, mit jedem Schritt einem Erwachen näher, das sie sich nicht auszumalen wagen.

Dann vernehmen wir eine schwache Stimme und stürzen zu der Tür, hinter der sie hervorkommt. «Nini, Willi, o Herr im Himmel, ihr seid wieder da. Ich dachte schon, das ist das Ende, und ich sehe euch nie mehr wieder.»

Das abgedunkelte Zimmer, in dem Mama zitternd und bebend sitzt, wird von einer einzelnen niedergebrannten Kerze schwach erhellt. Von ihrem Platz am Fenster kann Mama durch einen Spalt zwischen den zugezogenen Vorhängen in den vom Widerschein des Feuers glühenden und flackernden Nachthimmel von Wien hinaussehen. Ein scharlachrotes Muster aus Licht und Schatten tanzt auf der Wand und auf ihrem Gesicht. In ihrer zitternden Hand blinkt silbern eine Nadel. Allein hier in der Dunkelheit sitzend, hat sie in den Saum ihres Kleides Taschen genäht, in denen sie Schmuckstücke verstecken kann. Auf dem Tisch liegt, in Reichweite, ein Schürhaken, den sie im Notfall als Abwehrwaffe zu benutzen gedachte. Sie weiss, dass mit dieser Nacht die Würfel gefallen sind: Wir müssen die Flucht wagen, auch wenn es uns das Leben kosten sollte. Ich laufe zu ihr und umarme sie. Gemeinsam weinen wir uns aus, bis wir nicht mehr können.

Ich zögere lange, und sage zuletzt dann doch: «Frau Kaufmann ist tot – sie haben sie auf der Strasse ermordet.» Mama starrt mich wie vor den Kopf geschlagen an, dann sagt sie nur: «Aiwa schalom – möge sie in Frieden ruhen. Kinder, wir müssen sehen, dass wir von hier wegkommen, oder wir werden die nächsten sein.»

In den Morgenzeitungen ist von der vorigen Nacht als der «Kristallnacht» die Rede, eine zynische Verniedlichung des Unheils, das man über uns gebracht hat.

Der Morgen weckt die Wiener wie immer mit goldenem Strahlenglanz, aber diesmal enthüllt er auch das Zerstörungswerk der vergangenen Nacht und offenbart das ganze Ausmass des Hasses, der hier gewütet hat. Wenn wir aus dem Fenster blicken, sehen wir die Verwüstungen im Sonnenlicht in ihrer ganzen brutalen Realität und Hässlichkeit vor uns ausgebreitet. Die Verfolgung hat jedoch nicht aufgehört, sondern geht mit neuer Kraft wieder los. Insolente Nazis haben sich neue Quälereien ausgedacht. Mit Schrecken sehen wir alte Juden vor gestiefelten SS-Offizieren mit Reitpeitschen in den Händen und Pistolen an der Seite verängstigt und gekrümmt auf dem Boden kriechen. Die wehrlosen Opfer haben kleine Scheuerbürsten in den geröteten Händen und die Seifenlauge, mit der sie arbeiten, ist durch die von Glasscherben verursachten Schnittwunden blutrot gefärbt.

Wie sich bald zeigt, markiert die «Kristallnacht» einen klaren Phasenwechsel in der Judenverfolgung. Jeder Augenblick kann jetzt eine neue Marter mit sich bringen, denn schon ein kleines Stück durch die Strassen zu gehen birgt Gefahren. Wir verlassen die Wohnung so selten, wie es nur geht, aber die Isolation ist schwer zu ertragen. Eines Abends besuche ich Stella. Sie hat gerade Kaffee gemacht, und während sie mir geistesabwesend eine Tasse reicht, zittert ihre Hand so sehr, dass der Löffel auf der Untertasse klappert. Ihr Blick wechselt immer wieder von mir zur Tür hinüber.

«Nini, ich kann mir nicht erklären, wo Walter bleibt», gesteht sie schliesslich. «Er müsste schon längst im Laden Schluss gemacht haben und hier sein.»

«Ich bin sicher, er kommt gleich. Wenn man wartet, zieht sich die Zeit immer fürchterlich in die Länge.» Ich gebe mich so zuversichtlich wie möglich, frage mich aber selbst, ob nicht vielleicht ein Unheil geschehen ist. Stella verlässt sich ganz auf ihren Ehemann, wenn es darum geht, wichtige Entscheidungen zu treffen.



Ohne ihn würde sie sich völlig vereinsamt fühlen und wüsste nicht aus noch ein. Der Gedanke an diese Eventualität kommt uns beiden gleichzeitig. Er steht in ihren vom Schrecken geweiteten, von Tränen feuchten blauen Augen, er spricht aus ihrem nervösen Händeringen.

Als Walter endlich durch die Tür gestolpert kommt, verschlägt es uns den Atem. Er ist blutüberströmt und so übel zugerichtet, dass man ihn kaum erkennt; das linke Auge kann er nicht mehr aufmachen, es ist vollkommen zugeschwollen. Den Kopf hält er seitwärts verdreht, wie um die Beeinträchtigung des Sehvermögens auszugleichen. Er kann sich kaum auf den Beinen halten, erreicht schwankend und torkelnd mit knapper Not einen Sessel, in den er sich fallenlassen kann. Feuchte rote Flecken auf dem Boden markieren den Weg, den er durch das Zimmer genommen hat. Er schlingt die Arme um seinen Brustkasten, befühlte seine geprügelten, wunden Seiten. Als er sein verdrecktes Hemd hochzieht, würgt es uns beim Anblick seines geschundenen Körpers.

Stella starrt völlig gelähmt auf den gemarterten Mann vor ihr. Unfähig, auch nur ein einziges Wort herauszubringen, betrachtet sie mit faszinierendem Entsetzen das verquollene Gesicht und die klaffenden Wunden.

«Wir müssen das Blut abwaschen und einen Arzt holen», sage ich schliesslich, nachdem mir klar geworden ist, dass es unter den gegebenen Umständen an mir ist, zu handeln.

«Die Mühe könnt ihr euch sparen», sagt Walter matt, «ihr werdet nirgends einen Arzt auftreiben. Die sorgen augenblicklich alle für ihr eigenes Heil und bringen sich in Sicherheit. Helft mir einfach selber mit Binden und Pflaster, soweit ihr könnt, das tut's für den Moment. Wenigstens bin ich mit dem Leben davongekommen. Die NS-Schlägerbanden sind völlig enthemmt.»

Er drückt die Hand auf die offene Wunde an seiner Seite und ringt nach Luft. Wir betupfen ihn vorsichtig mit einem feuchten Schwamm und wischen das getrocknete Blut ab. Dann verbinden wir die empfindliche Wunde. Stöhnend lässt er alles über sich ergehen.

Zwischen geschwollenen Lippen hindurch sagt er: «Nini, du musst jetzt nach Hause. Die Strassen sind unsicher, und es dauert nicht mehr lange, dann ist es dunkel. Geh heim zu Mama, und bleib beide möglichst in der Wohnung.»

Widerwillig verabschiede ich mich von den beiden. Die Strassen, durch die ich hastig nach Hause strebe, sind nicht mehr sauber und ordentlich, wie sie es einmal waren. Eine hässliche Verwahrlosung hat sich in der Stadt breit gemacht. Mein schönes Wien liegt, seiner Prachtgewandung entkleidet, mit aufgeschlitztem Bauch nackt vor mir wie ein in der Sonne verwesender, stinkender, von Maden zerfressener Kadaver.

## XIV

### *Abschied* Januar 1939

Poldi ist in Mailand in einer im Untergrund operierenden Gruppe der Widerstandsbewegung aktiv, die sich bemüht, in Italien festsitzende Juden zu retten. Um Menschen zu helfen, für die es wichtig ist, das Land verlassen zu können, hat er angefangen, Ausreisevisa zu fälschen – ein riskantes Geschäft. Diese Dinge konnte er mir nicht schreiben, aber ich habe sie von seinen Eltern erfahren, die Kontakt zu italienischen Verwandten hatten. Ich schrieb ihm zuletzt von der Wendung, die die Dinge jüngst für uns hier genommen haben, von meiner Begegnung mit Herrn Berger und der Hoffnung, mit heiler Haut hier wegzukommen.

Jetzt, im Januar 1939, sind wir glückliche Besitzer von Karten für eine Bahnfahrt von Wien nach Triest im nächsten Monat, und in Triest ist auch schon unsere Weiterreise auf dem nächsten nach Shanghai auslaufenden Schiff gebucht. Wir benötigen noch eine Ausreisegenehmigung von der Zentralstelle für jüdische Auswanderung, aber jetzt, da wir unsere Fahrtroute genau und vollständig dokumentieren können, sind die Chancen für eine positive Entscheidung der Behörde enorm gestiegen.

Mama hat die Papiere, die sie von Herrn Berger erhalten hat, sorgfältig in ihrer Handtasche verstaut. Zu dritt machen wir uns auf den Weg zum Baron-Rothschild-Palais, dem Sitz der «Zentralstelle für jüdische Auswanderung». Wir gesellen uns zu der endlosen Schlange von Wartenden und beobachten die Gesichter derjenigen, die abgefertigt aus dem Gebäude herauskommen. Nicht selten sehen wir blaue Flecken, die nur von Schlägen herrühren können, sehen, wie Finger behutsam Rö-

tungen auf geschwellenen Wangen betasten oder Blut von einer aufgeplatzten Lippe wischen, sehen Menschen, die übel mitgenommen sind von der Tortur, die sie über sich ergehen lassen mussten – und dennoch tragen die Glücklichen, die ein Ausreisevisum ergattert haben, ein schwaches Siegerlächeln auf dem Gesicht, und manche nicken uns sogar ermutigend zu.

Drinnen beobachten wir die Menschen, die langsam mit furchtsam gebeugten Köpfen zu dem Schreibtisch vorrücken. Wir erleben, wie Uniformierte auf Frauen und Männer einschlagen, weil sie etwas zu fragen gewagt haben oder eine Frage nicht beantworten konnten. Jedes Mal schrecken wir zusammen, als ob wir selbst getroffen worden wären.

Wie alle Antragsteller müssen auch wir vor Adolf Eichmann hintreten, den Leiter der «Zentralstelle für jüdische Auswanderung» in Wien. Wir zittern, als unser Name aufgerufen wird.

Mama tritt vor und hält mit bebender Hand die Papiere zur Durchsicht hin.

«Shanghai», sagt der Mann, der zur Linken von Adolf Eichmann sitzt, und lacht verächtlich in sich hinein. «Ein prima Platz, um euch Juden zum Sterben hinzuschicken. Dort geht ihr alle ganz langsam ein. Besser ihr verseucht die Atmosphäre in diesem Stinkloch bei den gelben Bastarden, als hier.»

Jähe Furcht schnürt mir die Kehle zu: Mama ist es zuzutrauen, dass sie entrüstet antwortet und dafür geschlagen wird. Sie hat ihr Leben lang kein Blatt vor den Mund genommen und sich diese Art Behandlung niemals bieten lassen – aber sie schweigt. Mit unterwürfig gesenktem Kopf lässt sie die Schmach stumm über sich ergehen.

Schüchtern schieben wir uns auf den Platz direkt vor Adolf Eichmann und sehen uns einem Mann mit eisiger Aura gegenüber, dessen Gesicht wie in Stein gemeißelt wirkt. Seine Miene verrät keinerlei Gefühlsregung, während er die Papiere überprüft, die wir ihm hingereicht haben. Er studiert sie mit äusserster Sorgfalt, um irgendeine Kleinigkeit zu entdecken, die ihm erlaubt, uns die Ausreise zu verweigern. Aus seinen stahlgrauen Augen spricht die Verachtung, die er für uns hat. Wir trauen

uns kaum zu atmen, geschweige denn etwas zu sagen. Mit einer Handbewegung schickt er uns weiter, und wir ziehen vor den nächsten Schreibtisch. Der Beamte zu seiner Rechten bringt den Vorgang zum Abschluss, indem er mit lautem Geknalle diverse Stempel auf die Papiere haut. Jeder von uns muss noch eine eidesstattliche Erklärung des Inhalts unterzeichnen, dass wir unsere österreichische Staatsbürgerschaft und alle mit ihr verbundenen Rechte aufgeben und nie wieder den Boden des Reiches betreten werden. Dann sind wir entlassen. Wir streben durch die Flure des Palais dem Ausgang zu und treten mit unseren Passierscheinen in der Hand hinaus ins Freie.

In der inzwischen angebrochenen Dämmerung eilen wir nach Hause. Erst als wir hinter der gut verschlossenen Wohnungstür zusammensitzen und unsere ausgedörrten Kehlen mit heissem Tee laben, kommt wieder Gefühl in unsere Glieder. Mama sitzt wie gewöhnlich im Sessel von Papa; ihre Teetasse hält sie in beiden Händen, um sich an ihr zu wärmen, aber auch damit die Tasse auf dem Weg zum Mund nicht gefährlich ins Wackeln gerät.

«Wien ist nicht mehr unsere Heimat», sagt Mama mit Bestimmtheit. «Man hat dafür gesorgt, dass wir hier nicht mehr hingehören. Morgen fangen wir an und packen unsere Sachen, und vielleicht – ich wage es kaum zu hoffen –, vielleicht kommen wir lebend hier raus. Bisher sind wir verschont geblieben – wir haben Glück gehabt. Für uns gibt es jetzt nur noch eines: nach vorn, in die Zukunft schauen und das alles hier so schnell wie möglich vergessen.»

Mamas Entschlossenheit ist unerschütterlich, und was Willi und ich an Seelenstärke aufzubringen vermögen, verdanken wir allein dem Vorbild, das sie uns gibt.

In dieser Nacht schlafen wir kaum, aber am Morgen beginnen wir für die Abreise zu packen. Wir können nur die wichtigsten und wertvollsten Sachen mitnehmen. Sie werden in Überseekoffer gepackt und per Kufferschiff nach Shanghai vorausgeschickt, wo sie in einem Lagerhaus auf unsere Ankunft warten.

Wir bezahlen die Frachtgebühr und hoffen, dass wir die Sachen auch wirklich wieder sehen werden. Die Männer von dem Transportunternehmen laden unsere Koffer auf einen vor dem Haus wartenden Lastwagen, der sie zum Güterbahnhof bringen wird, aber bevor sie verschlossen werden können, muss ihr Inhalt erst noch von der SS in Augenschein genommen werden. Was dabei zur Ausfuhr freigegeben und was konfisziert wurde, werden wir nicht eher erfahren, als bis wir unser Reiseziel erreicht haben und die Sachen von ihrem Lagerplatz in Shanghai abholen.

Im Schneidersitz neben dem leeren Überseekoffer auf dem Boden sitzend, überlege ich, was von dem Inventar meines bisherigen Lebens in diesen Behälter wandern soll und was auf den grossen Haufen der Dinge kommt, die ich zurücklassen muss. Ich mustere die aus der langweiligen Handarbeit vieler Monate hervorgegangenen zwölf quadratischen Petit-point-Stickereien, alle mit einem lebhaften Blumenmuster, in dem jedes Blütenblatt mit Fäden in satten Farben konturiert und schattiert ist. Diese «Wiener Arbeiten» sollen, wenn ich erst einmal verheiratet bin, in meiner Wohnung die Sitzkissen auf den Esszimmerstühlen abgeben. Ich rolle sie Stück für Stück sorgfältig in Seidenpapier ein und lege sie in meinen Koffer. Auf einer anderen, grösseren Petit-point-Arbeit, die als Wandbehang gedacht ist, prangt ein typisch österreichisches Genrebild, die Kopie einer ländlichen Idylle des achtzehnten Jahrhunderts. Sie wird in gleicher Weise eingerollt und eingepackt.

Da ist meine Aussteuer: cremefarbene und blassblaue Wäsche, von Hand mit meinem Monogramm bestickt, Betttücher, Kissenbezüge, Bettbezüge mit passenden stoffbezogenen Knöpfen. Dies alles kommt in den grossen Überseekoffer. Die Teile des Tafelsilbers, ausreichend für ein grosses Diner, und kristallene Kelchgläser werden einzeln in Seidenpapier gewickelt. Pläne, die seit dem Tag meiner Geburt bestanden haben und nun Makulatur sind, meine Zukunft, die durch die Dinge in diesem Koffer scheinbar so klar bestimmt gewesen ist, das alles ist jetzt Schnee vom vergangenen Jahr. Zärtlich streiche ich über jeden einzel-

nen dieser Gegenstände. Wo werden sie wieder ans Licht kommen, was für eine Reise werden sie überstehen müssen, bis das wirkliche Leben beginnen kann?

Ich fange an, meine Pullover zusammenzufalten und fahre dabei mit den Fingern über die groben Maschen, die markanten Rippenmuster, wende mich dann den massgeschneiderten anderen Kleidungsstücken zu, die mich an Tage und Abende einer glücklicheren Zeit erinnern. Da sind Schuhe in allen möglichen Formen und Farben, Sachen, die mir in jüngeren Jahren so wichtig gewesen sind. Zu guter Letzt lege ich in den Koffer voller erinnerungsschwerer Dinge auch meine Skier samt Stiefeln und Stöcken, die mir die liebsten Stücke sind. Dann gehe ich zu Mama, um ihr zu sagen, dass ich fertig bin.

Mama inspiziert das Ergebnis meiner Bemühungen und erschrickt, als sie feststellt, dass ich die Skier eingepackt habe.

«Die kannst du nicht mitnehmen, Nini. Die sind zu schwer und zu sperrig, das schafft nur Probleme.»

Ich sehe zwar den traurigen Ausdruck in Mamas Augen, aber der hält mich nicht von einer Trotzreaktion ab.

«Die Skier sind aber ein Stück von mir!», schreie ich unter Tränen der Hysterie. «Egal, wo wir in dieser elenden Welt noch landen, ich schwöre, dass ich früher oder später wieder einen verschneiten Berghang finden und dort den Fahrtwind im Gesicht spüren werde. Darauf habe ich genauso ein Anrecht wie auf die Luft, die ich atme. Ohne die Skier fahre ich hier nicht weg!»

Mama weiss, wie halsstarrig ich sein kann. Sie schüttelt verärgert den Kopf und geht.

## XV

### *Rassismus in Italien* Januar 1939

Es ist noch nicht lange her, dass ich Poldi von unseren Plänen geschrieben und ihm erzählt habe, ich hätte für seine Eltern und für Mama, Willi und mich Eisenbahnfahrkarten nach Triest und auch Schiffskarten für die Überfahrt nach Shanghai besorgt und wir benötigten jetzt nur noch die Ausreisevisa. Trotz der unerträglichen Umstände, in denen wir hier leben, sind wir im Allgemeinen guter Dinge, weil wir endlich doch ein Fluchtziel gefunden haben. Ich schreibe Poldi wieder und dränge ihn, alles zu unternehmen, was in seinen Kräften steht, um aus Italien heraus und nach China zu kommen.

Als ein Brief von ihm eintrifft, bin ich erleichtert. Freudig gespannt reisse ich den Umschlag auf und mache es mir in einer stillen Ecke meines Zimmers bequem, um ungestört lesen zu können.

*«Meine geliebte Nini,  
ich kann nur beten, dass mein Brief Dich gesund und wohlbehalten antrifft. Ich bin im Bilde darüber, was in Wien vor sich geht, seit die Naziseuche, die sich über den Kontinent ausbreitet, bis dorthin vorgedrungen ist. Ich bin in grösster Sorge um Dich und die Deinen und natürlich auch um meine Eltern. Deshalb bin ich froh und dankbar, dass es Euch gelungen ist, für alle die Emigration nach Shanghai zu organisieren. Dolu und ich werden unser Bestes tun, so bald wie möglich zu Euch zu stossen. Im Augenblick muss es jedoch reichen, dass wir Euch in Triest vom Bahnhof abholen und zum Schiff begleiten.  
In Italien hat sich einiges geändert. Mussolini hat herausgefunden, dass*



*er auf die Unterstützung der Deutschen angewiesen ist und auf ihre Forderungen eingehen muss, wenn ersieh im Sattel halten will. Hitler hat zu verstehen gegeben, dass Eroberungen Macht einbringen, die Macht, die Welt umzukrempeln und sich zum obersten Herrscher in ihr zu machen, und in dieser neuen Welt ist für Juden kein Platz mehr. Unsere Auslöschung ist unumgänglich. Seine Hetze wird mit jeder Rede geifernder. Wir haben ihn in Radioübertragungen aus Berlin so her- risch und hasserfüllt brüllen hören, dass wir uns ernstlich fragen, was ihn jetzt noch aufhalten soll. Die Gefahr für uns Juden wird uns immer deutlicher bewusst.»*

Wie ein trockener Schwamm die Flüssigkeit sauge ich alles gierig in mich auf, fliege von Satz zu Satz und glaube die zunehmende nervöse Anspannung des Schreibers zu spüren.

*«Alles, womit wir Juden unsere Gegner bisher beschwichtigen konnten – Übertritt zum Christentum, Mischehe oder das simple Totschweigen unseres religiösen Erbes –, bietet jetzt keinen ausreichenden Schutz mehr. Neuerdings gibt es hier Gesetze zur ‚Rassereinheit‘, und Mussolini hat die Italiener der arischen Rasse zugeschlagen, zu der die Juden nicht gehören. Der Papst hat keinen Finger für uns gerührt und zu allem geschwiegen. Ein Wort der Missbilligung von seiner Seite wäre eine grosse Hilfe für uns gewesen, besonders in diesem Land, aber niemand will hier etwas für uns tun. Wie immer stehen wir allein gelassen und furchtsam einer feindseligen Welt gegenüber, aber ich weigere mich, die Flinte ins Korn zu werfen. Wenn es irgendwo noch einen Fluchtort gibt, dürfen wir uns, solange wir noch einen Funken Leben in uns haben, nicht verloren geben. Ich hoffe, Du bist da einer Meinung mit mir. Wir laufen uns die Hacken ab und lassen nichts unversucht, um die Ausreisebewilligung zu erhalten. Jede Lira, die wir entbehren können, verausgaben wir für das Bemühen, ausser Landes zu kommen.»*

Während meine Augen über die Zeilen gleiten, vergegenwärtige ich mir die schrecklichen Vorgänge, die nun in Italien das Alltagsbild genauso prägen wie in Österreich. Dann lese ich den Brief noch einmal ganz genau durch, um mich zu versichern, dass Poldi alles Erforderliche unternimmt, um noch rechtzeitig von dort wegzukommen. Heutzutage, wo rund um den Globus Regierungen mit erschreckender Geschwindigkeit wechseln, kann es auf Minuten ankommen – was, wenn der Hafen von Shanghai plötzlich für uns dicht gemacht wird?

*«Wir bemühen uns, wie Ihr nach Shanghai zu entkommen, und mit Gottes Hilfe werden wir es schaffen. Shanghai, China, stell Dir das vor, Nini! Für mich sieht es so aus, als ob wir aus der ganzen zivilisierten Welt verbannt würden. Trotzdem – wenn wir an den Wahnsinn denken, der sich des ganzen Erdballs bemächtigt hat, sollten wir wohl dankbar sein, wenn überhaupt noch ein Land bereit ist, uns aufzunehmen. Ich bin fest davon überzeugt, dass wir eines Tages wieder zusammen sein werden. Ich hoffe, auch Du glaubst noch daran.»*

Anfang Januar sind Stella und Walter, nachdem sie einen warmen Regen von Umarmungen, Versprechen und Tränen überstanden hatten, mit der Bahn nach Italien abgereist. Erna, Fritz und Lily sollen ihnen nach dem Reiseplan bald folgen. Am Tag vor ihrem Abreisetermin klopft es bei uns an die Wohnungstür, und als wir nachschauen, finden wir draussen auf dem Treppenabsatz die drei mit schreckensbleichen Gesichtern vor.

«Wir kommen niemals über die Grenze. Niemals», schluchzt Erna und umarmt Mama.

«Was ist denn passiert?», frage ich und komplimentiere Fritz, der Lily auf dem Arm trägt, in die Wohnung.

Noch während sie ihre Wintermäntel ausziehen, beginnen sie zu erzählen. Fritz, sichtlich nervös und besorgt, sieht alle paar Minuten zur Tür oder zum Fenster. Da Erna noch völlig aufgelöst ist, übernimmt er es, die Lage zu erklären.

«Zufällig habe ich auf der Strasse einen früheren Arbeitskollegen getroffen. Der ist Nichtjude, arbeitet also immer noch in der Firma. Er hat mir erzählt, dass die Gestapo da war und mich gesucht hat. Ich stehe auf ihrer Liste, und sie haben vor, mich abzuholen und in ein Lager zu stecken.»

«Aber du hast doch schon die Fahrkarten und die Papiere. Was wollen sie da noch?»

«Was weiss ich. Sie haben mich auf ihrer Liste, das reicht. Wenn sie mich heute Abend finden, nehmen sie mich mit. Die Fahrkarten sind für morgen ausgestellt, aber wenn sie mich erst mal haben, lassen sie mich nicht mehr weg.»

«Wenn du hierbleibst, finden sie dich bestimmt», sagt Willi.

«Ist mir klar. Ich wollte nur Erna und das Baby herbringen, sonst wäre ich nicht gekommen. Ich hätte euch nicht so in Gefahr gebracht. Die Sache ist ganz unvorhergesehen gekommen, und jetzt stecken wir im Schlamassel. Wir waren ja schon beinahe ausser Landes, und auf einmal hängt alles wieder in der Luft. Wir haben einfach nicht gewusst, wo wir sonst hätten hingehen können.» Er wirkt gehetzt, wie er sich jetzt mit den Fingern durchs Haar fährt. «Vielleicht wäre es das Beste, Erna und das Baby bleiben hier, und ich lass es bei der Gestapo darauf ankommen.»

Erna weint bei diesen Worten noch lauter; sie stürzt zu Fritz und schlingt die Arme um ihn. «Wir bleiben zusammen», schluchzt sie. «Ich trenne mich nicht von dir.»

Ich ziehe meinen Mantel an und sage dabei zu den beiden: «Ich laufe schnell hinüber zu der Kanzlei von Herrn Berger. Wartet hier, bis ich wieder da bin, und versteckt euch so lange im Hinterzimmer. Ich bin nicht lange weg.»

Obwohl ich es nicht gern tue, mache ich mich auf und bitte Herrn Berger nochmals um Hilfe. Er beweist abermals seine unglaubliche Grossherzigkeit und Anteilnahme, indem er vorschlägt, meine Schwester solle mit Mann und Kind zu ihm in die Kanzlei kommen; alle sollen hier, wo sie niemand suchen wird, übernachten; am Morgen könnten sie dann gefahrlos den Zug besteigen, der sie ausser Landes bringt.

Nachdem am Abend alle Kanzleiangestellten das Gebäude verlassen haben, klinge ich dort wieder an der Tür, diesmal mit Erna, Fritz und Lily im Schlepptau. Sie haben nichts bei sich ausser den Sachen, die sie auf dem Leib tragen. Ihr Haushaltsinventar ist bereits auf hoher See, unterwegs zu dem Lagerhaus in Shanghai. Und Reisegepäck haben sie nicht mitgenommen, als sie sich auf den Weg zu uns gemacht haben. Jetzt können sie auch nicht mehr zurück in ihre Wohnung, ohne dabei Kopf und Kragen zu riskieren. Während wir darauf warten, dass Herr Berger uns einlässt, kommen wir uns wie entsprungene Gefangene vor, denen die Verfolger auf den Fersen sind. Herr Berger führt uns durch unbeleuchtete Flure zu seinem Büro, wo wir aufmerksam seinen Instruktionen lauschen. Die drei Übernachtungsgäste werden in seinem Büro schlafen. Bei Tagesanbruch werden sie, noch bevor irgendein Angestellter das Haus betritt, das Taxi zum Bahnhof besteigen, das er schon für sie bestellt hat. Ich drücke Lily zum Abschied so fest an mich, dass sie sich beklagt, ich täte ihr weh. Dann verabschiede ich mich mit Umarmungen von Erna und Fritz. Wir sagen «Auf Wiedersehen», obwohl wir uns bewusst sind, dass dieser Wunsch vielleicht nicht wahr werden wird. Aber wir geben die Hoffnung nicht auf, dass wir jenseits des Ozeans, in China, wieder alle vereint sein werden.

## XVI

### *Eine fatale Fehleinschätzung* Februar 1939

Zum ersten Mal seit langer Zeit ist für uns alles in Ordnung. Wir haben unsere Fahrkarten, unsere Sachen sind gepackt, und bald werde ich in Italien Poldi wieder sehen. Meine Schwestern sind zu Schiff unterwegs nach Shanghai. Ich bin so entspannt, wie man es unter diesen Umständen nur sein kann.

An einem kalten Nachmittag Anfang Februar klingelt es an der Wohnungstür. Ich öffne – und erschrecke: Draussen steht Herr Berger.

«Oh, bitte, kommen Sie doch herein. Sie sehen etwas angegriffen aus. Gibt es unangenehme Neuigkeiten?»

Mein Herz klopft so heftig, dass ich kaum Atem holen kann. Könnte es sein, dass die Nazis sich anders besonnen und unsere Ausreiseerlaubnis widerrufen haben? Warum sonst sollte Herr Berger sich selbst in Gefahr bringen, indem er mitten am Tag Juden in ihrer Wohnung aufsucht?

Er betritt den Flur und schliesst die Tür hinter sich. «Ich muss Sie von Folgendem in Kenntnis setzen, Fräulein Karpel», sagt er und holt tief Luft. «Die Eltern Ihres Freundes haben sich entschlossen, die Schiffsfahrkarten, die ich für sie besorgen konnte, zurückzugeben. Jemand von der Schifffahrtsgesellschaft, dem ich vertrauen kann, hat mich in der Kanzlei angerufen und darüber informiert. Herr Kosiner hat dem Büro der Gesellschaft telefonisch angekündigt, er werde vorbeikommen, um die Karten zurückzugeben. Er hat sich nach dem Kaufpreis erkundigt und wie viel davon ihm rückerstattet werden würde, und ist jetzt unterwegs, um Rückgabe und Rückerstattung abzuwickeln.

Mein Taxi wartet draussen. Ich meine, wir sollten sofort zur Kartenausgabestelle der Schifffahrtsgesellschaft fahren. Vielleicht ist es noch nicht zu spät, ihn von seinem Vorhaben abzubringen.»

Ich schlüpfte in meinen Mantel, setze meinen Hut auf und folge Herrn Berger hinaus auf die Strasse.

Als wir vor dem Büro der Schifffahrtsgesellschaft am Bordstein anhalten, sehe ich Herrn Kosiner auf uns zukommen. Er hat gerade die Tür der Kartenausgabestelle hinter sich geschlossen, und als er mich aus dem Taxi springen sieht, winkt er mir zu. Überrascht und erfreut, mich hier zu sehen, verzieht er das Gesicht zu einem breiten Lächeln.

«Was ist denn geschehen, Herr Kosiner? Was haben Sie da angestellt?»

«Ach, Nini, es ist grossartig», sagt er. «Sie werden nicht glauben, wie viel die mir für die Karten erstattet haben.»

«Aber das kann doch nicht Ihr Ernst sein. Wissen Sie denn nicht, wie wertvoll diese Karten sind?» Ich zitterte vor Enttäuschung und Entsetzen.

«Nini, die Karten waren nur für eine begrenzte Dauer gültig, und wir haben immer noch nicht unsere Ausreisevisa. In ein paar Tagen wäre das ganze Geld futsch gewesen. Aber so hab ich alles zurückbekommen und kann jetzt Herrn Berger sein Geld wiedergeben, und wenn wir die Visa haben, können wir neue Karten kaufen.»

«O mein Gott, nein. Nein, das können Sie nicht.» Plötzlich sehe ich mehrere SS-Leute auf uns zukommen.

«Fräulein Karpel», sagt Herr Berger und greift nach meinem Arm. Offenbar hat er die Uniformierten ebenfalls gesehen. «Es ist zu gefährlich für Sie, hier auf der Strasse stehen zu bleiben. Bitte, Herr Kosiner, dort wartet mein Taxi. Wir müssen hier weg. Wenn es Ihnen recht ist, würde ich Sie jetzt bitten, mit uns einzusteigen, und wir bringen Sie nach Hause.»

«Aber gern, Herr Berger, vielen Dank. Und wenn Sie mir noch einen Gefallen tun wollen, dann erklären Sie doch bitte Nini, dass ich das Richtige getan habe.»

Sobald wir im Wagen sitzen, zückt Herr Kosiner seine Brieftasche und überreicht Herrn Berger ein Bündel Banknoten. Mit einem zufriedenen Lächeln bemerkt er: «Sie sehen, ich kann Ihnen jetzt Ihr Geld zurückgeben. Das beweist doch, dass ich alles richtig gemacht habe.»

Herr Berger nimmt das Geld kopfschüttelnd entgegen. «Herr Kosiner, es tut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, dass sie besser daran getan hätten, die Karten zu behalten und die Reise auf einen späteren Zeitpunkt umzubuchen. Die Genehmigung für eine Schiffsreise nach Shanghai ist generell schwer zu bekommen. Ich weiss nicht, ob ich das Kunststück noch mal vollbringen kann. Was die Ausreisepapiere angeht, die bringe ich schon durch, auch wenn da bei den Nazis die eine oder andere Stelle Schwierigkeiten macht – in ein, zwei Tagen ist die Sache gelaufen.»

In heller Verzweiflung wende ich mich an Herrn Berger. «Bitte, Herr Berger, bitte, bitte, versuchen Sie es noch einmal.»

In nur einer Woche wollen wir aus Wien abreisen, und nun können die Kosiners nicht mitkommen. Ich gehe jeden Tag zu Herrn Berger in die Kanzlei in der Hoffnung, von ihm die erlösende Nachricht zu hören. Und jeden Tag kehre ich niedergeschlagen und unglücklich nach Hause zurück. Den Kosiners kann ich bei meinen Besuchen immer nur sagen, dass keine Schiffskarten für sie zu besorgen waren. Die Schiffe nach Shanghai sind alle ausgebucht, und obwohl Herr Berger sich denkbar grösste Mühe gibt, findet er keine Möglichkeit, sie ausser Landes zu bringen.

Als ich drei Tage vor dem Abreisetermin für eine Stunde allein in der Wohnung bin, höre ich jemanden an die Tür klopfen. Draussen steht eine Nachbarin der Kosiners.

«Sie haben sie abgeführt, Fräulein Karpel», schiesst es aus der jungen Frau heraus, kaum dass ich die Tür aufgemacht habe; da sie zittert, bitte ich sie herein. «Die Nazis, Fräulein Karpel, die Gestapo. Sie haben nämlich keine Papiere gehabt, keine Unterlagen, mit denen sie beweisen konnten, dass sie bald das Land verlassen, und da sind doch diese

strengen Verordnungen. Alle Juden, die noch da sind und nicht beweisen können, dass sie bald wegziehen, werden fortgeschafft.»

Trotz meiner Verzweiflung vergesse ich nicht, ihr zu danken – sie ist Nichtjüdin, und selbst der Gang hierher bedeutet für sie ein Risiko, das einzugehen niemand von ihr verlangen konnte. «Danke, dass Sie gekommen sind, Helga. Weiss man, wo die Kosiners hingebacht wurden?», frage ich und versuche, meine Gedanken zu ordnen.

«In ein Lager bei München, das Dachau heisst; da haben sie schon viele hingeschickt. Vielleicht können Sie sie da wieder herausholen, Fräulein Karpel», sagt sie ohne rechte Überzeugung.

«Ich weiss nicht, ob das geht, Helga. Ich weiss es nicht.» Ich bin kaum in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen.

Als sie wieder gegangen ist, lasse ich mich kraftlos in Papas grossen Sessel fallen. Ich bin vollkommen ratlos, im Kopf wie gelähmt. Mindestens zehn Minuten lang sitze ich völlig erstarrt da.

Schliesslich bestelle ich telefonisch ein Taxi und lasse mich zu Herrn Bergers Kanzlei fahren. Er sieht mir gleich an, dass die Lage sich zugespitzt hat. Kaum habe ich sein Zimmer betreten, geben meine Beine nach, und ich verliere das Bewusstsein. Als ich wieder zu mir komme, sehe ich über mir Herrn Bergers Gesicht, auf dem der Ausdruck der Besorgnis liegt.

«Was sind das für Sachen, meine Liebe? Was ist passiert?»

«Die Kosiners sind verschleppt worden. Nach Dachau. Jetzt können wir nicht mehr wegfahren, verstehen Sie? Wir können jetzt nicht wegfahren.» Ich werde von Schluchzen geschüttelt und ringe nach Luft.

Herr Berger giesst mir einen Cognac ein.

«Nun hören Sie mir einmal gut zu, Nini», sagt er, mich das erste Mal mit meinem Vornamen anredend. «Sie und Ihre Mutter und Ihr Bruder werden wie geplant in drei Tagen abreisen. Sie werden Wien verlassen. Hier können Sie nicht bleiben, weil Sie sonst alle drei festgenommen werden. Haben sie das verstanden?»

Ich nicke.

«Ich werde alles tun, was in meiner Macht steht, um die Kosiners



aus dem Lager herauszuholen; alles, was mit Geld und Einfluss zu machen ist. Ich hole die beiden da raus, das verspreche ich Ihnen», sagt er mit einer Miene, in der sich Frustration, Zorn und Entschlossenheit spiegeln.

Auf dem ganzen Nachhauseweg leide ich Qualen bei der Aussicht, Mama und Willi die Schreckensnachricht überbringen zu müssen.

## XVII

### *Abreise*

1939

Die Tage des bangen Harrens bringen wir mit Alltagshandlungen zu, die uns jetzt nichts mehr bedeuten. Wir räumen Zimmer auf, die wir bald verlassen werden. Wir essen unsere Vorräte auf und spähen durch die geschlossenen Vorhänge auf die Strasse hinunter, um zu sehen, ob dort irgendetwas Schlimmes passiert.

In angstvoller Vorfreude erwarten wir den Tag der Abreise. Endlich ist es soweit, und wir sind zwischen Freude und Trauer hin- und hergerissen. Willi und ich sehen zu, wie Mama unsere Wohnungstür zum letzten Mal zumacht. Hinter dieser Tür war sie ihr ganzes Eheleben hindurch sicher und geborgen gewesen. Dort hatte sie ihre Kinder geboren, dort war ihr Mann gestorben, und nun hatten die Nazis ihr Allerheiligstes zerstört.

Ich nehme sie sachte am Arm, als wollten wir einen kleinen Spaziergang machen. «Komm, Mama», sage ich, «es ist ein schöner Tag zum Reisen», obwohl der Himmel von dunklen Wolken verhangen ist und die feuchte Luft den Regen zurückhält wie wir unsere Tränen, aus Furcht, dass ein Unwetter losbricht, wenn die Schleusen erst einmal geöffnet sind.

Ein Taxi bringt uns zum Bahnhof. Wir fahren durch die Strassen von Wien und sehen schweigend aus dem Fenster. Jeder von uns hängt seinen Erinnerungen nach, während die Sehenswürdigkeiten der Stadt und unsere Lieblingsplätze an uns vorüberhuschen.

Der Zug soll uns von Wien zum Hafen von Triest bringen, wo wir zu Schiff die lange Reise nach Fernost antreten werden. Ich hoffe, Poldi am Bahnhof zu treffen, habe aber Angst vor seiner Reaktion, wenn er bemerkt, dass seine Eltern nicht bei uns sind.

Wir halten unsere kostbaren Papiere fest in der Hand und warten darauf, kontrolliert zu werden, denn erst dann dürfen wir in den Zug steigen. Wir bleiben stehen und warten, eingemummelt in unsere Mäntel, verängstigt, frierend und niedergeschlagen. Unser Atem verdichtet sich in der Luft zu weissen Wölkchen. Die uniformierten Wachen behandeln uns mit roher Gewalt. SS-Männer brüllen Befehle und wollen unsere Papiere sehen, die eins nach dem anderen gestempelt werden. Wir müssen unsere Steuerbescheide vorlegen zum Beweis dafür, dass wir alle Steuern bezahlt haben.

Die gelangweilten SS-Männer machen sich über uns lustig und lassen uns Abscheu und Geringschätzung spüren. Diese Männer können darüber entscheiden, was wir mitnehmen dürfen und was wir zurücklassen müssen. Schliesslich bekommt jeder von uns die Erlaubnis, einen Handkoffer mitzunehmen. Wir dürfen nur ein paar Kleidungsstücke und Toilettenartikel in das Kofferchen packen, der Rest wird konfisziert. Jeder von uns bekommt drei englische Pfund, das einzige Bargeld, das wir haben, dann dürfen wir endlich in den Zug steigen, der uns über die österreichischitalienische Grenze und dann nach Triest bringt.

Als der Zug sich von Wien entfernt und ich die verschneiten Berge hinter uns verschwinden sehe, ist das mehr, als ich ertragen kann. Das Glück meiner Kindheit, das Gefühl, hierher zu gehören, das mir immer so viel bedeutet hat, ist unwiederbringlich dahin. Ich werde nie wieder an Papas Grab gehen können. Selbst dieses Stückchen Erinnerung an ihn ist mir genommen. Wie trostlos kommt mir die Zukunft vor, wie alt und müde fühle ich mich plötzlich.

Ich denke an meine Schwestern und ihre Männer, die schon vorausgefahren sind. Ich frage mich, ob wir sie jemals wiedersehen werden. Und Poldis Eltern, um die wir so viel gelitten haben, müssen wir allein und verängstigt zurücklassen: Ich bin mir sicher, dass sie in dem Lager misshandelt werden. Wieder werde ich von Sorgen und Schuldgefühlen übermannt.

Der Zug schaukelt und rüttelt über die kurvenreiche Strecke, auf der wir uns immer weiter von Wien entfernen.

An der Grenze will Militär unsere Pässe sehen, in denen wir als Flüchtlinge aufgeführt sind. In jedes Büchlein wird ein riesiges **J** für «Jude» gestempelt. So sind wir gebrandmarkt, wo immer wir hingehen, und es ist sichergestellt, dass wir Schwierigkeiten haben werden, uns in eine andere Kultur zu integrieren. Wir sind als Parias abgestempelt.

## XVIII

### *Die Überfahrt*

1939

Der Zug hält in dem riesigen Bahnhof von Triest. Beim Anblick von Poldi, der geduldig auf unsere Ankunft wartet, hellt sich meine Miene auf. Von meinem Fensterplatz aus sehe ich ihn auf dem Bahnsteig stehen. Ich winke wie wild, und schliesslich gelingt es mir, ihn auf mich aufmerksam zu machen. In unsere Wiedersehensfreude mischt sich Trauer, denn wir wissen, dass wir schon bald wieder getrennt sein werden.

Dolu ist voller Überschwang und freut sich, dass wir da sind, aber dann sieht er sich um und fragt: «Wo sind denn unsere Eltern?»

Poldi sieht mich an, und bevor ich etwas sagen kann, weiss er Bescheid. Tränen treten ihm in die Augen, und sein Gesicht nimmt einen Ausdruck quälenden Schmerzes an. Ich erkläre ihm, was passiert ist, und wir bemühen uns, die beiden zu trösten, doch sie sind am Boden zerstört. Wir müssen mit der Menschenmenge weitergehen, die zur Hafenanlage vorwärts drängt. Das ist nicht die fröhliche, hoffnungsvolle Abfahrt, auf die ich mich so lange gefreut habe. Jetzt übermannt uns wieder die Traurigkeit.

Ich versuche mein Bestes, die beiden zu beruhigen, und es fällt mir nicht leicht, ihnen zu sagen, welche Folgen der Verlust der Schiffspassagen gehabt hat. «Herr Berger hat versprochen, alles Menschenmögliche zu tun, um eure Eltern aus dem Lager herauszuholen und für sie eine Überfahrt nach Shanghai zu buchen. Ich schreibe ihm, sobald wir dort angekommen sind – ich bin überzeugt davon, dass es ihm gelingt. Ihr dürft die Hoffnung nicht aufgeben.»

Poldi und Dolu helfen uns unsere Sachen tragen, als wir nun zusammen mit den anderen Menschen vom Zug zum Schiff hasten. Wir schleppen uns durch die Bahnhofshalle, ein Haufen Vagabunden, die ihre Habe auf dem Rücken, im Handkoffer oder in einer Reisetasche bei sich tragen. Immerhin hat jeder noch etwas, woran sein Herz hängt. Ich habe meine Skier schon vorausgeschickt, viele andere schleppen sich mit den verschiedenartigsten Musikinstrumenten ab. Damen in Hut und Pelzmantel, denen es offensichtlich zu warm ist und die sich deshalb unwohl fühlen, stolpern auf Stöckelschuhen vorwärts und kämpfen mit dicken Bündeln. Andere Frauen haben ein schreiendes Baby auf dem Arm oder halten das Händchen eines quengelnden Kleinkindes krampfhaft fest.

Wir machen uns grosse Sorgen um Mama. Sie gerät ganz ausser Atem, als wir versuchen, mit den anderen Schritt zu halten. Als wir aus dem Bahnhof herauskommen und die Seeluft uns durch die Haare fährt, atmen wir tief durch. So weit sind wir zumindest gekommen, und wir haben eine Chance, der Vernichtung zu entgehen. All der Schrecken, den wir erlebt haben, liegt hinter uns, während wir hinaus auf das blaue Wasser blicken.

Poldi hat den Arm um mich gelegt und drückt mich fest an sich. Wir schauen aufs Meer und kommen uns klein und unbedeutend vor angesichts dieser unermesslichen Weite. Wir umarmen uns in tiefster Verzweiflung und wollen uns nicht wieder loslassen. Poldi verspricht mir, nach Shanghai zu kommen, sobald er seine Papiere hat, und mir zu schreiben, sobald er eine Adresse von uns erhält. Er und Willi geben sich zum Abschied die Hand und umarmen einander. Dann umarmt Poldi auch Mama. Wir haben alle Tränen in den Augen.

Poldi hebt meine Hand an die Lippen, und ich spüre, wie eine Träne auf meine Finger fällt. Er bemüht sich tapfer zu lächeln, obwohl seine Augen verräterisch glänzen. Ich kann die Tränen nicht zurückhalten und lasse ihnen freien Lauf. Ich weiss, dass wir vielleicht nie wieder zusammen sein werden.

Poldi tröstet mich. «Du bist stark, die stärkste Frau, der ich je begeg-

net bin. Du schaffst alles, was du dir vornimmst. Sei tapfer und gib auf deine Mutter und deinen Bruder Acht. Hab Vertrauen, Nini, und warte auf mich. Ich werde dich finden.»

Ich nicke, ausserstande, noch etwas zu sagen.

Ein grosses weisses Schiff, die «Conte Biancanamo» aus der berühmten Luxuslinerflotte der Schifffahrtsgesellschaft Lloyd Triestino, erwartet uns im Hafen. Den Namen dieses Schiffs, unseres Fluchtgefahrts, haben wir uns rasch eingeprägt. Das hier, darüber sind wir uns im Klaren, bedeutet für uns die einzige Möglichkeit zu fliehen. Den Blick auf den Horizont gerichtet, sehen wir unserer Zukunft irgendwo jenseits des bewegten Wassers entgegen.

Der Zeitpunkt der Abfahrt ist gekommen. Das laute Heulen der Schiffssirenen fordert uns auf, an Bord zu kommen. Zuerst wird unser Gepäck an Bord gebracht. Willi und ich stützen Mama, die mit gesenktem Kopf den Blick auf die Gangway richtet. Sie konzentriert sich darauf, einen Fuss vor den anderen zu setzen und hält sich an uns fest, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Sie ist erschöpft und wackelig von der anstrengenden Reise. Wir sind besorgt über ihren zunehmenden körperlichen und geistigen Verfall. Mama ist achtundfünfzig Jahre alt, wirkt aber infolge der Traumatisierungen, die sie seit Papas Tod erlebt hat, viel älter. Wir befürchten, dass sie es nicht erträgt, auf so gewaltsame Weise aus ihrem gewohnten Lebenskreis herausgerissen zu werden.

Wir beugen uns über die Reling und winken Poldi und Dolu zu, die unten stehen. Poldi schwenkt heftig den Arm hin und her, damit ich ihn auch ganz bestimmt sehe; das Lächeln auf seinem Gesicht ist gezwungen. Das Stampfen der Schiffsmaschine und das laute Tuten der Sirene kündigt unsere Abfahrt an; es dauert nicht lange, und der Hafen verschwindet in der Ferne.

Wir richten uns in sauberen kleinen Kabinen ein und stellen bald fest, dass das Essen gut ist. Nach dem Martyrium, das wir in Europa erlebt haben, ist unser Leben jetzt so friedlich und normal wie schon lange nicht mehr. Trotzdem kann man diese Fahrt nicht gerade eine Urlaubsreise nennen. Wir sind staatenlose Flüchtlinge, zu Schiff unterwegs zu einem fremden Land. Die monatelange Reise führt von Triest nach

Alexandria, dann weiter nach Bombay und Hongkong und schliesslich nach Shanghai.

Wie in einem bizarren Traum gleiten wir auf einem unendlichen Meer dahin. Der Speisesaal unseres Schiffes ist mit Holz getäfelt, Kristalllüster funkeln, und die gut aussehenden italienischen Stewards in ihren weissen Uniformen lächeln mit blitzenden Zähnen. Sie begrüßen die regulären Passagiere mit einer tiefen Verbeugung und einem munteren Kauderwelsch aus Englisch und Italienisch; uns verarmte Ausgestossene behandelt man geringschätzig.

Die nicht-jüdischen Familien halten sich von uns fern; sie haben kein aufmunterndes Wort, keine freundschaftliche Geste für uns übrig. Unsere Stellung im Leben ist durch die Erlasse der Nazis festgelegt. Das «J», das man uns in unsere Papiere gestempelt hat, hätte man uns genauso gut für alle Welt sichtbar in unsere Haut einbrennen können.

Zu unserer Freude treffen wir noch andere Fahrgäste aus Österreich und freunden uns vor allem mit denjenigen an, die ähnlich denken wie wir. Das alles beherrschende Gesprächsthema ist das Geld – und wie man sich mehr davon beschaffen kann. Diejenigen, denen es gelungen ist, unter Lebensgefahr irgendetwas Wertvolles in ihrem Gepäck zu verstecken, nutzen die Zeit auf dem Schiff, Käufer dafür zu finden und ihre paar Wertgegenstände gegen US-Dollar und englische Pfund einzutauschen. Wohl wissend, dass das Almosen, das man uns bei der Ausreise aus Österreich gegeben hat, nicht ausreichen wird, um uns vor dem Hungertod zu bewahren, wenden wir uns an die reichen Passagiere und ertragen ihre Arroganz. Sie sind sich über ihre starke Verhandlungsposition und unsere verzweifelte Lage im Klaren und wissen, dass sie für einen Schnäppchenpreis an hochwertige Preziosen kommen können. Wir verkaufen alles, was wir irgend entbehren können, vom Mantel bis hin zu einzelnen Stücken aus dem Familienschmuck, die wir in unsere Kleider eingenäht haben.

Wir Österreicher sitzen in Gruppen zusammen, schwelgen in Erinne-



rungen an das «alte Wien» und tauschen unsere Erfahrungen mit den Nazis aus. Einige erzählen unglaubliche Geschichten darüber, was uns in Shanghai erwartet. Wir hören mit Grauen zu.

«Es ist eine Stadt ohne Recht und Gesetz», beginnt einer der Passagiere, «in der Verbrecher frei herumlaufen und ohne Angst vor Strafe Menschen ermorden können. Man muss sein Geld und seine Wertsachen am Körper verstecken, sonst wird man mit vorgehaltenem Messer ausgeraubt.»

Andere Passagiere bestätigen das, und es folgen jede Menge Warnungen, die einem allesamt kalte Schauer über den Rücken jagen: «Trau keinem Chinesen, denn es sind alles Diebe. Und falls sie einen nicht umbringen, geht man innerhalb kurzer Zeit an ihren Speisen zugrunde, denn sie essen alles, was auf dem Boden herumkriecht oder im Dreck vegetiert.»

«Und es grassieren dort die verschiedenartigsten Krankheiten», setzt ein weiterer Passagier hinzu. «Zum Glück haben wir unsere Ärzte bei uns, sonst würden wir alle in längstens einer Woche in dieser Wildnis verrecken.»

Unsere Augen weiten sich vor Schreck. «Wie sollen wir an so einem Ort leben?», fragen wir.

«So sind sie, die Juden», schaltet sich ein dritter Fahrgast ein und verzieht seinen Mund zu einem spöttischen Lächeln. «Zwar ist keiner von uns jemals in China gewesen und hat, wenn man's genau nimmt, auch noch nie einen Chinesen kennengelernt, trotzdem sind wir Sachverständige für dieses Land und seine Bewohner! Wir haben eine feste Meinung und wissen alles schon im Vorhinein.»

Die ganze Runde bricht über diese treffsichere Bemerkung in lautes Lachen aus. Wir haben uns trotz der Turbulenzen in unserem Leben den Humor bewahrt. Die fröhliche Stimmung lässt uns für kurze Zeit vergessen, wodurch wir von zu Hause vertrieben wurden und warum wir hier sind.

Eine junge Frau etwa in meinem Alter sitzt neben mir auf einem der hölzernen Klappsitze, die überall an den Wänden angebracht sind. Sie

wendet sich nach dem Gespräch zu mir und ist sichtlich erschüttert über die düstere Prognose.

«Ich fürchte mich so vor diesem Ort. Sie müssen nämlich wissen, ich bin ganz allein. Wie soll ich da bloss überleben?»

Vielleicht befürchtet sie, unhöflich zu sein, denn sie stellt sich mir vor. «Ich heiße Herta Weinstein», sagt sie.

«Ich bin Nini KarpeL» Ich ergreife die dargebotene Hand.

Wir treffen uns viele Male während der Reise, um über das Leben zu sprechen, das wir aufgeben mussten. Sie erzählt mir, dass sie aus gutbürgerlicher Familie stammt und alle Aussicht auf ein sicheres, glückliches Leben hatte. Sie war mit einem jungen Anwalt verlobt, den die Nazis verhaftet haben und der danach verschwunden blieb. Sie ist immer noch verzweifelt darüber und bekommt jedes Mal feuchte Augen, wenn sie davon oder von ihrer unsicheren Zukunft spricht. Ihre Mutter ist schon seit Jahren tot und ihr Vater erlag nur wenige Wochen, bevor sie Wien verlassen sollten, einer langen, schweren Krankheit.

Nachdem die Nazis alles beschlagnahmt hatten, was sie besaßen, bemühte sie sich, das Geld für die Überfahrt auf diesem Schiff zusammenzukratzen. Sie besitzt nur noch die Kleider, die sie am Leib trägt. Wenn sie angstvoll die Hände ringt, sehe ich ihre abgekauten Fingernägel. Ihr blasses, schmales Gesicht ist von wuscheligen blonden Locken umrahmt, was ihr ein zartes, verletzliches Aussehen verleiht. Ihre Lippen sind trocken und aufgesprungen. Da Herta allein ist, sitzt sie bei den Mahlzeiten mit Mamas Zustimmung bei uns am Tisch. Doch obwohl das Essen vorzüglich ist und uns wunderschön serviert wird, stochert sie nur auf ihrem Teller herum und kann nicht mehr als ein paar Bissen herunterbringen.

Nachdem wir den Suezkanal hinter uns gelassen haben, fahren wir über das Rote Meer und sehen wochenlang nur Wasser vor uns. Während ich zum Horizont in weiter Ferne schaue, denke ich an mein verlorenes Zuhause in Wien, an diesen sklavischen Glauben an Regeln und Formalitäten, diese Besessenheit von Ordnung, Umgangsformen, Manieren und Ehrenbezeigungen.

Ich denke an meine Verwandten und ihre Pedanterie in allen Kleinigkeiten, ihr Vertrauen darauf, dass uns die österreichische Heimat immer beschützen würde. Wir fragen uns, was aus ihnen werden wird. Mama hofft, dass sie ihre Verwandten irgendwann wiedersieht oder dass sie zumindest am Leben bleiben werden.

Die meisten Flüchtlinge erhoffen sich, dass Shanghai für sie nur eine Durchgangsstation zu einem zivilisierteren Aufenthaltsort ist. Wir sprechen über die Vorgänge in Europa und bekommen täglich aus dem Radio die neuesten Nachrichten. Die Meinungen darüber, was uns die Zukunft bringen wird, gehen auseinander, aber bei all diesen Gesprächen über die politische Lage herrscht eine ganz spezifische Sorge vor: Wie wird die ganze Sache am Ende für uns Juden ausgehen? Kein Land hat besondere Anstrengungen unternommen, uns zu helfen, uns zu beschützen oder uns Zuflucht zu bieten.

Das Schiff durchschneidet das schimmernde blaugrüne Wasser und die weissen Schaumkronen. Der Wind peitscht uns salzige Gischt ins Gesicht. Wir haben unseren Spass am Herumtollen der Delphine, die plötzlich aus dem Wasser schnellen, in die Luft schiessen und sich dann mit einer eleganten Drehung ins Wasser zurückfallen lassen. Ihre Spiele sind von fröhlicher Unbekümmertheit und lassen uns davon träumen, dass es vielleicht auch für uns noch ein besseres Leben gibt. Ich denke an den Abschied von Poldi. Ich vermisse sein Lächeln, seine aufmunternden Worte, seine Geschichten und seine Hand auf der meinen. Bald trennt uns der halbe Erdkreis, und ich frage mich traurig, ob wir uns jemals wiedersehen.

Das Schiff gleitet durch die Nacht, und ich werde von einem gesunden Schlaf übermannt. Dass die Erfüllung meiner Wünsche nach Frieden und Sicherheit in den Bereich des Möglichen gerückt ist, erlaubt es mir, trotz aller Beunruhigung zur Ruhe zu kommen.

## XIX

### *Shanghai*

1939

Über den Pazifischen Ozean und das Chinesische Meer erreichen wir schliesslich die breite Mündung des Yangzijiang. Er hat eine Länge von über dreitausend Meilen, und seine trübe Flut wälzt sich in windungsreichem Lauf quer durch die chinesische Landmasse. Bei dem Anblick, der sich uns bietet, empfinden wir ein Gemisch aus Entdeckerfreude und Klaustrophobie.

Noch Meilen vom Ufer entfernt drängen wir uns an der Reling und recken den Hals, um einen besseren Ausblick auf unseren neuen Aufenthaltsort zu haben. Bevor wir ihn deutlich sehen können, steigt uns schon der durchdringende Gestank von fauligem Müll und Abwasser in die Nase. Alles jammert und hält sich die Hände vor Mund und Nase. Der kühle Wind, der auf dem Meer geweht hatte, hat sich gelegt, und wir spüren allmählich die drückende Hitze wie eine Glocke über uns. Zwar sind wir von der Landungsstelle Whang Po noch weit entfernt, aber das Wasser ist nicht mehr durchscheinend blau wie draussen auf dem Ozean, sondern es hat sich in eine von Abfällen verunreinigte, trübe Brühe verwandelt. Die chinesische Bevölkerung hat nicht ausreichend Platz auf dem Festland und breitet sich bis ins Meer hinein aus. Eigenartige Hausboote, «Sampons» genannt, sind überall zu sehen. Sie werden von Menschen bewohnt, die sonnenverbrannt und in Lumpen gekleidet sind. Schreiende Babys verlangen lautstark nach der Muttermilch. Der Geruch von ranzigem Fett und toten Fischen empfängt uns, als sich das Schiff dem Hafenbecken nähert. Männer, die unter brüllendem Gelächter ungeniert in das stinkende Wasser urinieren, stehen am Pier.

Ein ungeordneter Haufen europäischer Flüchtlinge drängt sich die Gangway hinunter an Land; allen ist sichtlich schlecht von dem, was sie sehen und riechen. In unseren Wollkostümen und -mänteln, einige immer noch in modischem Hut und Pelz, sehen wir plötzlich deplatziert aus. Während ich von Bord gehe und den Landungsplatz betrete, empfinde ich eine würgende Übelkeit. Starke Ekel erregende Gerüche dringen mir in die Nase. Auf dem Landungsplatz drängen sich Scharen von Menschen, die zu einer schwarzen pulsierenden Masse verschmelzen, einem Ungeheuer mit Hunderten zappelnder Arme und Beine, das uns zu umschlingen und mit Haut und Haaren zu fressen droht. Die schmutzigen, zerlumpten Einheimischen, die mich wegen meiner weissen Haut und meiner runden blauen Augen anstarren, lachen und reden in ihrer unverständlichen Sprache auf mich ein. Ich schrecke zurück, als sie knochige Finger ausstrecken, um auf meine fremdländische Kleidung zu deuten und daran zu zupfen. Wir haben das Leben dem Tod vorgezogen, und nun finden wir uns in einem Land wieder, von dem wir kaum geglaubt haben, dass es existiert, an der fernen Unterseite des Globus, einem mysteriösen Fleck auf der Weltkarte, in China.

Ich denke an die schönen Sachen, die in dem Koffer mit meiner Aussteuer liegen, und an all die anderen Dinge, die wir zurückgelassen oder die uns die Nazis gestohlen haben. Ich sehe mir diese eigenartigen Menschen an, die eklige Klumpen auf die Strasse spucken. Der Gestank steigt vom Fluss auf und die Hitze des Tages nimmt uns den Atem, als würden wir stranguliert. Ich stehe auf verfaulenden Planken, übergebe mich in das übelriechende Wasser und frage mich, ob wir der Gefahr in Europa entkommen sind, um nun in einer Hölle zugrunde zu gehen, wie wir sie uns in unseren schlimmsten Träumen nicht hätten ausmalen können.

Herta winkt mir zu, als sie in einen der klapprigen Busse steigt, der sie, eingezwängt zwischen vielen anderen versteinerten Menschen, zu einem der «Heime» bringt, die man in Erwartung eines plötzlichen Zustroms verarmter Flüchtlinge geschaffen hat. Wir haben auf dem Schiff schon von dieser Einrichtung jüdischer Hilfsorganisationen gehört; es

sind jedoch die schlechtesten Unterkünfte, und sie sind vor allem für diejenigen gedacht, die keine Mittel und keinen Anschluss haben. Und da Herta weder Geld noch Angehörige hat, ist sie eine der zahllosen Flüchtlinge, die zu den in riesige Schlafsäle umgewandelten Gebäuden verfrachtet werden, die hoffnungslos überfüllt sind. Hertas ernstes Gesicht bleibt mir zugewandt, bis der Bus aus meinem Blickfeld verschwindet, und ich frage mich einen Moment, wie es ihr wohl ergehen mag.

In der Hoffnung auf einen besseren Empfang für uns lassen wir den Blick rasch über die vielen fremden Gesichter schweifen und warten voller Ungeduld darauf, mit unseren Angehörigen wieder vereint zu werden. Sie sind schon vor uns hierher gekommen und werden sicher versuchen uns zu finden. Auf Mamas Gesicht spiegelt sich eine Mischung aus Angst und Unbehagen. Wir sind alle mit den Nerven am Ende, empfinden aber trotzdem eine leise Genugtuung darüber, dass wir der Nazibande entkommen sind.

Auf dem Landungsplatz haben sich zu unserem Empfang mehrere christliche Missionarinnen nebeneinander aufgestellt – eine Reihe blasser Frauen mit straff zurückgekämmttem Haar, die sich mit weissen Taschentüchern den Schweiß von der Stirn wischen und mit einem schwachen Lächeln auf uns zukommen. Sie tragen mächtige Halsketten, die durch das Gewicht grosser Goldkreuze auf ihrer Brust in Form gehalten werden. Wir schwanken wie Betrunkene, als wir jetzt nach der langen Seereise zum ersten Mal wieder festen Boden unter den Füßen haben, und taumeln auf die Frauen zu. Hin- und hergerissen zwischen Furcht und Erleichterung nehmen wir ihre Begrüssung hin, denn es gibt keine andere.

Wir werden mitsamt unserem Gepäck, wie es sich gerade ergibt, auf offene Lastwagen verteilt; wir klettern auf die Ladefläche, was die Älteren unter uns grosse Anstrengung kostet. Wir sind zusammengeschoben wie Vieh und schaukeln bei jeder Bewegung, die das Fahrzeug macht, hin und her; wir haben uns an den Händen gefasst, um ein wenig Trost und Halt zu finden, und hoffen einfach nur, dass man uns an einen Ort bringt, an dem wir unbehelligt bleiben können.

Der erste Eindruck von der Stadt beschäftigt sämtliche Sinne. Wir sehen uns bestürzt die schwarzen Menschenmassen an, die von Fussgängern wimmelnden Gehwege. Der durchdringende Geruch von auf engem Raum zusammengedrängten Körpern vermischt sich mit den eigenartigen Aromen, die aus den dampfenden Töpfen aufsteigen, in denen unter freiem Himmel das Essen gekocht wird. Während unser Gefährt durch die Strassen rumpelt, werden unsere Erwartungen, in China eine bizarre Welt vorzufinden, an jeder Ecke bestätigt: Unten preisen Strassenhändler lautstark Waren aller Art an, winzige bunt gefiederte Vögel zwitschern in Bambuskäfigen, Frösche quaken, Aale ringeln sich in Fässern, lebende Karpfen zappeln in mit Wasser gefüllten Wannen.

Wir halten schliesslich an einer alten Kirche, die als Durchgangslager für Flüchtlinge dient. Als wir eintreten, haltt jeder Schritt, den wir auf dem Holzfussboden machen, vom Deckengewölbe der Eingangshalle wider. Es riecht nach feuchten Balken und alten Büchern. Wir sind erschöpft von der Reise und werden in einem kleinen Zimmer untergebracht. Dankbar, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben, sinken wir noch in unserer Reisekleidung auf die uns zugewiesenen Feldbetten. Wir sind müde, können es aber noch immer nicht fassen, dass wir den Nazis entronnen sind. Ausser unseren wenigen Habseligkeiten haben wir noch etwas von zu Hause mitgebracht: die Angst, die uns ständig quält.

Ich mustere meine Umgebung, die mir so fremd ist. Wenigstens sind wir durch weisse Laken und feste Mauern von der unwirtlichen Stadt draussen getrennt. Um uns herum stehen überall grosse Holzkreuze. In den spärlich möblierten Räumen wirken diese Kruzifixe noch Furcht erregender. Wir sehen mit aufgerissenen Augen die ausgezehrten Christusfiguren an, die mit ausgebreiteten Armen am Kreuz hängen und in alle Ewigkeit aus den Wunden an ihren Händen und Füßen bluten. Die Darstellung der Todesqual erinnert uns nur an die drohende Vernichtung, vor der wir geflohen sind, und stösst uns deshalb ab. Unser Fremd-

sein wird uns an diesem Ort durch unser Nichtchristentum, unser eklatantes Judentum noch fühlbarer.

Kurz nach unserer Ankunft treffen unsere Sachen ein, doch von den vier Schrankkoffern, die wir in Wien aufgegeben haben, erreicht uns nur ein einziger. Als es Willi schliesslich gelingt, das Schloss zu öffnen, stelle ich zu meiner Erleichterung fest, dass es der Koffer mit meinen Skiern ist. Mama und Willi sind enttäuscht, dass ihre Sachen zum grössten Teil nicht angekommen sind, und nachdem wir keine Mühe gescheut haben, das verschwundene Gepäck wieder aufzutreiben, finden wir uns schliesslich damit ab, dass die drei anderen Koffer weg sind.

Wir wohnen die erste Zeit bei den Ordensschwwestern und arbeiten für unsere Unterkunft und Verpflegung, sind aber jeden Tag aufs Neue den Bekehrungsversuchen der Nonnen ausgesetzt. Wir haben gesehen, wie sie Körbe mit Liebesgaben für jüdische Krankenhäuser packten, doch alles, was sie hineinlegten, wurde in Papier eingewickelt, das mit Evangelientexten bedruckt war, und in keinem Korb fehlte die Erbauungsschrift mit einem Kreuz auf dem Deckblatt. Nachdem wir Hitlers Versuch, unsere Religion auszulöschen, überlebt haben, lassen wir uns hier nicht dazu verleiten, sie aufzugeben.

So schnell wie möglich stellen wir Erkundigungen über unsere Familienangehörigen an und bitten die Nonnen, ihre Listen mit den Personen zu überprüfen, die in jüngerer Zeit hier angekommen sind. Schon wenige Tage später versetzt uns die Nachricht in freudige Erregung, dass sie vor ihrer Verlegung an einen anderen Ort auch in diesem Lager gewesen sind. Schliesslich können wir mit ihnen Kontakt aufnehmen, als eine der Ordensschwwestern uns sagt, dass Erna in einem nahegelegenen Kloster in einer eigens für sie geschaffenen Stellung arbeitet. Als unsere Lieben dann endlich zur Tür hereinkommen, laufen uns die Tränen über die Wangen. Wir umarmen uns und halten einander lange fest.

«Erzählt mal, wo ihr die ganze Zeit gewesen seid», sagt Mama. «Und wie geht es meiner kleinen Enkelin?», fragt sie, nimmt Lily auf den Arm



und drückt das kichernde, spindeldürre kleine Mädchen fest an sich, dessen Gesicht genauso sommersprossig ist wie das von Fritz.

«Wir haben vielleicht was erlebt, Mama», erwidert Erna. «Man hat uns in ein ‚Heim‘ gesteckt, so werden die Unterkünfte genannt, die jüdische Hilfsorganisationen für die Flüchtlinge geschaffen haben. Allerdings war das alles andere als ein Heim.»

«Das kannst du aber laut sagen», setzt Fritz hinzu. «Aber wir haben einen Antrag auf ein eigenes Quartier gestellt, und wegen Lily hat man uns bevorzugt behandelt und uns eine kleine Wohnung in Frenchtown zugewiesen – so wird die French Concession allgemein genannt. Shanghai ist in verschiedene Bezirke eingeteilt, aber viele Flüchtlinge landen in Frenchtown.»

«Wir haben jetzt auch eine eigene Wohnung», berichtet Stella. «Walter konnte viele Sachen verkaufen, die wir aus Wien mitgebracht haben – ein paar Uhren und einen Fotoapparat, den er vor den Nazis gerettet hat. Ausserdem hatte ich noch meine Pelzmäntel, die in den Überseekoffern heil bei uns angekommen sind. Die haben wir zu Geld gemacht und konnten uns davon eine Wohnung leisten, die so gross ist, dass wir sogar noch untervermieten können und dadurch ein kleines Einkommen haben.»

«Wie schön für euch», sagt Mama und lächelt stolz.

Erna wendet sich zu mir. «Hör mal, Nini, ich gebe im Kloster Unterricht in Petit-point-Stickerei. Soll ich für dich ein gutes Wort einlegen?»

«Ich weiss nicht recht. Vielleicht finde ich ja noch irgendwas anderes.» Ich würde mich im Kloster ganz bestimmt unglücklich fühlen und bin auch im Sticken bei weitem nicht so gut wie Erna.

«Wie du meinst, Nini, aber die Nonnen sind gut zu uns gewesen. Ich finde, du solltest dir das noch mal überlegen – du wirst das Geld bald brauchen», antwortet Erna.

Ich sehe ein, dass sie mit ihrer praktischen Sicht den Nagel auf den Kopf trifft und sage widerstrebend: «Naja, du hast wahrscheinlich Recht. Ich werde dort eine Weile arbeiten, aber weisst du, ich traue den Nonnen nicht.»

Etwas an der Art, wie Erna und Fritz einen vielsagenden Blick tau-

schen, beunruhigt mich. «Was ist los? Ist irgendetwas passiert?»

Die beiden erzählen uns, dass die Missionarinnen ein besonderes Interesse für die erst dreijährige Lily zeigen. Einige jüdische Kinder hat man in die «Obhut» der Kirche gegeben, und das Angebot der Nonnen, Lily vor Hunger und Tod zu bewahren, ist eine echte Versuchung. «Du musst das verstehen, Nini», sagt Erna bittend, «wir haben solche Angst, dass sie auch sterben muss, wenn man uns abholt. Die Schwestern werden wenigstens dafür sorgen, dass sie am Leben bleibt. Anders als wir bist du dir deiner Sache immer so sicher. Sie haben versprochen, Lily zu beschützen, wenn wir ihnen das Sorgerecht übertragen.»

«Vielleicht ist das die einzige Möglichkeit, ihr Überleben zu sichern», sagt Fritz verzweifelt.

«Jetzt, wo wir an einem sicheren Ort sind, wollt ihr denen euer kleines Mädchen geben?», frage ich mit vor Zorn bebender Stimme.

Die Familie zusammenzuhalten wird jetzt mehr und mehr zu meiner wichtigsten Lebensaufgabe, so wie es das früher für Mama gewesen ist, deshalb löst das Vorhaben der beiden bei mir helle Empörung aus. Ich weiss, dass meine Schwestern mich für nervös halten und mir eine Neigung zu dramatischen Auftritten zuschreiben, aber der Gedanke, auf diese Art ein Kind zu verlieren, ist für mich unerträglich.

Schliesslich gelingt es mir, sie zu überzeugen, und sie nicken zustimmend. Ich seufze erleichtert beim Anblick des Kindes, das zufrieden mit seiner Stoffpuppe spielt. Wenn die Vergangenheit zerstört ist, können wir wenigstens auf die Zukunft hoffen, auf eine neue Generation unserer Familie.

Als wir uns zur Reise in dieses fremdartige Land entschlossen, haben wir vor allem gehofft, an einen Ort zu kommen, an dem Frieden herrscht. Wir waren darauf vorbereitet, auf eine uns unbekannt Kultur zu treffen, arm zu sein und uns durchschlagen zu müssen; wir hätten aber nie gedacht, dass wir auch in eine heftige kriegerische Auseinandersetzung geraten würden. Wir werden schnell gewahr, dass wir uns in

einem Kampfgebiet, im Zentrum eines brutal ausgetragenen Konflikts befinden, der 1937 begonnen hat. Seit zwei Jahren stehen japanische Truppen im Land und versuchen in einem blutigen Krieg, China zu unterwerfen und zu annektieren. Von überallher ist vereinzelt Gewehrfeuer zu hören, wir sind wieder umgeben vom Chaos; Raub, Mord sowie Plünderungen sind an der Tagesordnung.

Eines Morgens werden wir durch lautes Brüllen und ohrenbetäubende Schreie aus dem Schlaf gerissen. Willi und ich laufen, noch in unseren Nachtgewändern, zusammen mit anderen verdatterten Flüchtlingen und ein paar Nonnen in den Hof hinaus, um nachzusehen, was der Lärm bedeutet. Dort bietet sich uns ein schauriger Anblick. Auf den zugespitzten Eisenstangen der Toranlage stecken etwa ein Dutzend Köpfe von Chinesen, die in der Nacht von ihren japanischen Feinden gefangen genommen und enthauptet wurden. Die drastische Botschaft war nicht zu missdeuten: Japan ist willens, jeden Chinesen abzuschlachten, wenn es sein muss, um das Land zur Kapitulation und unter seine Herrschaft zu zwingen.

Willi und ich stehen mit hängenden Armen nebeneinander. Dann wenden wir uns voller Abscheu und Entsetzen ab. Das groteske Bild immer noch vor Augen, laufen wir zurück ins Missionsheim. Der grässliche Anblick der abgetrennten Köpfe, deren blutverschmierte Gesichter noch im Tod in Angst und Schrecken erstarrt sind, verfolgt uns weiter und lässt sich nicht aus unserem Gedächtnis tilgen.

Ich habe das Gefühl, in einer kleinen Festung zu leben, in der wir durch die Mauern von den grausamen Zuständen, die draussen herrschen, abgeschirmt sind. Wir helfen mit, den Heimbetrieb am Laufen zu halten, indem wir Wäsche waschen, Gemüse putzen und die Böden fegen, und sinken am Abend total erschöpft auf unsere Feldbetten. Wir sprechen mit anderen Flüchtlingen, die regelmässig kommen und gehen, haben aber nie die Zeit, Freundschaften zu schliessen. Überdies versuchen wir, die wenige uns verbleibende freie Zeit mit unseren An-

gehörigen zu verbringen. Bei den leichteren Hausarbeiten hilft Mama auch mit, deckt den Tisch und räumt das Geschirr zusammen mit anderen älteren Frauen nach dem Essen wieder auf. Es fällt ihr schwer, sich an das neue Leben zu gewöhnen, und sie verfällt immer wieder in Depressionen. Wir versuchen sie aufzuheitern, finden es aber immer schwieriger, die passenden Worte zu wählen.

Die älteste und auch angesehenste Missionarin ist Mutter Laula, eine Amerikanerin. Ihre hellblauen Augen liegen tief in den Höhlen ihres faltigen Gesichtes, das graue Haar ist hochgesteckt. Sie trägt eine mausgraue Ordenstracht, doch ihr sanftes Lächeln und das Leuchten ihrer Augen steht in eklatantem Gegensatz zur Strenge ihrer Kleidung. Ihr Alter lässt sich nur schwer bestimmen, aber es scheinen sich Äonen von Kummer und Leid in ihrem Herzen niedergeschlagen zu haben. Eine Aura stoischer Gelassenheit umgibt sie wie ein Schutzschild, ein ruhiges Hinnehmen von allem, was sie erlebt hat, ein unerschütterlicher Glaube an ihren Gott, der ihr Mut und Kraft gibt. Obwohl sie schreckliche Dinge gesehen hat, glaubt sie felsenfest an das Gute, an die Erlösung und an den Himmel. Sie ist uns mit so viel aufrichtiger Freundlichkeit begegnet, dass wir begonnen haben, ihr zu vertrauen und ihre Lebensweisheit zu schätzen.

Eines Tages sitze ich während unserer Mittagspause zufällig neben ihr. Während wir miteinander Tee trinken und Kekse essen, gebe ich unwillkürlich etwas von meiner Reserve auf, was sonst nicht meine Art ist. Die Umstände meines Lebens haben mich ziemlich misstrauisch gemacht. Es fällt mir schwer, Vertrauen zu fassen, und ich neige dazu, meine Gefühle zu verbergen. Als Mutter Laula mich aber fragt, wie ich mit dem Leben in Shanghai zurechtkomme, spreche ich ganz ungeniert und frage sie die Dinge, die mir am meisten auf der Seele liegen.

«Wie halten Sie es hier bloss aus?», frage ich sie. «Wie kann man Tag für Tag dieses Blutvergiessen und Sterben mit ansehen und trotzdem an seinem Glauben festhalten?»

Meine Fragen überraschen sie nicht. Sie hat sie schon von anderen Flüchtlingen zu hören bekommen, und sie ist ein Muster an Geduld. Sie

sieht mich an, und ich wüsste gern, was sie wohl gerade denkt – dass meine Kleider allmählich abgetragen aussehen, dass meine Hände von den scharfen Putzmitteln gerötet sind, dass mein Haar einen Friseur vertragen könnte. Aber ich merke schnell, dass ihr das alles gleichgültig ist, und erröte wegen meiner Eitelkeit. Die äussere Erscheinung der Flüchtlinge interessiert sie nicht, ihr Blick dringt tiefer, in unser Herz; und sie versucht denen zu helfen, die niemanden mehr haben, und uns für das Durcheinander, das in unserem Leben herrscht, eine Erklärung zu geben.

«Man gewöhnt sich mit der Zeit an alles», sagt sie. «Man muss akzeptieren, dass auf dieser Welt neben dem Guten auch das Böse existiert. Jeden Tag, den Gott uns schenkt, müssen wir unser Leben nach besten Kräften gestalten. Uns allen ist der Zeitpunkt unseres Todes durch Gottes Ratschluss vorherbestimmt. Man muss sich den Glauben an Gottes Allmacht bewahren und sich in seinen Willen fügen. Es gibt keine andere Möglichkeit. Ohne Glauben könnte unser Verstand die Gräueltaten, die wir haben mit ansehen müssen, nicht verkraften. Ohne Glauben können wir nicht leben.»

«Aber was macht man, wenn man in seinem Glauben unsicher wird?», frage ich.

«Man muss seine Zweifel begraben, wie ich es getan habe, und sich einer höheren Macht anheim geben. Ich glaube trotz allem, was ich erlebt und erlitten habe, an die Tugenden, die man mich gelehrt hat. Unser Leben soll schwer sein, und die Art, wie wir mit den Härten umgehen, ist ein echter Prüfstein für unseren Glauben. Die Nächstenliebe trägt ihren Lohn in sich selbst – rein darin, einem Mitmenschen zu helfen.»

Als sie das Wort «Nächstenliebe» ausspricht, durchfährt es mich. Es ist, als ob Papa durch diese Frau zu mir spräche.

«Sie ist mir besonders wichtig», fährt Mutter Laula fort. «Wenn uns ein Bettler um eine milde Gabe bittet, dürfen wir unser Herz nicht verschliessen. Auch sollten wir ihn nicht danach fragen, wofür er das Geld braucht, für etwas zu essen, für Alkohol oder Opium, denn es steht uns darüber kein Urteil zu. Wenn die Zeit gekommen ist, wird der Herr über ihn richten wie über uns alle.»

Ich habe trotzdem Zweifel. Alles, was in meinem Leben von Bedeutung war, ist mir genommen worden. Wir haben schon so viel Gewalt erlebt, dass es schwer ist, überhaupt noch an etwas zu glauben. Als mir aber am nächsten Tag ein zerlumptes Kind bittend sein schmutziges Händchen hinstreckt, lege ich ihm ein Geldstück hinein und sehe zu, wie es davontrippelt. Ich habe verstanden, was Mutter Laula mir sagen wollte, und denke wieder an Papa.

Bald bin ich durch die Umstände gezwungen, im Kloster die gleiche Arbeit wie Erna anzunehmen. Ich gehe jeden Tag dorthin, um chinesische Frauen in Wiener Petit-point-Stickerei zu unterweisen. Wir helfen auch in der Küche bei der Zubereitung der Mahlzeiten für die Ordensschwester und die zahlreichen Flüchtlinge, die zum Überleben auf dieses Essen angewiesen sind. Es ist eine magere Kost, hauptsächlich Reis, den endloses Waschen von Bakterien und Insekten säubern soll, bevor er in riesigen Töpfen gegart wird. Trinkwasser muss abgekocht werden, damit es geniessbar wird. Man zeigt uns den Trick, dem Wasser, das man zum Waschen von Nahrungsmitteln verwenden will, einen Tropfen Jod als Desinfektionsmittel zuzusetzen. Unsere Nahrung besteht ferner aus Milchpulver, Eipulver, grobkörnigem Brot und dünnflüssiger Marmelade.

Eines Tages, als ich in der Küche meiner Arbeit nachgehe, bittet mich eine der Nonnen, mit ihr zu gehen. Sie braucht meine Hilfe, um irgendwelche Sachen aus der Vorratskammer zu holen. Ich folge ihr durch mehrere schwere Holztüren in einen schmalen Gang und dann zu einer Doppeltür, die ich vorher noch nie gesehen habe. Als sie sie öffnet, verschlägt es mir bei dem Anblick, der sich mir bietet, die Sprache.

Vor mir tut sich ein wunderbar kühler Vorratsraum auf. Regale, die vom Boden bis zur Decke reichen, sind mit dicken gelben Käseläuben und einzeln in weisses Papier gewickelten Butterstücken gefüllt. Geräucherter Würste und Schinken, gerupfte Hühner und Gänse mit baumelnden Hälsen hängen in Hülle und Fülle an Haken von der Decke herab.

Das Aufgebot an Nahrungs- und Genussmitteln ist verblüffend und kaum zu fassen. Seit unserem Leben in Wien, vor dem «Anschluss», habe ich einen solchen Überfluss nicht mehr gesehen. Überall in Shanghai sind die Menschen glücklich über jedes kleinste essbare Bröckchen, das sie auftreiben können, und das Wenige, das sie in den Magen bekommen, reicht kaum zum Leben; hier aber lagern heimlich gehortete Lebensmittel, mit denen man ein Festbankett an einem Königshof ausrichten könnte – Zeugnis einer ungeheuerlichen moralischen Verkommenheit.

«Für wen sind denn all diese Sachen, Schwester?», stottere ich.

Ihre grauen Augen sehen mich leuchtend an, und sie lächelt unverwandt, als sie mir antwortet: «Für gute und treue Christen. Sie könnten mit unserer Hilfe hier zum christlichen Glauben übertreten. Wenn Sie sich zu Jesus Christus, unserem Heiland, bekennen, ist Ihnen die Erlösung sicher; er wird Ihnen alle Erspriesslichkeiten des Lebens in dieser Welt zuteil werden lassen und Ihnen und Ihrer leidenden Familie im Jenseits den ewigen Frieden bescheren. Sie werden nie wieder Hunger leiden müssen. Denken Sie, wenn schon nicht an sich selber, so doch wenigstens an Ihre alte Mutter und das Kind Ihrer Schwester.»

Obwohl der Hunger gerade in diesem Augenblick wie ein wildes Tier in meinen Eingeweiden wütet, erwidere ich gelassen ihren Blick. Die Worte der Nonne haben mich aus meiner Lethargie aufgerüttelt und mir Mut gegeben. Ich denke an Poldis tapfere Worte, an Mamas stolze Missachtung der Nazis und auch an den Zusammenstoß mit meiner Klassenkameradin auf dem Heimweg von der Schule, die mich vor so vielen Jahren verhöhnt hatte, und sage der Schwester mit vor Zorn gerötetem Gesicht: «Wenn die Nazis es mit ihren Grausamkeiten nicht geschafft haben, mich vom Judentum abzubringen, wird es Ihnen mit Ihren schmalzigen Worten und Verlockungen auch nicht gelingen. Ich bin als Jüdin geboren und werde auch als Jüdin sterben, wann und wo auch immer.»

## XX

### *Die «French Concession»*

1939

Wir haben nur drei Monate im Missionsheim gewohnt, fanden die Atmosphäre dort aber bedrückend. Gewöhnlich werden Flüchtlinge nur für kurze Zeit aufgenommen und müssen dann selber sehen, wie sie zu recht kommen. Deshalb herrscht dort ein ständiges Kommen und Gehen. Da wir es abgelehnt haben, zum christlichen Glauben überzutreten, erwarten wir keine weitere Hilfe von der Kirche, wenn wir das Missionsheim verlassen. Trotz Mamas Sorgen und bösen Vorahnungen bestehen Willi und ich darauf, dass wir aus dem Heim ausziehen und uns auf eigene Beine stellen müssen. Wir haben Mama versichert, dass wir es schon schaffen werden, eine Arbeit zu finden und selber für uns zu sorgen.

Die jüdischen Hilfsorganisationen in Shanghai sind durch den plötzlichen Zustrom so vieler Bedürftiger überlastet. Das Gefühl bedrückender Armut lastet auf den Flüchtlingen wie ein schweres Gewicht. Ihre Köpfe sind gesenkt, die Gesichter mürrisch. Abgesehen von den paar Pfennigen, die von dem jämmerlichen Betrag übrig sind, den man uns bei unserer Abreise aus Wien gegeben hat, sind wir praktisch mittellos. Die Nazis haben es ganz nach ihrem Plan geschafft, uns als Bettler in die Welt zu schicken.

Ich habe inzwischen Kontakt zu Herrn Berger gehabt und lasse Poldi in einem kurzen Brief wissen, wie die Dinge in Wien und hier bei uns stehen.

*«Lieber Poldi,*

*ich kann nur beten, dass es Dir und Dolu immer noch gut geht.*

*Was für eine schreckliche Zeit erleben wir.*



*Herr Berger hat mir wieder versichert, dass er Deine Eltern retten kann und dass er für sie eine Überfahrtauf einem Schiff bucht, um sie in Sicherheit zu bringen.*

*Ich mache mir aber auch um Mama Sorgen. Sie ist seit unserer Ankunft hier ganz niedergeschlagen. Die bittere Armut der Chinesen, die ungewohnte Hitze, die fremden Gesichter um uns herum, das alles ist zuviel für sie. Ich habe auch Heimweh nach Wien, gebe mir aber grosse Mühe, in China zurechtzukommen.*

*Wir haben beschlossen, das Missionsheim zu verlassen. Die Missionarinnen und die Nonnen in dem Kloster, in dem Erna und ich arbeiten, sind recht freundlich, wollen aber, dass wir zum christlichen Glauben übertreten. Ausserdem wollten sie Lily behalten! Erna, Fritz, Stella und Walter sind in beengte Unterkünfte der French Concession gezogen.*

*Ich weiss im Augenblick noch nicht, was aus uns werden wird. Willi und ich wollen versuchen Arbeit zu finden und selber für uns und Mama sorgen. Wir werden die jüdischen Hilfsorganisationen um Unterstützung bitten. Wenn du aus Italien ausreisen kannst und in Shanghai ankommst, wende Dich bei der Suche nach uns an diese Hilfsorganisationen. Ich will versuchen, Dir wieder zu schreiben, hoffe aber, Dich mit Gottes Hilfe in nicht allzu langer Zeit hier zu sehen.*

*Wie immer in Liebe*

*Nini.»*

Wir bereiten ohne grosses Bedauern unseren Auszug aus dem Missionsheim vor und begeben uns hinaus in das Menschengewimmel der Strassen von Shanghai. Meine Schwestern und Schwäger können nicht viel für uns tun, da jeder nur zu sehr mit sich selbst beschäftigt ist; deshalb sind wir bei der Suche nach einer Unterkunft und etwas, womit wir uns den Magen füllen können, hauptsächlich auf uns selbst gestellt.

Jeder neue Anblick versetzt uns wieder in Bestürzung. Wir tauchen ein in die Menschenmasse, die sich auf den Strassen drängt. Männer mit schweren Bambusstangen auf den Schultern, an denen auf beiden

nen auf beiden Seiten Körbe mit Nahrungsmitteln hängen, laufen eilig hin und her, um ihre Waren an den Mann zu bringen, und kleine ausgemergelte Frauen, die aussehen, als hätten sie für ihre hungernden Kinder nie genug zu essen, kochen auf Bambus-Dampfgarern seltsame Gerichte. Andere Frauen in noch verzweifelterer Lage bieten ihre in Windeln gewickelten, schreienden Babys zum Verkauf an, die von durchreisenden Europäern mitgenommen und grossgezogen werden, um schliesslich als Dienstboten oder Prostituierte zu enden. Die bittere Armut und die Übervölkerung bedrohen ihrer aller Existenz.

Kulis mit dem unverwechselbaren kegelförmigen Strohhut auf dem Kopf ziehen bizarre zweirädrige Wagen, in denen Leute sitzen. Während ich mit ansehe, wie die Kulis jeden Muskel anspannen bei ihrem Lauf durch die Strassen, packt mich das blanke Entsetzen darüber, dass hier Menschen als Zugtiere benutzt werden, und ich halte dieses Land für das unzivilisierteste der Welt. Tausende von Kulis sind ständig unterwegs, man sieht sie allenthalben. Wir erfahren, dass diese Wagen «Rikschas» heissen, und es dauert nicht lange, bis wir sie selber als Beförderungsmittel benutzen. Auf dem Weg zu ihrem Bestimmungsort schlängeln sich die Rikschakulis durch den Verkehrsstrom aus Schubkarren, Autos und Fussgängern und tragen zu dem Chaos bei, das Tag und Nacht auf den Strassen der Stadt herrscht: Shanghai ist eine Stadt, die nie schläft.

Bettler mit eingesunkenen Augen streunen durch die Strassen und flehen mit ausgestreckter Hand Ausländer um ein Almosen an. Wir erkennen bald die Opiumsüchtigen, die aus den dunklen, verrauchten Höhlen hinaus auf die Strasse taumeln und an den Ort ihres Lasters zurückkehren, sobald sie das Geld für eine weitere Pfeife Opium erbettelt haben. Überall auf den Gehwegen liegen die Leichen von Menschen, die durch Hunger, durch Hitze oder an Krankheiten wie Lepra, Malaria, Cholera, der Ruhr oder Typhus zugrunde gegangen sind. Andere starben an den Folgen ihrer Opiumsucht. Leblose Körper, schlaff wie Müll- oder Lumpensäcke, warten darauf, auf einen Karren geworfen und weggeschafft

zu werden. Wir gehen vorsichtig zwischen den verwesenden Körpern hindurch, halten uns Mund und Nase zu und beissen die Zähne zusammen, fest entschlossen, trotz des Entsetzens, von dem wir erfüllt sind, stark zu bleiben.

Mama bleibt lieber in der Einzimmerwohnung, die wir mit Hilfe eines jüdischen Hilfskomitees gefunden haben. Aber Willi und ich machen uns sofort auf den Weg, Shanghai zu erkunden, zu Fuss oder mit einer der überfüllten Strassenbahnen, die die Hauptstrassen entlangrumpeln. Wir stellen fest, dass die Stadt in Bezirke eingeteilt ist, jeder mit seinem eigenen Charakter und jeder von einer anderen Volksgruppe bewohnt; die Chinesen sind allerdings überall vertreten.

Das International Settlement erstreckt sich bis zur Garden Bridge. Soochow Creek bildet die Trennungslinie zwischen dem Bezirk Hongkou, dem ärmsten Teil von Shanghai, und dem restlichen International Settlement. Hauptsächlich von britischen und amerikanischen Interessen beherrscht, ist dieses Gebiet zu einem von geschäftigem Treiben erfüllten kosmopolitischen Zentrum geworden, in dem zahlreiche europäische und asiatische Sprachen gesprochen werden und Menschen aller Hautfarben anzutreffen sind. Diese kulturelle Vielfalt ist eine Offenbarung für mich.

Wenn wir von Hongkou aus über die Garden Bridge gehen, sehen wir vor uns die Public Gardens und das ausgedehnte Gelände des britischen Generalkonsulats mit gepflegten Anlagen und Rasenflächen. Ein paar Strassen weiter gelangt man auf die Avenue Edward VII, der Grenze zwischen dem International Settlement und der French Concession, die so genannt wird, weil sie ehemals von Franzosen besetzt war und der Oberhoheit des französischen Generalkonsuls unterstand. Sie ist jetzt unter der Herrschaft der Japaner. In «Frenchtown» ist der weiträumig angelegte Französische Club (Cercle Sportif Français) zu finden. Zwar haben Flüchtlinge kaum Zugang zu den Einrichtungen auf dem exklusiven Clubgelände, wir haben aber zumindest gehört, dass es dort von Tennisplatz bis Swimmingpool jeden erdenklichen Luxus gibt.

Wir wissen nichts über China und haben nicht erwartet, hier Juden zu treffen, stellen jedoch nach unserer Ankunft fest, dass es in Shanghai bereits zwei jüdische Gemeinden gibt. Da ist die kleine erlesene, nur etwa fünfhundert Mitglieder zählende Gruppe sephardischer Juden, deren Vorväter um 1870 aus Bagdad hierher gekommen sind. Sie besteht hauptsächlich aus sehr wohlhabenden, einflussreichen Familien, die riesige Handelsunternehmen besitzen, zu denen wertvolle Liegenschaften wie zum Beispiel grosse Luxushotels gehören. Sie sind mächtige Symbolfiguren, die grossen Einfluss ausüben. Namen wie Sassoon und Kadoorie werden mit Ehrfurcht genannt. Sie haben in tätiger Nächstenliebe Hilfsorganisationen gegründet, um den zahllosen Menschen zu helfen, die es in dieses fremde Land verschlagen hat. Sie haben Flüchtlingslager und Unterkünfte eingerichtet und die Grundnahrungsmittel bereitgestellt, die unser Überleben sichern. Ohne die Grosszügigkeit und die Hilfe dieser Menschen wären viele von uns inzwischen verhungert.

Die andere Gruppe ist wesentlich grösser; sie umfasst vier- bis fünftausend russische Juden, von denen ein Teil 1917 während der Russischen Revolution nach Shanghai geflüchtet ist. Sie haben es auch zu hoher gesellschaftlicher Stellung und Ansehen gebracht. Die russischen Juden haben sich in Frenchtown angesiedelt, wo es auch schon eine Gemeinde mitteleuropäischer Juden gibt. Hier haben auch wir und unsere Angehörigen eine kleine Unterkunft gefunden. Die Avenue Joffre, die vom Stadtzentrum hierher führt, wird häufig «Boulevard Moskau» genannt. Es ist tröstlich für uns, dass es in Frenchtown Läden, Ärzte, Zahnärzte und Nachtlokale gibt, die wir als vertraut empfinden, und ebenso eine kleine Synagoge; wir vergessen aber keinen Moment, dass wir in Shanghai sind, weil chinesische Arbeiter, Strassenhändler und Bettler allerorten die Strassen bevölkern, sie zu einem ethnischen Schmelztiegel werden lassen.

Eine Meile weiter geht die Nanking Road, die Hauptausfallstrasse der Stadt, in die Bubbling Well Road über. Hier befinden sich der British Country Club, ihm gegenüber die ausgedehnte Anlage des Franzö-

sischen Clubs sowie das dreizehnstöckige Cathy-Hotel. Wir betrachten staunend die prächtigen Gebäude, in denen die Reichen und Mächtigen die ideale Unterkunft finden.

In French Concession wetteifern prachtvolle Strassen mit den eleganten Pariser Boulevards – exklusive Läden verkaufen Designermode, Chanelparfums und importierte Spirituosen. Hier gibt es prunkvolle Häuser mit Klimaanlage, exotischen Gärten, Swimmingpools und allem übrigen, was man sich an masslosem Luxus vorstellen kann; hier nehmen chinesische Diensthöten für einen Hungerlohn den Mächtigen alle niederen Arbeiten ab.

Wenn es morgens hell wird in unserer neuen Wohnung, die eigentlich nur aus einem Zimmer mit Feldbetten, einem Bad und einer winzigen Küche besteht, wache ich auf aus einem Traum von Wien und werde mir wieder unserer ärmlichen Umgebung bewusst. Mama schläft noch in der Ecke und Willi liegt auf dem Feldbett neben ihr. Unsere Koffer stehen an der Wand unweit eines zerschlissenen Sessels und eines angeschlagenen Holztisches, auf dem eine schäbige Lampe platziert wurde.

Wir küssen Mama zum Abschied, wenn wir frühmorgens unsere kleine Wohnung verlassen, um nach einer Möglichkeit zum Geldverdienen zu suchen. Viele Arbeiten können nur von gebürtigen Chinesen verrichtet werden, andere Berufe sind uns verschlossen, weil es uns an der nötigen Qualifikation fehlt. Es ist ein Kampf gegen die Zeit. Wir brauchen sofort etwas Geld, sonst werden wir verhungern.

Der Hunger ist ein schmerzendes Loch in meinem Bauch, eine knurrende Stimme in meinen Eingeweiden, die nach der Nahrung verlangt, die ich ihr nicht geben kann. In sorgenvolle Gedanken über unsere schlimme Lage versunken, stolpere ich fast über den leblosen Körper eines chinesischen Bettlers. Er ist auf der Strasse gestorben, die Lumpen bedecken kaum seine bemitleidenswerten Knochen. Er ist ein weiteres Omen dafür, dass wir vom Tod umgeben sind und auf einem schmalen Grat wandern, auf dem wir leicht stolpern und fallen können, um dann in diesem trostlosen Land zugrunde zu gehen.

Während ich mich verzagt weiterschlepe, stosse ich fast mit einer jungen Frau zusammen, die mir entgegenkommt. Sie ist offenbar genauso geistesabwesend wie ich und sucht in Schaufenstern nach Stellenangeboten. Ihre Kleider sind in beklagenswertem Zustand. Es ist Herta, die wir auf dem Schiff getroffen haben. Wir lachen und begrüßen uns herzlich nach all den Monaten, die inzwischen vergangen sind.

«Wo hast du gesteckt, Herta?», frage ich.

«Ich lebe immer noch im ‚Heim‘, aber die Zustände dort sind schrecklich», sagt sie. «Ich ertrage das nicht mehr. Ich muss ausziehen. Wenn ich nur eine Arbeit finden könnte. Es gibt so viele Flüchtlinge und so wenig Möglichkeiten. Die Nazis haben uns hier in den sicheren Tod geschickt. Ich fürchte, ich werde das nicht überleben.»

Ich schüttele als Antwort darauf traurig den Kopf und denke, wie schlecht es uns auch geht, wir sind wenigstens zusammen, Herta aber ist allein. «Ich bemühe mich auch gerade darum, eine Beschäftigung zu finden. Wir leben augenblicklich in einer kleinen Wohnung, aber die paar Dollar, die wir für die Sachen bekommen haben, die wir auf dem Schiff verkaufen konnten, sind fast alle, und wir wissen nicht, wovon wir uns ernähren sollen. Ich mache mir auch Sorgen um Mama. Es ist alles so schlimm für sie. Aber du, Herta, du bist jung. Ich bin sicher, dass du Arbeit findest und alles gut wird. Und ausserdem, vielleicht wird alles wieder besser, und wir kommen weg von hier.»

«Ich weiss es nicht. Ich hoffe, du hast Recht.» Hertas Stimme klingt traurig und besorgt. Sie ist mit ihren Gedanken woanders und entschuldigt sich dafür, dass sie sich jetzt verabschieden muss. «Ich freue mich, Nini, dass wir uns getroffen haben, aber ich muss jetzt schleunigst weiter. Ich wünsche dir alles Gute – vielleicht treffen wir uns ja unter besseren Umständen bald mal wieder.»

«Das gebe Gott», antworte ich. Als wir uns traurig umarmen, fühle ich die Magerkeit ihres Körpers durch ihren zerschlissenen Mantel. Dann geht jede ihrer Wege.

Ein paar Strassen weiter komme ich an einem Hotel vorbei und bemerke in einem der Fenster einen Zettel mit dem Vermerk, dass eine Nagelpflegerin gesucht wird. Ich hole tief Luft, betrete das Nagelstudio und versuche mich möglichst selbstsicher zu geben, obwohl ich keine praktischen Erfahrungen in diesem Beruf habe. Mein Englisch ist dürftig, und ich wünschte mir jetzt, im Schulunterricht besser aufgepasst zu haben. Da ich mir vorgenommen habe, mir nicht mit übertriebener Wahrheitsliebe den Job zu vermässeln, lüge ich drauflos: «Ja, ich bin gelernte Nagelpflegerin und spreche sehr gut Englisch.» Und so werde ich sofort eingestellt und muss mich gleich an die Arbeit machen.

Ein reicher amerikanischer Gentleman in einem cremefarbenen Leinenanzug erwartet mich. Er hat sein Jackett ausgezogen und sitzt mit zugeknöpfter Weste und gleichfarbigem Seidenhemd mit Monogramm auf den Manschetten im Behandlungssessel. Er hat das Handgelenk in Erwartung meiner Maniküre auf die Armlehne gelegt. Meine Hände zittern fürchterlich, als ich an die Arbeit gehe. Jedes Mal wenn ich ihn mit meinem spitzen Werkzeug in den Finger steche, zuckt er stöhnend zurück. Das Ergebnis ist leider katastrophal: Am Ende sind seine Finger verpflastert, weil ich seine Nagelhäute übel zugerichtet habe. Ich kann mich nur immer wieder entschuldigen und ihn um Verständnis bitten, denn ich habe diese Arbeit vorher noch nie gemacht. Er sieht mit einem ärgerlichen Kopfschütteln zu mir herunter und gibt mir einen Fünfdollarschein, ein Vermögen. Als der Leiter des Nagelstudios meine stümperhaften Bemühungen sieht, wirft er mich auf der Stelle hinaus und verbeugt sich ehrerbietig und mit tiefem Bedauern vor dem amerikanischen Gentleman. Ich bin aber viel zu sehr in Hochstimmung über das abgenutzte grüne Stück Papier in meiner Hand, um mir darüber Gedanken zu machen. Ich verlasse das Geschäft im Eiltempo, renne den ganzen Weg nach Hause und rufe dort völlig ausser Atem nach Mama; als ich sie endlich finde, lege ich ihr strahlend vor Stolz den Geldschein in die Hand.

Der jugendliche Überschwang stirbt einen langsamen, qualvollen

Tod. Wir schmachten in der unerträglichen Sommerhitze und sind Tag und Nacht in Schweiß gebadet. Die Kleider kleben uns am Leib. Während der Monsunzeit rauscht der Regen herunter wie ein niemals versiegender Wasserfall und prasselt zischend auf das kaputte Strassenpflaster, wo er sich dann in Schwaden von Dampf verwandelt. Wir können den Anblick und den Geruch des Essens nicht mehr ertragen, das auf den Strassen zubereitet und feilgeboten wird. Massen von lebenden Fröschen, Aalen, Schlangen und Hühnern warten in überfüllten Bambuskörben oder Kisten darauf, kurz vor der Zubereitung abgeschlachtet zu werden. In der Tiefe von mit Wasser gefüllten Holzfässern sehen grosse glotzügige Karpfen dem Gefressenwerden entgegen. Dort, wo die Fischhändler in ihrer fremden Sprache ihre Ware ausrufen, krabbeln zu Haufen aufgeschüttete Krebse durcheinander und Fliegen umschwirren die überall herumliegenden Berge von welchem Gemüse.

Wir sind inzwischen unterernährt, die fahle Haut spannt über unseren Wangenknochen. Zwischen unseren vom Nikotin verfärbten Fingern glimmt eine der kostbaren amerikanischen Zigaretten, die ins Land geschmuggelt und von gerissenen chinesischen Schiebern auf dem Schwarzen Markt verkauft werden. Es fällt mir schwer, meinen Mut zusammenzunehmen, um mich jedem neuen Tag zu stellen, ich fühle aber, dass in mir eine neue Kraft wächst. Ich stelle mir vor, eine Puppe in einem Kokon zu sein, aus der einmal ein Schmetterling wird, und umgebe mein weiches, verletzliches Inneres mit einer harten Schale. All das Elend, das ich erlebt habe, die Peinigungen durch die Nazis, die stinkenden Leichen auf den Gehwegen, die Brutalität, mit der sich Chinesen und Japaner begegnen, der tägliche Kampf gegen Hunger und Krankheit, das alles lastet auf meiner Seele und muss bewältigt werden. Trotzdem lasse ich mein Innerstes nicht davon zerstören. Zwar bin ich noch eine junge Frau, doch der kleine rissige Spiegel an der Wand zeigt mir ein ernstes, über die Jahre hinaus gealtertes Gesicht. Die Freuden in unserem Leben sind rar geworden, die Drangsal hat überhandgenommen. Trotzdem bin ich zum Überleben entschlossen.



## XXI

### *Der Club*

1939

Nach einer Reihe erfolgloser Bewerbungen habe ich das Glück, eine Anstellung in einem eleganten Nachtclub zu finden. Es ist meine Aufgabe, am Eingang eines prächtigen Tanzsaals zu stehen und lächelnd die betuchten Gäste zu begrüßen, wenn sie hereingeleitet werden. Mein Deutsch und die zunehmende Vertrautheit mit der englischen Sprache haben mir geholfen, die Stelle zu bekommen. Shanghai steht zu Recht überall auf der Welt in dem Ruf, eine Stadt voller exotischer Verlockungen und dunkler Geheimnisse zu sein, und dem wird der «Bolero Club» damit gerecht, dass er sich als eine aus Versatzstücken der haarsträubendsten Skandalgeschichten von schönen Frauen und mächtigen Männern zusammengesetzte Traumkulisse präsentiert.

Vor dem Eingang ist unter einem gestreiften Baldachin ein roter Teppich bis zur Strasse ausgerollt. An der Tür steht ein imposanter dunkelhäutiger Portier, ein schwarzäugiger Sikh. Er kommt mir mit seinen knapp zwei Metern vor wie ein Riese; auf seinem Kopf sitzt wie ein weisser Bienenkorb ein Turban. Er trägt hohe schwarze Gummistiefel und eine traditionelle indische Tracht, eine langärmelige Tunika und eine faltige Hose aus weichem Stoff. Er begrüsst mich mit einem freundlichen Lächeln, wenn ich zur Arbeit komme, und hält mir die Tür auf. Wie warm muss es ihm in dieser Kleidung sein, denke ich, bei der Hitze, die uns ständig umgibt, als lebten wir in einem Schmelzofen.

«Guten Abend, Missi», sagt er. «Heute Abend viele Besucher. Vielleicht guter Tag für Trinkgeld», fügt er hinzu, und seine weissen Zähne blitzen in dem braunen Gesicht.

«Ja», sage ich. «Hoffentlich hast du Recht. Also, dann bis später.»

Jedes Mal, wenn ich abends zur Arbeit in den Club komme, wird mir wieder klar, wie gross der Unterschied zwischen dem öden Leben der Massen draussen und dem Wunderland hier drinnen ist. Sogar die Luft ist anders. Sie ist kühl, klimatisiert und lässt die brütende Hitze, die draussen herrscht, nicht herein. Ich befinde mich in einer hermetisch abgeschotteten, wirklichkeitsfernen exterritorialen Enklave, in einer Oase, die durch dicke Eichentüren gegen die Auswirkungen der europäischen Konflikte und gegen das Elend auf den Strassen draussen abgeschirmt ist. Unfasslicher Reichtum wird in den von Kerzenlicht erleuchteten Räumen schamlos zur Schau gestellt: Die üppigen Polster in den Sitznischen sind mit purpurrotem Samt bezogen, Kristalllüster blinken an der Decke, und die Luft ist von Musik erfüllt. Die Band spielt die bekannten Stücke von Cole Porter und Irving Berlin, nach denen sich elegant gekleidete Paare, die Hollywoodfilmen entstiegen sein könnten, auf dem blank gewienerten Parkett drehen.

Zu unseren Gästen im Bolero zählen die Leute, die tagüber die exklusiven privaten Clubs besuchen. Jeder weiss von diesen Etablissements, obwohl sie hinter mit Efeu bewachsenen Mauern verborgen und durch gesicherte Eingangstüren und bewaffnete Wachen vor neugierigen Blicken geschützt sind. Über besondere gesellschaftliche Ereignisse wird in der Zeitung berichtet, und auf den Fotos sehen wir, wie ein anderer Teil der Bevölkerung in Shanghai lebt. Die Angehörigen der Oberschicht, zu der ausländische Diplomaten, Wirtschaftskapitäne und Würdenträger gehören, verbringen die Zeit damit, sich in kühlen Swimmingpools zu aalen und in üppig bewachsenen Gärten Tennis oder Krocket zu spielen. Umgeben von wilden Orchideen trinken sie nachmittags aus dünnen Porzellantassen ihren Tee und unterhalten sich bei einer Partie Billard, Backgammon oder Bridge. Da gibt es den American Club im Stadtzentrum in der Foochow Road, den British Country Club und den French Club; sie sind berühmt für ihre Swimmingpools, die zu den grössten in Shanghai zählen. Jeder dieser Clubs hat unumstössliche Gesetze,

mit deren Hilfe unerwünschte Personen ferngehalten werden. Es ist bekannt, dass im German Garden Club Geschäftsleute zusammenkommen, um voller Nationalstolz den Arm zum Hitlergruss zu heben. Der Geburtstag des Führers wird mit grossem Getöse gefeiert.

Hinter dicken, mehrfach gesicherten Mauern spielen handverlesene Clubmitglieder auf glänzenden Marmorböden Lord und Lady. Die chinesischen Dienstboten sprechen «Pidgin English» und halten sich strikt an ihre Rolle. Sie sind nicht viel mehr als Sklaven und kommen mit unterwürfigen Verbeugungen allen Wünschen und Launen ihrer Gäste nach. Sie gehen tüchtig und unauffällig mit leisen Trippelschritten ihrer Arbeit nach, als wären sie von Natur aus dazu bestimmt, sich vor den fremden Leuten zu erniedrigen, die in ihr Land eingedrungen sind. In dieser Enklave von Privilegierten lebt man im Stil von Fürstlichkeiten, und für verarmte jüdische Flüchtlinge ist dort kein Platz.

Für Menschen, die über das Geld und die richtigen Beziehungen verfügen, gibt es in dieser Stadt Gelegenheiten in Hülle und Fülle, sich uneingeschränkt zu vergnügen. Diese Leute besuchen die zahlreichen Nachtlokale von Shanghai und kommen auch zu uns in den Bolero Club, die Frauen juwelenbehängt und in Pelze gehüllt. Da findet sich ein kosmopolitisches Gemisch aus Briten, Deutschen, einflussreichen ehemaligen Mitgliedern der russischen «Weissen» Armee, die vom Sturz der Sowjetmacht und der Wiederherstellung vorrevolutionärer Zustände in Russland träumen, sowie hoch vermögenden, einflussreichen Chinesen, die hier ihre Nächte verbringen und die für mich schon so etwas wie alte Bekannte sind.

Die Briten führen in Shanghai ein ebenso herrschaftliches Leben wie in anderen britischen Kolonien des Fernen Ostens auch, so zum Beispiel in Indien, Hongkong und Singapur. Sie haben sich dort ihre Clubs eingerichtet, exklusive Refugien, verborgen in der üppigen Vegetation feuchtheisser Klimazonen, wo eine unterdrückte Bevölkerungsschicht ihnen ihren grandiosen Lebensstil ermöglicht. Seit dem Sieg der Briten

in den Opiumkriegen hier in China hat ihnen ihre Stellung als Stellvertreter des Empire eine beispiellose Freiheit verschafft und ihnen jede Art Luxus erlaubt. Sie fahren gewöhnlich im Rolls-Royce vor dem Bolero Club vor und bewegen sich mit penetranter Überheblichkeit.

Einer von ihnen ist Brigadegeneral Smedley Whitehall, der mit seiner Entourage ein häufiger Gast bei uns ist. Er ist inzwischen im Ruhestand und als Belohnung für seine hingebungsvolle Pflichterfüllung nach Shanghai entsandt worden, um die Aristokratie genießen zu können, die er für diese Gesellschaft verkörpert. Er erscheint wie immer in Uniform, und eindrucksvoll blitzt und funkelt das Lametta auf seiner Brust. Seine Frau, in bodenlangem Kleid und Nerzstola, plaudert mit Freunden. Sie erwidert meinen Gruss nicht, sondern wendet, ohne mich zu beachten, arrogant das gepuderte Gesicht ab. Der General sieht an diesem Abend ein wenig gerötet aus, er hat sich offensichtlich über irgendetwas echauffiert.

Er spricht mit mir, während er dem Mädchen an der Garderobe seinen Hut gibt, fährt sich über die weisse Mähne und streicht seinen Schnurrbart glatt: «Ich bin noch ganz ausser mir über meinen Chauffeur, er hat sich über Nacht einfach davongemacht, was sagen Sie dazu? Wir hätten heute Abend beinahe nicht aus dem Haus gekonnt. Ich habe gerade rechtzeitig noch einen Ersatz aufgetrieben. Das verdanken wir alles diesen verdammten Banditen, den Japanern. Leben und leben lassen, sage ich immer, hab ich nicht Recht? Ihr Juden wisst ja, wie es ist mit dem Krieg und so weiter. Nichts wie Ärger. Es ist einfach nicht zum Aushalten. Stört doch nur den Seelenfrieden, finden Sie nicht auch?»

Für ihn ist das Verschwinden seines Chauffeurs eine Unannehmlichkeit, ich sage mir aber, dass der Mann wahrscheinlich überfallen und ermordet wurde. Vor meinem inneren Auge erscheint kurz das Bild von einem abgetrennten Kopf, auf dem noch die Chauffeursmütze sitzt, inmitten einer Anzahl «frischer» Köpfe, die von japanischen Bajonetten abgeschlagen und dann zur morgendlichen Besichtigung auf Staketen aufgespiesst worden sind.

«Ja sicher, Herr General, wir freuen uns sehr, dass Sie doch noch kommen konnten.» Ich nicke lächelnd. Ich kann es mir nicht leisten, diesen Job aufs Spiel zu setzen, und was würde es nützen, wenn ich auch nur die geringste Ungehaltenheit sehen liesse? Ausserdem spielt sich das Leben dieses Mannes so fern von der rauen Wirklichkeit Shanghais ab, dass es unmöglich wäre, ihm irgendetwas zu erklären.

«Sie haben doch sicher den Tisch für uns reserviert, den wir immer haben?», fragt er. «Wir brauchen ein paar Sachen, auf die wir uns verlassen können, nicht wahr? Dem Himmel sei Dank, dass wir die Clubs haben, die einzige zivilisierte Einrichtung an diesem verflixten Ort. Ich hasse diese permanenten Turbulenzen, wenn sich dauernd alles ändert. Das bringt einen durcheinander. Wirklich ganz durcheinander.»

«Ja natürlich, Sir», antworte ich. «Der Oberkellner bringt Sie sofort zu Ihrem Tisch. Selbstverständlich zu dem, den Sie immer haben.»

«Na, das ist ja grossartig. Komm, meine Liebe.» Er nimmt seine Frau sacht am Arm und geleitet sie zwischen den cremefarbenen Marmorsäulen beiderseits des Eingangs hindurch auf die Treppe, die in den Club hinunterführt.

Jeden Abend vollzieht sich auf immer gleiche Weise der Einzug der Gäste, die durch die schwere Holztür hereinrauschen, um sich dann ins Innere des Clubs geleiten zu lassen. Vor allem ein Chinese erscheint jeden Abend pünktlich um zehn Uhr. Über die Herkunft seines Geldes wird hinter vorgehaltener Hand getuschelt. Man nimmt an, dass Opiumhandel und Prostitution, beides florierende Wirtschaftszweige in Shanghai, ihm zu seinem Status verholfen haben, aber keiner denkt daran, ihn oder andere seiner Zunft in dieser recht- und gesetzlosen Stadt zu verurteilen.

Der Chinese kommt herein, an jedem Arm eine Frau von atemberaubender Schönheit, temperamentvoll und elegant, gross und schlank. Sie sind in prächtige, bis zum Oberschenkel geschlitzte Seidenbrokatgewänder gehüllt, tragen hochhackige Schuhe, lange Ohrringe und funkelnde, bis zur Brust reichende Halsketten. Es sind weisse Frauen, die

bei den Chinesen als Symbol der Macht gelten. Eine von ihnen ist blond, ihr seidig schimmerndes Haar fällt wie bei Veronica Lake in einer weichen Welle über das linke Auge. Die andere ist rothaarig wie Rita Hayworth; ihre üppigen rotbraunen Locken wippen beim Gehen. Es ist kein Zufall, dass die beiden Frauen aussehen wie Filmstars. Sie sind wegen ihrer Ähnlichkeit mit den Leinwandgöttinnen Hollywoods extra ausgewählt worden. Der Mann selbst ist in den traditionellen, aus Seide handgewebten Kaftan altchinesischer Herrscher gekleidet, der bis zum Boden reicht. Ein Wirbeltanz von smaragdgrünen und saphirblauen Drachen und Kranichen durchbricht den Goldgrund, der das Auge des Betrachters blendet. Ein stämmiger Leibwächter mit breiten Schultern und Stiernacken geht mit grimmiger Miene hinter der Gruppe her; seine Blicke schiessen blitzschnell im Raum hin und her, um sich dann sofort wieder auf seine Schützlinge zu heften.

Mit der mir inzwischen vertrauten ruhigen Vornehmheit und Selbstsicherheit nickt der Chinese mir zur Begrüssung zu. Er und seine Entourage nehmen am gewohnten Tisch Platz, von wo aus er das nächtliche Treiben bestens verfolgen und zugleich sicher sein kann, dass sein Erscheinen bemerkt worden ist. Er holt aus der Brusttasche seiner Robe eine kunstvoll geschnitzte, mit Rubinen besetzte Zigarettenspitze aus Elfenbein. Am kleinen Finger seiner rechten Hand hat er einen langen, spitz zulaufenden Nagel, den er, wie es heisst, als Löffel bei der Qualitätsprüfung des Kokains verwendet. Er trägt einen hinreissenden Ring mit einem Sternsaphir an diesem Finger. Dann holt er ein goldenes Zigarettenetui hervor, das über und über mit Diamanten besetzt ist und wie eine Handvoll Sterne funkelt. Er entnimmt ihm eine schlanke Zigarette, die er behutsam in die lange Spitze steckt. Eine seiner Begleiterinnen gibt ihm Feuer; dann lehnt er sich auf seinem Plüschsitz zufrieden zurück und inhaliert den warmen Rauch. Weissbehandschuhte Kellner im Smoking eilen mit silbernen Tablett geschäftig umher und servieren in blinkenden Schwenkern französischen Cognac, der im Ker-

zenlicht schimmert wie flüssiger Topas, wenn der Chinese das Glas zum Mund führt und langsam und genüsslich trinkt. Französischer Champagner und gekühlte Gläser sowie eine Schüssel mit Kaviar in einer Schale mit zerstoßenem Eis werden vor ihn auf den Tisch gestellt.

Es gibt noch viele andere, die jeden Abend in den Bolero Club kommen, um gesehen zu werden. Den Kaschmirmantel lässig über den massgeschneiderten italienischen Anzug geworfen, inszenieren sie ihren grossen Auftritt. Sie entsteigen von Chauffeuren gelenkten Limousinen, und die Selbstfeier des unermesslichen Reichtums spricht aus jeder ihrer Gesten. Alle sind von einem Schwarm schwer bewaffneter uniformierter Leibwächter umgeben und flankiert von chinesischen und europäischen Schönheiten, die betörende Duftwolken verströmen und in Luxuspelze gehüllt sind. Die berühmten jüdischen Magnaten aus Bagdad – die Kadoories und die Sassoons – und die Europäer, die in Shanghai die Aristokratie verkörpern, geben sich hier ein Stelldichein extremen Reichtums, der sie dem banalen Dasein der gewöhnlichen Sterblichen entrückt.

Unmittelbar neben dem Bolero Club befindet sich eine Opiumhöhle. Es ist nicht eine von diesen Spelunken für arme Chinesen, sondern ein prächtiges Etablissement, eigens geschaffen für die dekadenten Vergnügungen der reichsten Bewohner der Stadt. Ich habe gesehen, wie Gäste von uns Abend für Abend den Club verlassen haben, um zu der geheimnisvollen Höhle zu gehen. Dort soll der Stoff am reinsten sein, und den Besucher erwarten Freuden, die nicht von dieser Welt sind. Eines Nachts nach der Arbeit reisst mich meine Neugier hin und ich gehe hinein. Dichter Nebel empfängt mich, ein penetranter süsslicher Rauch, durch den man kaum etwas sehen kann, und ich stolpere über einen Körper, der zusammengerollt auf einem kleinen Webteppich am Boden liegt.

Als ich tiefer in den riesigen Raum hineinspähe, mache ich Männer und Frauen aus, die an Mundstücken von Wasserpfeifen mit langen Schläuchen saugen und den beglückenden Rauch inhalieren, bis sie mit glasigem Blick in einen Zustand halber Bewusstlosigkeit verfallen. Chinesische Dienstboten huschen umher, um den Bedürfnissen der rei-

chen Gäste nachzukommen, die halb weggetreten vor sich hindämmern. Leibwächter stehen mit untergeschlagenen Armen da und wachen über ihre berauschten Arbeitgeber. Die liegen ausgestreckt auf Webteppichen oder, wenn sie das Geld dafür ausgeben wollten, auf Ebenholzbetten mit kunstvoller Rotlackschnitzerei und Intarsien aus Jade, Elfenbein und Perlmutter, die mit Seidenkissen und -decken überhäuft sind. Wenn die Süchtigen jedoch den gelblichen Rauch inhalieren, bekommen sie von der dekadenten Pracht um sich herum nicht mehr viel mit. Frauen in seidenen Abendkleidern, die schlaffen Körper mit Goldschmuck behängt, leuchten opalisierend aus dem rauchgeschwängerten Halbdunkel. Männer in teuren Businessanzügen, die auf der Suche nach eskapistischer Lust in diese trübe Unterwelt herabgestiegen sind, liegen nun als amorphe Klumpen herum.

Unbemerkt und unauffällig wie eine Katze stehle ich mich durch die Rauchschwaden und zwischen den Körpern hindurch wieder davon. In den frühen Morgenstunden mache ich mich auf den Heimweg. Wieder draussen in der wirklichen Welt, rückt mir das andere Shanghai in aller Deutlichkeit ins Bewusstsein. Während mir noch der Duft erlesener Parfums, Zigarettenrauch und der beissende Opiumgeruch in den Kleidern hängt, steigt mir schon der faulige Geruch der Strasse in die Nase. Innerhalb von Minuten wechsele ich abrupt von einem Paradeplatz des üppigsten Reichtums, den Asien und Europa vorzuweisen haben, in Orte unsäglicher Armut über, wo die Leichen verhungerner Menschen auf der Strasse herumliegen. Die Zeitungen berichten, dass der Chinesische Wohltätigkeitsverein jährlich zwischen fünfundzwanzig- und dreissigtausend Leichen beseitigt. In Shanghai überleben ist ein grausames Spiel, das viele verlieren.

Ich kehre zurück zu den Flüchtlingsbehausungen, die sich weit weg von den vornehmen Aristokratenwohnungen befinden. Hier, auf der Schattenseite des Lebens, fernab von jeder Vornehmheit, sind wir zu Hause. Trotzdem schliesse ich mit einem Lächeln die Tür zu unserer Wohnung auf. Obwohl alles gegen uns sprach, habe ich nun Geld ver-



dient und mir ein sicheres Plätzchen geschaffen an diesem unglaublichen Flecken auf dem Globus.

Während ich mich fürs Zubettgehen richte, denke ich an meine kleine Familie, die nun bald in den Arbeitstag startet. Stella hat einen Job in einem Geschenkeladen. Erna hat Lily bei sich und unterrichtet unter Aufsicht von Mutter Laula weiter Buntstickerei im Kloster. Fritz und Walter sind in einer Fabrik angestellt. Willi arbeitet in einer Bar. Wir haben uns hier eingerichtet und können auf die Weise für uns selber sorgen, solange es nötig ist. Es muss ja irgendwie einmal ein Ende nehmen, davon sind wir überzeugt.

Die Augen fallen mir zu, mein erschöpfter Geist beginnt ins Reich der Träume zu entschweben, und ich komme zu dem Schluss, dass es besser ist, sich über die Zukunft keine Sorgen zu machen.

## XXII

### *Beschert*

1939

Abends schreibe ich bei trübem Licht in unserer engen Behausung an Poldi und bitte ihn, mir Nachricht zu geben, wie es in Mailand steht. Ich schildere ihm unsere bedrängte Lage, kann ihm aber versichern, dass meine ganze Familie wohlbehalten in diesem fremden Land angekommen ist, und dränge ihn, sobald wie möglich auch hierher zu kommen. Ich habe ihm verschwiegen, dass ich seit Wochen keine Post mehr von Herrn Berger bekommen habe und dass ich mir schreckliche Sorgen um die Kosiners mache. Ich beschreibe Poldi, wo in Shanghai wir zu finden sind, und lege ihm ans Herz, uns sofort nach seiner Ankunft hier zu suchen.

Nach vielen vergeblichen Gängen zur Post, von denen ich enttäuscht mit leeren Händen zurückkomme, treffen endlich ein paar Briefe ein. Ich trage sie den ganzen Tag und auch abends bei der Arbeit im Club ungeöffnet in der Tasche mit mir herum. Ich streiche immer wieder mit den Fingern über die Umschläge und lächle bei dem Gedanken, dass Poldi sie in den Händen gehabt hat. Wenn ich dann am frühen Morgen endlich nach Hause komme, schlüpfе ich ins Bett und mache die Briefe auf. Ich verschlinge die Wörter förmlich und lese sie immer und immer wieder, bis ich alle auswendig kenne.

*«Liebe Nini,  
ich wünschte von Herzen, dass ich jetzt bei Dir sein könnte. Ich weiss, dass in Shanghai schlimme Zustände herrschen, und dass Ihr alle, Du und deine Familie, sehr zu kämpfen habt. So schwer es für Euch auch ist, hier in Europa ist alles noch viel schlimmer. Hast Du von Herrn*

*Berger irgendetwas Neues über meine Eltern gehört? Ich hoffe immer noch, dass sie bei Euch in Shanghai sind, wenn wir bei euch ankommen. Die Nazis werden immer unbarmherziger bei der Verfolgung des Ziels, die Welt von uns allen zu befreien. Das Lehen ist eine bittere Medizin, die wir jeden Tag schlucken, und wir beten um ein Heilmittel gegen diese schlimme Plage, doch es gibt keines. Die Italiener haben ihre Gesetze geändert, und die Schiffsgesellschaft Lloyd Triestino darf keine Flüchtlinge mehr von Triest nach Shanghai befördern. Du hast möglicherweise die allerletzte dieser Fahrten mitgemacht.*

*Man kann Italien jetzt nur noch auf dem Landweg verlassen und mit dem Zug durch die Mandschurei nach Shanghai fahren. Dolu und ich wollen diese Route in ein bis zwei Monaten nehmen, ich habe aber von Rechtsanwalt Berger nur einen einzigen Brief erhalten, und es ist ihm immer noch nicht gelungen, die Ausreisepapiere für unsere Eltern zu bekommen. Ich kann mit Dolu nicht darüber sprechen. Ich habe es viele Male versucht, und ihm erklärt, dass Berger Dich gerettet hat, und dass er auch für unsere Eltern alles in seiner Macht Stehende unternimmt; aber ich mache mir in Wahrheit selbst sehr grosse Sorgen.*

*Ich hoffe, dass es Dir und Deiner Familie soweit gut geht. Zwar liegt ein Ozean zwischen uns, aber vielleicht sind wir mit Gottes Hilfe eines Tages wieder vereint. Wir sollten diese Hoffnung in unseren Herzen bewahren.*

*In treuer Liebe immer Dein Poldi.»*

Nachdem ich mir die Briefe allein zu Gemüte geführt habe, lasse ich sie auch im Familienkreis lesen. Wir kommen fast jeden Tag zusammen, damit die Verbindungen nicht abreißen. Wie die meisten Flüchtlinge haben wir inzwischen riesengrosse Trennungssängste und denken bei jedem Abschied, es könnte der letzte sein.

Es ist schon Wochen her, seit ich zuletzt etwas von Herrn Berger gehört habe, da kommt endlich ein Brief. Mein Herz fängt an, schneller

zu schlagen, als ich den bekannten Absender sehe. Ich warte nicht ab, bis ich zu Hause bin, sondern reisse den Umschlag zitternd vor Aufregung noch auf dem Postamt auf. Beim Lesen wird mir ganz schwach, und ich lehne mich an die Wand; dann sinke ich auf einen Stuhl. Der Brief ist gar nicht von Herrn Berger, sondern von einem seiner Angestellten.

*«Fräulein Karpel, das ist der letzte Brief, den Sie aus unserer Kanzlei erhalten. Ich weiss, dass Sie eine von Herrn Berbers wichtigsten Klientinnen waren, weil er so viel Zeit auf Ihren Fall verwendet hat. Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass ich Sie deshalb aus Loyalität ihm gegenüber davon in Kenntnis setzen sollte, dass er von der Gestapo verhaftet worden ist. Er wird beschuldigt, Juden geholfen und unter Einsatz eigener Geldmittel aus Lagern befreit zu haben. Auf diese Verbrechen gegen das Reich steht die Todesstrafe.*

*Ich persönlich heisse das, was er für Sie getan und wobei er sein Leben aufs Spiel gesetzt hat, nicht gut, halte es aber für meine Pflicht, Sie darüber zu informieren, dass es aus dieser Kanzlei keine weitere Hilfe für Sie oder irgendwelche anderen Juden mehr geben wird. Ich verliere meine Stellung, da die Kanzlei jetzt geschlossen werden muss.*

*Ein treuer Angestellter und NS-Parteigenosse.»*

Ungläubig und bestürzt überfliege ich immer wieder die Worte. Dann wird mir mit niederschmetternder Deutlichkeit klar, dass alle tot sind, Herr Berger und die Kosiners.

Danach kann ich tagelang kaum essen und schlafen. Ich bin fest davon überzeugt, dass nun auch Poldi und Dolu tot sind.

Am ii. August werden alle im japanisch besetzten Gebiet lebenden Flüchtlinge von der Regierung in Tokio zur Registrierung verpflichtet. Wir reihen uns in die Schlange der Wartenden ein, um uns in die Liste einzutragen. Doch am 21. August wird eine neue Verfügung erlassen. Der Zustrom jüdischer Einwanderer nach Shanghai wird unterbunden. Nur diejenigen, die schon auf hoher See sind, dürfen hier noch an Land

gehen. Indem man uns Juden den allerletzten Fluchtweg verschlossen hat, haben Hitler und seine Mitverschworenen dafür gesorgt, dass wir in der Falle sitzen.

Als ich eines Abends mit Mama zu Hause bin, wird unerwartet an unsere Tür geklopft. Wir tauschen einen besorgten Blick. Ich spähe ängstlich aus dem Fenster und traue meinen Augen nicht. Dann schreie ich los, und Mama springt erschrocken auf. «Um Himmels willen, Nini, was ist denn?»

Ich reisse die Tür auf und schliesse Poldi zur Begrüssung fest in meine Arme; dann ziehe ich ihn herein und halte ihn endlich wieder an der Hand. Es kommt mir vor, als ob in dem dunklen Zimmer ein Licht angegangen wäre – Sonnenstrahlen scheinen auf einmal durch die Tür hereinzufallen. Mama ist in Tränen, denn sie hat Poldi sehr gern und drückt ihn an sich, als ob er eins von ihren eigenen Kindern wäre. Wir sitzen bis spät in der Nacht zusammen, hören uns an, was es in Wien und Mailand Neues gibt und berichten von unseren Erlebnissen. Was Poldi hinter sich hat, ist ihm schon am Gesicht abzulesen, denn es ist gezeichnet von der entsetzlichen Reise, die nun aber zu Ende ist.

Während wir miteinander reden, wird mir bewusst, wie sehr ich diesen Mann liebe. Ich weiss, dass unsere Geschicke von nun an unauflöslich miteinander verwoben sind zu einem einzigen gemeinsamen Schicksal.

Poldi ist alleine zu uns gekommen, während Dolu sich bereits wegen einer Unterkunft für sie beide mit einigen Bekannten in Verbindung setzt, die in der French Concession wohnen. Nach einer Weile wird mir klar, dass ich Poldi über Bergers Verhaftung informieren muss und auch darüber, dass es für seine Eltern wohl keine Hoffnung auf Rettung mehr gibt. Ich hole den Brief, den ich aus Bergers Kanzlei bekommen habe und zeige ihn Poldi. Erschüttert zündet er sich mit zitternden Händen eine Zigarette an. Seine Augen werden feucht, und er beginnt mit gesenktem Kopf und zuckenden Schultern zu schluchzen.

Mama schenkt ihm ein Gläschen Wodka ein, das er in einem Zug austrinkt. Als er wieder in der Lage ist zu sprechen, schildert er uns, wie

er seine Eltern vor seiner Abreise nach Italien zum letzten Mal gesehen hat: Sie standen mit Tränen in den Augen Hand in Hand nebeneinander und winkten den Söhnen zum Abschied nach. Er hat dieses Bild seitdem die ganze Zeit mit sich herumgetragen, und es verfolgt ihn immer noch.

Ich habe Poldi nie erzählt, was seine Mutter vor Jahren vorausgesagt hat. Er weiss nichts von ihrer Vorahnung, dass sie und sein Vater es nicht mehr erleben würden, uns beide wieder vereint zu sehen. Ich habe noch immer nicht vor, es ihm zu sagen – schliesslich könnte sie sich ja geirrt haben. Vielleicht gelingt ihnen doch die Flucht und sie kommen hierher. Ich bringe ein schwaches Lächeln zustande und greife nach Poldis Hand, um ihn zu beruhigen. Ich denke daran, dass seine Mutter mir auch gesagt hat, sie glaube, dass Poldi und ich für einander bestimmt seien, *beschert*, wie sie sich ausdrückte. Ich frage mich, ob sie Recht behalten wird. Das alles scheint mir jetzt schon Ewigkeiten her zu sein. Wie seltsam, dass sie diese Wiedervereinigung vorausahnte, die gegen alle Wahrscheinlichkeit und an diesem fremden Ort stattfand.

Als Poldi sich wieder gefasst hat, setzen wir uns zu einer Tasse heissem Tee an den Tisch. Er holt ein kleines Päckchen aus der Manteltasche und macht es auf, um uns den Inhalt sehen zu lassen. In seiner immer noch zitternden Hand hält er die goldene Uhr seiner Mutter, ihren wertvollsten Besitz. Wir betrachten den kleinen Diskus und die lange Gliederkette in dem Papier. Wie verzweifelt muss sie gewesen sein, dass sie das einzig Wertvolle, das sie besass, von ihrem Hals abnahm und ihrem Sohn in die Hand legte. «Ich habe versprochen, sie ihr bei unserem Wiedersehen zurückzugeben», sagt Poldi kaum hörbar, mehr zu sich selbst als zu uns. «Ich habe ihr gesagt, dass ich ihr die Kette dann wieder um den Hals legen würde, und sie hat gesagt: ‚Kann sein, mein Sohn, und wenn nicht, behalte sie und denk an mich.‘»

Dann holt er ein in Leder gebundenes Büchlein aus seiner Reisetasche, das seinem Vater gehört hat, und wir sehen uns auf dem zerkratzten Holztischchen vor uns an, was von zwei Menschenleben übrig geblieben ist.

Nach einiger Zeit sagt Poldi: «Ich muss jetzt gehen. Dolu wartet auf mich, und ich muss ihm sagen, was passiert ist. Wir sehen uns aber morgen, Nini. Heute Abend vermag ich nur an Mama und Papa zu denken.»

Ich kann nicht einschlafen. Die Freude über Poldis Ankunft und die Trauer über das ungewisse Schicksal seiner Eltern halten mich wach bis zum Morgen. Bei unserem Wiedersehen am nächsten Tag bemüht er sich, seinen Schmerz und seine Enttäuschung vor mir zu verbergen. In dem Wunsch, das Beste aus der gegenwärtigen Situation zu machen, versuchen wir uns gegenseitig aufzumuntern und sagen uns, dass wir noch keinerlei Beweis für den Tod seiner Eltern haben. Vielleicht sind die Lager gar nicht so schlimm, und wir finden sie doch noch unversehrt wieder.

«Weisst du, Poldi», sage ich, so fröhlich, wie es mir möglich ist, «wenigstens sind wir beide noch am Leben. Erwähne dich daran, wir haben immer gesagt, dass wir alles schaffen können, wenn wir gemeinsam überleben.»

«Und du hast gedacht», sagt Poldi lächelnd und nimmt meine Hand, «dass du immer in Österreich bleiben und nie in ein anderes Land reisen würdest, aber die Nazis haben dir die Gelegenheit gegeben, die Welt kennen zu lernen.»

«Dafür sollte ich mich bei ihnen bedanken, meinst du nicht auch?», frage ich, und wir lachen beide.

Wir wandern durch die Stadt und machen hin und wieder Halt, um aus zierlichen Tässchen grünen Tee zu trinken. Wenn wir zusammen sind, wird alles, was wir erleben, zum Abenteuer. Wir scherzen wieder miteinander, gehen Hand in Hand und schmieden zum ersten Mal seit Monaten Zukunftspläne.

In den nächsten Wochen verfolgen wir wie besessen die Nachrichten aus Europa. Wir hoffen, dass Hitler irgendwie gestürzt wird und die Gefangenen in den Lagern befreit werden. Die Nazis haben aber ein neues Gesetz erlassen, durch das eine Emigration für Juden noch mehr erschwert wird. Jeder muss für die Ausreise aus Wien vierhundert US-Dollar bezahlen. Das ist ein fast unüberwindliches Hindernis, denn die meisten Menschen können diesen Betrag nicht aufbringen, und die

Deutschen verlieren schnell die Geduld. Sie sind nicht bereit zu warten. Poldi macht sich die heftigsten Vorwürfe, weil er meint, seine Eltern im Stich gelassen zu haben.

Im September 1939 lesen wir dann die Schlagzeilen: Hitler überfällt Polen. Grossbritannien und Frankreich erklären Deutschland den Krieg. Da wissen wir, dass wir Poldis Eltern nie wiedersehen werden, und ein riesiger Schmerz übermannt uns. Poldi ist untröstlich. Er kann tagelang nicht schlafen und geht in einem Zustand von Schock und Aufruhr umher, unfähig, sich mit dem entsetzlichen Schicksal abzufinden, das seine geliebten Eltern auf sich nehmen mussten. Er durchlebt die Qualen immer wieder und lehnt jeden Trost ab. Ich sitze stundenlang bis in die Nacht hinein bei ihm und bitte ihn, die Kraft in sich wieder zu finden, die seine Eltern ihm im Laufe ihres Lebens gegeben haben.

Seine Augenlider sind rot gerändert. Er ist unrasiert und redet nicht. Mama geht jeden Tag mit mir zu Poldi und Dolu, und wir bringen ihnen zu essen, was wir nur entbehren können. Alle meine Angehörigen trauern mit ihnen und bringen ihr Mitgefühl für den schrecklichen Verlust zum Ausdruck.

Das eiserne Band, das Mama geschmiedet hat, hat uns zusammengehalten und vor dem Untergang bewahrt. Jetzt schliesst es auch Poldi und Dolu mit ein. Der Lebenswille scheint sich nach und nach doch durchzusetzen. Dolu taucht schneller aus seiner Verzweiflung auf als Poldi. Er lernt irgendwann im Oktober eine junge Frau kennen; Eva, russisch-jüdischer Abstammung, hat ihm geholfen und ihn aufgemuntert, und er ist anscheinend auf einem guten Weg, sich in einem neuen Leben einzurichten. Da Eva Zahnärztin ist und Dolu in Polen eine Ausbildung zum Zahnarzthelfer gemacht hat, haben sie zusammen eine Praxis eröffnet, die gut geht. Er hat uns gesagt, dass er Eva heiraten will.

Bei Poldi geht der Schmerz tiefer. Zwar ist er ein optimistischer Mensch, doch hat ihn dieser Schicksalsschlag verändert. Wochen vergehen, und er ist immer noch melancholisch. Gerade zu dem Zeitpunkt, als seine Gewissensqual am grössten ist, scheint es mit seiner stark an-



geschlagenen Gesundheit allmählich wieder bergauf zu gehen, und er zwingt sich mit grosser Willensanstrengung, etwas dazu beizutragen. Langsam gewinnt er seinen Lebensmut zurück, den wir schon verloren gegeben hatten. Die Augen verraten noch seinen Schmerz, doch auf den Lippen liegt wieder ein schwaches Lächeln.

Zu meiner grossen Freude erklärt mir Poldi seine Liebe und sagt mir, dass wir nur gemeinsam die Kraft haben werden, den schwierigen Weg zu gehen, der vor uns liegt. Wir beschliessen, hier in Shanghai zu heiraten und uns um eine Verbesserung unserer Situation zu bemühen. Das Elend, das wir erlebt haben, hat unsere ehrgeizigen Jugendträume und all unsere Zukunftspläne zerstört. Vielleicht erleben wir ja das Kommen einer besseren Zeit gar nicht mehr. Unser Lebensweg liegt im Dunkeln, wohin er führt, ist nicht zu sehen.

## XXIII

### *Verheiratet* 1940

Am 7. Januar 1940 heiraten Poldi und ich. Für uns beginnt ein neues Jahr. Zwar ist unser Leben weit von dem entfernt, was wir uns erträumt haben, doch sind wir wenigstens zusammen. Wir stehen nebeneinander unter der Chuppa, einem einfachen Leinenbaldachin. Fritz, Dolu, Walter und Willi stehen jeder in einer Ecke und halten die Stangen umfasst, die die Chuppa tragen. Der Rabbi spricht uns das traditionelle Ehegelöbnis vor, und wir wiederholen die Worte. Als der Rabbi uns für Mann und Frau erklärt, küssen wir uns und halten uns bei lieblichen Geigenklängen an der Hand.

Poldi zertritt mit dem rechten Fuss das Glas, das der Rabbi ihm traditionsgemäss unter den Absatz geschoben hat. Alle rufen: «Masel Tow!», und wir fühlen uns wahrhaft als Paar. Das zertretene Glas soll uns daran erinnern, dass das Glück zerbrechlich ist und dass in den Augenblicken grösster Freude Kummer und Leid nicht fern sind. Und der Rabbi ruft uns unsere eigene Trauer und die Trauer unseres Volkes ins Gedächtnis. Unter den gegenwärtigen Umständen haben wir es kaum nötig, daran erinnert zu werden. Die Freude ist an diesem Ort und in dieser Zeit flüchtiger als die Trauer.

Ich habe mich entschieden, nicht im traditionellen weissen Kleid zu heiraten, sondern in terrakottafarbenem Schneiderkostüm und Hut. Die Ausstattung wurde für mich von einer der ausgezeichneten Schneiderinnen angefertigt, die hier leicht zu finden sind, und ich bin hochzufrieden mit dem Ergebnis. Es kommt mir angesichts des fortdauernden

Krieges unpassend vor, mich wie eine Bilderbuchbraut zu kleiden; ich kenne aber viele Frauen, die diese Einstellung nicht teilen, und Hochzeitskleider mit langen Schleißen sind noch sehr häufig zu sehen.

Meine Angehörigen haben ihre besten Kleider an und kommen, um mit uns zu feiern. Glück ist etwas äusserst Rares in diesen Tagen und wird dafür umso mehr genossen. Erna und Fritz beglückwünschen und umarmen uns. Lily kommt auf mich zugelaufen und umfängt mich mit ihren dünnen Ärmchen. Stella und ihr Mann Walter sind die nächsten Gratulanten. Mein Bruder Willi beglückwünscht uns beide mit einer gefühlvollen Umarmung. Eva und Dolu, die seit etwa einem Monat verheiratet sind, küssen uns auf beide Wangen und wünschen uns viele gemeinsame glückliche Jahre. Mama, unfähig, die Tränen zu unterdrücken, hält mich ganz fest und wünscht mir flüsternd alles Liebe und Gute; sie bete darum, dass doch noch eine glückliche Zukunft vor mir liege.

Vor meiner Hochzeit habe ich im Bolero Club gekündigt und mich von allen verabschiedet, die mir in einer schwierigen Phase meines Lebens geholfen haben, in der ich sehr einsam gewesen bin. Nach der Hochzeit haben wir beschlossen, für etwa einen Monat wegzufahren, aber nicht, um einfach nur eine Hochzeitsreise zu machen. Wir planen eine ganz besondere Reise, die sich als ein ziemlich gefährliches Unternehmen herausstellen könnte.

«Wir leben in einer unsicheren Zeit, Nini», sagt Poldi zu mir. «Wir müssen etwas riskieren, wenn wir hier halbwegs menschenwürdig leben wollen. Die Armut ist unser grösster Feind. Wir sind fast völlig abgebrannt, und es dürfte für uns nicht einfach sein, auf eine solide Basis zu kommen.»

«Was also sollen wir tun?», frage ich ihn mit einem nervösen Flattern im Bauch.

«Erinnerst du dich noch daran, dass ich dir aus Mailand von Leon Druck, einem neuen Freund, berichtet habe? Er ist inzwischen auch aus Europa geflohen und lebt jetzt in der Mandschurei, in einer Stadt namens Harbin.»

Ich denke an all die Briefe aus Italien, an die vielen Dinge, die Poldi mir geschrieben hat. «Meinst du den jungen Mann, der auch eine Lehre im Pelzhandel gemacht hat? Und was kann der für uns tun?»

«Es gibt in Harbin viele Juden, mehrere Tausend, die vor der Verfolgung über Sibirien aus Russland geflohen sind. Leon hat mir geschrieben und einen Plan auseinandergesetzt. In Harbin ist alles knapp, es besteht dort eine Riesennachfrage nach allem Möglichen. Wir brauchen also nur alles zusammenzuraffen, was wir aus Europa mitgebracht haben. Die Leute in Harbin sind ganz wild auf Sachen, die aus Europa stammen, und was das Wichtigste ist, es gibt dafür US-Devisen.»

Ich bin beunruhigt und sehr erstaunt. «Du weisst doch genau, dass es verboten ist, amerikanisches Geld bei sich zu tragen. Das können wir doch nie an den Japanern vorbeismuggeln. Wenn die uns erwischen, schleppen sie uns in eines ihrer Gefängnisse, hacken uns die Hände ab oder erschiessen uns auf der Stelle.»

Poldi sieht mir an, dass mich sein Vorschlag beunruhigt, fährt aber trotzdem fort, mir den Plan zu erläutern. «Leon arbeitet mit zuverlässigen Mittelsmännern zusammen und wird uns helfen. Ich vertraue ihm, Nini», sagt er bestimmt. «Glaubst du, wir können auf Dauer von der Hand in den Mund leben? Ich stelle mich nicht weiter bei den Hilfsorganisationen um eine Essensspende an. Wenn ich meinen Stolz aufgeben muss, möchte ich auch nicht mehr leben. Wir sitzen auf absehbare Zeit in Shanghai fest. Ich weiss nicht, wann wir hier wieder wegkommen, und ich weiss nicht, wo wir landen werden. Ich weiss nur, dass wir das Geld brauchen, wenn wir überleben wollen, und dass wir etwas riskieren müssen. Alles Weitere werden wir auf uns zukommen lassen.»

«Du glaubst wirklich, dass wir es schaffen, amerikanische Devisen unter den Augen der Japaner nach Shanghai hereinzusmuggeln?» Ich spüre, wie meine Handflächen feucht werden.

«Sieh dich um, Nini. Bedenk, was wir alles hinter uns haben. Sind denn die Japaner schlimmer als die Nazis und die italienischen Faschisten?»

Poldis dunkle Augen funkeln. Hinter seinem sanften Äusseren verbirgt sich Mut und Härte.

Schliesslich nicke ich zustimmend, und wir umarmen uns. Wir haben schon oft darüber gesprochen, welche Möglichkeiten es für uns gibt, uns selbständig zu machen. Wenn wir in Harbin genügend Geld zusammenbringen können, wollen wir ein eigenes kleines Geschäft eröffnen, wo wir zusammen arbeiten. Auf diese Weise können wir den Deutschen zeigen, dass sie uns nicht untergekrigt haben. Mich erfüllt wieder dieselbe Entschlossenheit wie früher in Wien.

Wir sprechen mit unseren Angehörigen über den Plan. Mama ist dagegen, weil sie sich über die Risiken, die wir eingehen, Sorgen macht. Meine Schwestern versuchen sie davon zu überzeugen, dass wir es schon schaffen werden und dass es für uns keinen anderen Ausweg aus unserer Lage gibt. Widerstrebend und mit ungunen Geföhlen fügt Mama sich schliesslich ins Unvermeidliche. Erna und Stella packen alles in Koffer, was sie an wertvollen Dingen haben retten können und was sie bereit sind zu verkaufen: Pelzstolen, bestickte Sitzkissen, Wäsche und Damenunterwäsche, elegante Kleidung aus Wien sowie Fotoapparate. Ich packe auch einen Koffer mit Sachen aus meinem Besitz, darunter den grössten Teil meiner Mitgift und auch viele Dinge von Mama. Wir legen zusammen, damit Poldi und ich Shanghai per Schiff verlassen und dann mit der Bahn durch Korea nach Harbin fahren können.

Der Tag, an dem wir in die «Flitterwochen» gehen wollen, rückt heran. Unsere Reise führt uns zunächst zu Schiff von Shanghai nach Pusan in Südkorea. Dort besteigen wir dann einen Zug, der uns in nördlicher Richtung nach Harbin bringt. Auf der Rückreise wollen wir mit dem Zug zum Hafen von Pusan fahren, von dort mit der Fähre nach Kobe in Japan übersetzen und dann mit dem Schiff wieder nach Shanghai zurückkehren.

Wir gehen sparsam mit unserem Geld um und schaffen es, eine Passage auf dem billigsten Transportmittel, einem Frachter, zu buchen. Bei Tag ist es ein ziemlich hässlicher Kahn, doch bei Nacht verwandelt er sich für uns in ein romantisches Kreuzfahrtschiff. Wir stehen Arm in

Arm an der Reling, singen im Duett Wiener Liebeslieder und sehen hinauf zu dem dunklen Himmelszelt, wo die Sterne wie Diamanten funkeln. Die klatschenden Wellen des Gelben Meers schlagen den Takt zu unserem Gesang, und alles scheint plötzlich möglich zu sein, sogar die Erfüllung unseres abwegigen Traumes von einem friedlichen Leben zu zweit.

Nach der Schiffsreise fahren wir in einem rumpelnden Zug weiter durch Korea in die Mandschurei. Wir kommen an Reisfeldern vorbei, auf denen barfüßige Männer und Frauen mit dem Umsetzen der Setzlinge beschäftigt sind oder hinter Wasserbüffel und Pflug hergehen. Menschen und Tiere plagen sich ab, mit angespannten Muskeln und bis zu den Waden in dem milchigen Wasser watend, wie es schon ihre Vorfahren jahrhundertlang getan haben. Die ausgedehnten bewässerten Flächen, aus denen frische grüne Büschel hervorsprossen, fliegen endlos an unserem Zugfenster vorbei.

Auf den Bahnhöfen betteln zerlumpte Kinder, die schmutzigen Händchen nach Geld oder Esswaren ausgestreckt. Es gibt so viele hungrige Mäuler in diesem riesigen Land. In den Städten floriert das Schwarzmarktgeschäft. Das begehrteste Zahlungsmittel ist der US-Dollar, dessen Besitz zwar verboten, der aber trotzdem zu haben ist. Wenn mit Dollar bezahlt wird, laufen die Geschäfte glatt. Das Warenangebot ist unerschöpflich und von grenzenloser Vielfalt.

Als wir in Harbin ankommen, wartet Poldis Freund Leon am Bahnhof auf uns. Er bringt uns mit dem Auto zu einem Hotel und lädt uns für den Abend zum Essen bei ihm zu Hause ein. Wie überall im Orient sorgen dienstbare Geister für unser Wohl; die einen sind mit der Zubereitung der Mahlzeiten beschäftigt, die anderen halten das Haus in Ordnung. Die Arbeitskraft der Einheimischen ist billig, und jeder Ausländer kann hier selbst mit bescheidenen Mitteln ein sehr angenehmes Leben führen.

Leon ist ein sympathischer Mann; er ist jetzt Anfang dreissig, also ein paar Jahre älter als wir. Er freut sich sehr, uns bei sich zu haben, und

nimmt uns mit grosser Gastfreundschaft auf. Er und Poldi erinnern sich an die Zeit in Mailand, die sie in jugendlicher Unbekümmertheit und relativer Freiheit gemeinsam verbracht haben, und jeder von beiden lacht über die Spässe des anderen, während wir uns das köstliche Abendessen schmecken lassen.

«Wie sind hier die Lebensbedingungen für Juden, Leon?», fragt Poldi.

«Ich muss wirklich sagen, dass sich die Japaner bemüht haben, ihr Bestes für uns zu tun. Du weisst wahrscheinlich gar nicht, dass sie sich für die Einsetzung eines Judenrats und die seit 1937 jährlich stattfindenden Konferenzen stark gemacht haben. Diese werden hier in Harbin abgehalten, und Juden aus dem ganzen Orient nehmen daran teil.»

«Und warum machen sich die Japaner die Mühe?», frage ich.

«Du hast eine kluge Frau, Poldi. Tja, Nini, letzten Endes in ihrem ureigensten Interesse. Die sephardischen Juden in Shanghai sind sehr reich und mächtig. Für Japaner sind Juden die personifizierte Wirtschaftskraft, und ausserdem glauben sie, dass die Juden in Amerika die Regierung und die Wirtschaft der Vereinigten Staaten im Sack haben.»

«Ach, ich kann diese Dummheit überhaupt nicht verstehen», sage ich aufgebracht. «Wenn auch der Letzte von uns vernichtet wäre, würde wahrscheinlich noch immer behauptet werden, dass wir als Gespenster die Welt beherrschen, und unsere Seelen für alles verantwortlich gemacht, was den Menschen zustösst.»

«Aber was haben die Menschen hier mit den Juden in Amerika zu tun, Leon?», fragt Poldi.

«Ich habe gehört, dass die Japaner ehrgeizige Ziele verfolgen. Ihr Inselreich ist klein und die Bevölkerung explodiert. Sie müssen expandieren, und es wäre ihnen sehr willkommen, wenn die USA, Grossbritannien und Holland ihnen hier in der Region freie Hand liessen.»

«Und die Juden? Was erwarten die Japaner von uns?», frage ich.

Wir trinken Kaffee, während wir uns unterhalten. Der kräftige Geschmack des starken Gebräus erinnert mich einen Augenblick an die

alte Heimat, doch dann bin ich gleich wieder bei der Sache, als Leon mit seinen Erklärungen fortfährt.

«Man sollte es nicht für möglich halten, aber die Japaner glauben, dass wir die Juden in Amerika dahingehend beeinflussen können, dass sie Roosevelt dazu bringen, die Japaner ihre Ziele ungehindert verfolgen zu lassen. Wir wissen, dass das alles Unfug ist, aber so wird hier in Harbin über die Japaner gemutmasst – und zwar aus zuverlässiger Quelle.»

Das Dienstmädchen kommt mit einem silbernen Tablett, auf dem eine Kristallkaraffe und Cognacgläser stehen, herein. Sie stellt es auf den Tisch, nimmt einen vollen Aschenbecher weg und bringt einen sauberen. Poldi holt sein Zigarettenetui aus der Jackentasche und bietet jedem von uns eine Zigarette an.

«Die Japaner könnten aber jederzeit zu der Überzeugung kommen, dass sie von uns nichts haben, und sich gegen uns wenden. Solange es aber ruhig bleibt und sie uns in Frieden leben lassen, können wir hierbleiben. Was kann man mehr verlangen?» Leon lehnt sich bequem auf seinem Stuhl zurück und zuckt die Achseln mit der Attitüde eines Menschen, der weiss, dass er an den Umständen nun einmal nichts ändern kann. Ich komme zu dem Schluss, dass er ein sympathischer, freundlicher und grosszügiger Mensch ist. Ich fühle mich wohl in der Gegenwart dieses lockeren, breit lächelnden Mannes.

Poldi nickt zustimmend. «Das ist das Los des jüdischen Volkes. Unser Leben ist in einem beständigen Wechsel. Das war schon immer so und wird vielleicht auch immer so bleiben.» Er trinkt einen Schluck Cognac und stellt das Glas auf den Tisch; dann wird er ernst und beugt sich zu seinem alten Freund. «Du weisst, Leon, dass wir nicht nur zu einem freundschaftlichen Besuch hierhergekommen sind.»

«Ich weiss, Poldi. Hör zu, ich habe folgenden Plan. Wir beide gehen morgen in die Stadt und treffen uns dort mit einem Mann, den ich sehr gut kenne. Einstweilen habe ich schon mal ein Fass Holzäpfel gekauft.»

Poldi und ich sehen Leon an, dann sehen wir einander an und brechen



in ein so übermütiges Lachen aus, dass Tränen aus unseren Augen laufen.

Leon hat nicht mitgelacht. Er hat die ganze Zeit lächelnd dagesessen mit dem Ausdruck eines Menschen, der etwas weiss und geduldig darauf wartet, es den anderen mitzuteilen; er hat sein Glas erneut gefüllt und schweigend weitergetrunken. Als wir wieder in halbwegs ernster Gemütsverfassung sind, weiht er uns in seinen Plan ein. Seine Köchin soll aus den Äpfeln mit Wasser und Zucker einen dicken Sud kochen, der dann in Metallkanister gefüllt wird. In diesem Sud werden in fest verschnürten, beschwerten Gummibeuteln die amerikanischen Banknoten versenkt.

Wir hören aufmerksam zu und begreifen nun, wie der Plan laufen soll. Leon schlägt ausserdem vor, dass er und Poldi am nächsten Tag früh in die Stadt gehen, um dort einen Bekannten zu treffen, der schon anderen in ähnlichen Situationen geholfen hat, und der ein Experte in Schmugglerpraktiken ist.

Ich schlafe noch, als Leon Poldi am Morgen abholt und die beiden zusammen Weggehen. Als sie zurückkommen, erzählt mir Poldi, was er gemacht hat.

«Guck mal, Nini», sagt er, setzt sich auf die Bettkante und zieht die Schuhe aus. Er hält sie mir hin, damit ich es sehen kann. «Die Absätze sind ausgehöhlt, und in diesen Löchern können wir Geld verstecken. Dann kommt das Fussbett wieder darüber, und es ist nichts mehr zu sehen, kapiert?»

Ich sehe die Schuhe an und frage mich, ob wir es wohl hinkriegen werden.

«Jetzt müssen wir uns das Geld beschaffen», sage ich.

«Das ist der Moment, wo du ins Spiel kommst, Nini. Wir gehen morgen gemeinsam in die Stadt. Leon will uns mit Leuten zusammenbringen, die Verbindungen zum Schwarzmarkt haben. Deine Aufgabe wird es sein, sie davon zu überzeugen, dass unsere Sachen sehr wertvoll sind.»

«Aber das sind sie ja auch», sage ich ungehalten. «Schliesslich haben wir sie über achttausend Kilometer von Wien nach Shanghai gebracht

und von dort hierher nach Harbin. Sie müssen schon allein deswegen ein Vermögen wert sein. Hab ich nicht Recht?»

«Doch», sagt Poldi lächelnd. «Du warst schon immer eine gute Verkäuferin.»

Am nächsten Morgen bringen wir unsere Koffer zu den Käufern in Harbin. Es sind ausgebuffte Feilscher, aber wir auch. Am Ende des Tages kehren wir ins Hotel zurück und machen die Tür hinter uns zu. Ich leere meinen Geldbeutel und Poldi seine Taschen auf dem Bett aus. Dann treten wir beim Anblick von all den zerknitterten Dollarscheinen ein Stück zurück. Dieses Geld bedeutet die Welt für uns, es eröffnet uns alle Möglichkeiten für die Zukunft und ist jedes Risiko wert, das wir dafür eingehen müssen.

Wir lachen, umarmen uns und hüpfen zwischen den Scheinen ausgelassen auf dem Bett herum. Dann lassen wir wieder die Albernheiten, steigen vom Bett herunter, sammeln die Scheine einen nach dem anderen ein und sehen unter dem Bett nach, ob wir auch nichts liegengelassen haben. Wir zählen das Geld, bündeln es und stecken es wieder in meinen Geldbeutel. Dann schicken wir uns an, es zu Leon zu bringen, der es wie geplant zusammen mit Poldi verstecken will.

Wir gehen zum Essen aus und verbringen ein paar wunderbare Tage mit Leon. Wir haben jetzt genug Geld, um uns richtig wohlhabend zu fühlen.

Es ist ein trauriger Abschied, als wir schliesslich den Zug besteigen, mit dem wir unsere Rückreise nach Shanghai beginnen. Leon und Poldi umarmen sich herzlich, und Leon küsst mich zum Abschied auf beide Wangen.

«Pass gut auf meinen Freund auf, Nini. Du weisst ja, er ist für mich wie ein Bruder.»

«Ich werde tun, was ich kann, Leon. Und danke für alles. Wir sehen uns doch irgendwann wieder?»

«Wer weiss, was uns die Zukunft bringt. Aber wenn es irgend möglich ist, werden wir irgendwann alle wieder zusammen sein. Schalom alechem.»

Ein Träger nimmt unser Gepäck und die beiden Kanister mit dem

Apfelsud. Die Bahnstation mitsamt unserem Freund wird immer kleiner und verschwindet bald ganz. Schilder in verschiedenen Sprachen, darunter Deutsch und Englisch, weisen uns darauf hin, dass der Besitz von Devisen von der japanischen Besatzungsmacht strengstens verboten ist und streng geahndet wird. Die Reisenden werden unterwegs auf den Bahnhöfen kurz kontrolliert – eine reine Formsache: ein kurzer Blick in unsere Papiere, und wir können weiterfahren.

Poldi sagt mir, ich solle mir keine Sorgen machen und dass schon alles gut werden wird, als ich aber in seinem Arm liege, spüre ich, dass ich nicht einschlafen kann. Wir wollen am nächsten Tag mit einem Fährschiff nach Japan übersetzen, und die Militärpolizei wird unsere Habseligkeiten vorher genauestens durchsuchen. Wenn wir verhaftet werden, ist es aus mit uns. Wie soll ich allein überleben, wenn sie Poldi mitnehmen? Ich betrachte das Gesicht meines schlafenden Mannes, das dem meinen so nahe ist: Es ist im Traum entrückt, friedvoll und schön, dunkle Locken hängen in die Stirn, und ich bin getröstet. Ein neuer Tag ist alles, worauf wir hoffen können. Alles andere bleibt dem Schicksal überlassen.

Am nächsten Tag klopft mein Herz wie wild, als in Pusan bewaffnete Japaner in unser Abteil kommen. Wenn wir diese Kontrolle überstehen, dürfen wir an Bord der Fähre gehen, die uns nach Kobe bringt. Die Soldaten sind grob und kurz angebunden. Sie stossen barsche Befehle auf Japanisch und Russisch aus. Poldi spricht russisch mit ihnen. Ich verstehe beide Sprachen nicht, dafür umso klarer, was die Gesten besagen. Ich mahne Poldi auf Deutsch zur Vorsicht. Als sich einer der Japaner zu mir wendet und mich in fehlerfreiem Deutsch fragt, was wir denn zu verheimlichen hätten, spüre ich, dass ich knallrot im Gesicht werde.

Ein anderer Soldat deutet auf die Obstkanister. Poldi lächelt und macht ein Gesicht, als ob er auf den Inhalt stolz wäre und nichts dagegen hätte, den Kontrolleuren etwas davon abzugeben. Er holt ganz langsam und vorsichtig ein Taschenmesser aus dem Jackett, um sicherzugehen, dass die Japaner es nicht fälschlich für eine Waffe halten. Dann öffnet

er beide Kanister. Die Japaner inspizieren die dicke schwarze Brühe, auf der oben ein paar rote Äpfelchen schwimmen. Poldi nimmt eine Tasse, schöpft ein wenig von der Brühe hinein und hält den Männern die Tasse hin, offensichtlich, um sie davon probieren zu lassen. Die Männer lehnen das mit Verachtung ab. Poldi nimmt selber einen Schluck, um zu zeigen, was ihnen entgeht, und gibt mit einem breiten Lächeln sein Entzücken über den Geschmack des zuckersüßen Gebräus zu erkennen.

Einer der Soldaten fordert Poldi auf, den Kanister wieder zu verschliessen. Dann hat eine anderer eine Idee. Er ist zu dem Schluss gekommen, dass man Poldi durchsuchen sollte. Wieder fällt es mit schwer, meine Angst zu verbergen. Doch Poldi wirkt ruhig und gelassen. Die Soldaten richten ihre Gewehre auf ihn und fordern ihn auf, seine Taschen zu leeren. Er lächelt sie ruhig an und zeigt ihnen seine Briefftasche; es steckt nur chinesisches Papiergeld darin, das für sie nicht von Interesse ist. Die anderen Soldaten durchwühlen unsere Koffer und meine Handtasche nach Wertsachen. Poldi zieht sein Hemd aus und steht mit erhobenen Händen und gespreizten Beinen da, um sich abtasten zu lassen. Ein Soldat unterzieht ihn von oben nach unten dieser Prozedur und hört dann auf.

Nach kurzem Wortwechsel untereinander verschwinden die Japaner. Während sie von unserem Abteil wegtrampeln, hole ich mehrmals tief Luft. Ich fühle mich, als ob meine Brust in einem Schraubstock steckte, der mir den Atem nimmt. Ich bewundere den Mut, den Poldi im Angesicht der kaltblütigen Bewaffneten bewiesen hat, und die Unbekümmertheit, mit der er die möglichen Konsequenzen einer Entlarvung ignoriert hat. Wir haben miterlebt, wie die Japaner Leute, die ihnen unliebsam aufgefallen waren, fast zu Tode geprügelt und Dieben ohne zu zögern die Finger abgehackt haben. Wir wissen beide, welches Risiko Poldi eingegangen ist.

Er sieht mich an. Ich sehe ihn an. Wir sitzen stumm nebeneinander auf dem unteren Bett und fragen uns, ob sie wohl zurückkommen wer-

den, ob ihnen wohl etwas einfällt, was sie noch durchsuchen könnten. Wir warten. Nachdem einige Zeit verstrichen ist, flüstere ich ihm zu: «Wir haben es geschafft.»

Nachdem wir die Grenzkontrolle hinter uns gelassen haben, können wir entspannen, uns an der Schönheit von Kobe erfreuen und nach Osaka und Tokio fahren. Dort gehen wir Arm in Arm wie gewöhnliche Neuvermählte auf Besichtigungstour, lachen und scherzen, kaufen Souvenirs und geben uns unbeschwert von allen Sorgen.

## XXIV

### *Rückkehr nach Shanghai*

1940

Unsere abenteuerlichen Flitterwochen haben über zwei Monate gedauert, aber inzwischen ist es März geworden, und wir sind nach Shanghai zurückgekehrt. Unsere Angehörigen sind froh, uns heil und gesund wiederzusehen, und begierig, etwas über den Ausgang unseres Unternehmens in Harbin zu erfahren. Sie sind überglücklich, dass wir es tatsächlich geschafft haben, genug Geld mitzubringen, um allen den Start in ein neues Leben zu ermöglichen. Wir strahlen, als wir ihrer ansichtig werden, und freuen uns an ihren lächelnden Gesichtern und herzlichen Umarmungen, obwohl die Reise für uns ein wundervoller Traum gewesen ist, den wir trotz der Gefahren gern endlos weitergeträumt hätten.

Es hat den Anschein, als ob unser Glück nicht von langer Dauer sein würde. Unsere Angehörigen berichten uns nun, dass während unserer Abwesenheit in Europa alles eine noch schlimmere Wendung genommen hat. Englische Zeitungen melden nur schlechte Nachrichten. Hitlers schlagkräftige Truppen, die mit den modernsten Waffen ausgerüstet sind und durch den glühenden Fanatismus ihres Führers angetrieben werden, sind zu einer einzigen menschlichen Zerstörungsmaschinerie geworden. Nur die Weltherrschaft wird das gefräßige Ungeheuer zufrieden stellen, das in seiner Machtgier Menschen, Städte und Länder verschlingt.

Nach dem Einmarsch in die Tschechoslowakei im März 1939 und dem Überfall auf Polen im September haben die militärischen Erfolge Hitler und das deutsche Volk übermütig gemacht. Diplomatische Bemühungen erwiesen sich als fruchtlos.

Das Jahr 1940 hat mit Turbulenzen begonnen, und genauso geht es weiter. Im April überfällt Deutschland Dänemark und Norwegen und nimmt dann in schneller Folge die Niederlande, Belgien und Luxemburg ein. Die Welt scheint sich zu fügen, während diese Länder wie Dominosteine fallen. Wir reagieren mit Kopfschütteln auf die Nachrichten und Berichte, dass Juden zusammengetrieben und in Konzentrationslager geschickt werden.

Die französischen und englischen Truppen kämpfen in Frankreich, um den Feind aufzuhalten. Am 11. Mai wird Winston Churchill britischer Premierminister, und wir fragen uns, als wir seine markige Stimme im Radio hören, ob jetzt mit den Überfällen und dem Blutvergiessen Schluss sein wird.

Wir Flüchtlinge versammeln uns zu Hause und auf öffentlichen Plätzen, um die neuesten Nachrichten im Radio zu hören. Wir greifen uns angstvoll an den Kopf, wenn uns Hitlers arrogante Stimme entgegendröhnt und uns an einer möglichen Rettung zweifeln lässt. Wir hören gebannt zu, wenn ein empörter Churchill mit deutlichen Worten über die Bedrohung spricht, die ein Deutschland darstellt, das glaubt, in England eine neue leichte Beute erkannt zu haben. Uns ist klar, dass unser Schicksal bei einem Sieg der Nazis besiegelt wäre.

Ende Mai ist dann alle Welt entsetzt und in heller Aufregung, als in der Zeitung die niederschmetternde Schlagzeile «Frankreich eingenommen!» zu lesen ist. Fotos zeigen deutsche Soldaten, die die Champs-Élysées entlangmarschieren – ein unfassbares Bild. Es ist jedoch nicht nur der Verlauf des Krieges, der unsere Familie in Unruhe versetzt. Mama ist während unserer Abwesenheit plötzlich krank geworden, und in den zwei Monaten nach unserer Rückkehr hat sich ihr Zustand erheblich verschlechtert. Ich versuche zu verstehen, wie es dazu hatte kommen können, und werde von Schuldgefühlen geplagt, weil ich glaube, dass ich etwas dagegen hätte tun können.

«Niemand hätte ihr helfen können, Nini», sagt Stella abwehrend. «Auch du nicht. Du glaubst immer, du hättest für alles eine Lösung oder ein Heilmittel, aber da irrst du dich. Mama ist einfach nur krank, und

die Ärzte können ihr nicht helfen!» Ihre Stimme überschlägt sich, darin verrät sich ihre innere Anspannung.

«Aber wir müssen doch irgendetwas tun», sage ich verzagt. «Wir können doch nicht einfach dabeistehen und zusehen, wie sie stirbt.» Angst steigt mir die Kehle hinauf und macht meine Stimme hoch und schrill.

«Wir müssen es akzeptieren, Nini», sagt Stella stockend. «Sie wird sterben. Alle Ärzte von Shanghai können sie nicht retten.» Schliesslich sträube ich mich nicht länger gegen das, was man mir sagt, und füge mich darein, dass wir machtlos sind. Eine Krankheit, die nach und nach das Nervensystem lähmt, und gegen die es kein Heilmittel gibt, hat sie befallen und schwächt sie jeden Tag mehr.

Wenn Poldi und ich uns zu Mama ans Bett setzen, sind wir wie alle anderen schrecklich traurig. Willis Augen sind feucht hinter den Brillengläsern, Stella und Walter, Erna und Fritz sind blass und niedergeschlagen. Lily sitzt schweigend auf ihrem Stühlchen und malt. Dolu und Eva sind ebenfalls hier. Im Zimmer herrscht bedrücktes Schweigen.

Mama wohnt inzwischen bei Stella und Walter, deshalb gehen wir jeden Tag dorthin, um bei ihr zu sein, sehen ihren zerbrechlichen Körper und das eingesunkene Gesicht an und werden so Zeugen ihres rapiden Verfalls.

Wir sitzen abwechselnd an Mamas Bett und versinken danach für ein paar Stunden in einen unruhigen Schlaf, nachdem wir uns gezwungen haben, ein wenig zu essen und zu trinken. Das Wachen zieht sich über Wochen hin, und wir müssen in dieser Zeit mit ansehen, wie der Mittelpunkt unseres Lebens immer mehr dahinsiecht. Die Frau, die da im Bett liegt, ist nur noch eine welke Hülle. Ihre Augen sind trübe und nicht mehr leuchtend vor Entschlossenheit und eigensinnigem Widerpruchsgeist. Ich kann es kaum ertragen, Mama, die so tapfer war, derart hilflos zu sehen.

Am nächsten Tag stehe ich an ihrem Bett, als sie aus einem Schlummer, in den man sie mit Medikamenten versetzt hat, kurz zu sich



kommt. «Für mich ist die Reise nun zu Ende, Nini», sagt sie, nachdem sie mich offenbar bemerkt hat. Ihre Stimme ist schwach, und sie greift nach meiner Hand. «Eines Tages wirst du auch eine Mutter sein, und dann kannst du deinen Kindern von mir und von allem, was wir erlebt haben, erzählen. Wenn Gott meine Gebete erhört hat, werden meine Enkelkinder im Frieden zur Welt kommen. Sei tapfer. Du und Poldi, ihr könnt noch ein wundervolles Leben haben. Ihr seid jung, das ist das Wichtigste, und ihr seid stark genug, um zu überleben.»

Mama und das Zimmer verschwimmen hinter dem Schleier meiner Tränen. «Nein, Mama, du darfst nicht sterben. Bitte, bleib bei uns. Wir alle brauchen dich so sehr. Lass uns nicht allein.»

Mamas Lebenskraft versiegt. Jetzt ist sie im Koma. Ein nicht nachlassender Schmerz brennt in meiner Brust, eine massive Angstattacke, und ich kann nicht aufhören zu weinen. Wir halten abwechselnd ihre faltige Hand mit den Altersflecken, an der unter der dünnen Haut die blauen Adern deutlich sichtbar sind. Wir denken an die vergangenen Jahre, beugen uns über Mama, um sie auf die Stirn zu küssen und uns von ihr zu verabschieden. Wir warten auf ihren letzten Atemzug. Die Stunden vergehen, und wir wachen schweigend weiter.

Schliesslich gehe ich ins Nebenzimmer, um ein wenig zu schlafen. Ich versinke in einem meiner wirren Träume, aus dem ich aber bald wieder geweckt werde. Gedämpfte Geräusche dringen aus dem Flur zu mir. Ich erkenne Fritzens und Walters Stimme und dann Poldis. Als ich zur Tür gehe, sehe ich die drei beieinander stehen und um Fassung ringen. Erna, Stella und Willi sind in Tränen aufgelöst. Sie sehen mich an, bringen aber kein Wort heraus. Es bedarf auch keiner Worte. Ich weiss, dass Mama gestorben ist.

Mamas Tod hat eine tiefgehende Wirkung auf mich. Ich fühle mich entsetzlich einsam trotz all der anderen, die noch da sind, Poldi eingeschlossen. Mama war für mich mein Zuhause, meine Jugend in Wien, sie verkörperte meine nostalgischen Sehnsüchte. Solange sie am Leben war, war noch ein Restchen, wenn auch ein winziges, von unserer alten

Lebensweise vorhanden, gab es noch eine Verbindung zu der sonntäglichen Teegesellschaft, zu den Onkel und Tanten, und vor allem zu Papa. Ich weiss, dass es damit für immer vorbei ist, und finde diese grausame Endgültigkeit schwer zu ertragen. Der Verlust von Mama, jetzt, wo wir so weit von zu Hause weg sind, nimmt mir den Mut und die Kraft. Mein armer Mann versucht alles nur Erdenkliche, um mich aus meiner Trostlosigkeit herauszuholen, doch ohne Erfolg. Ich kapsle mich von ihm und dem Rest der Familie ab.

«Glaubst du, dass deine Eltern das von dir gedacht hätten?», fragt Poldi mich, als wir allein sind.

Ich bleibe zusammengerollt im Bett liegen und verweigere die Antwort.

«Jetzt ist absolut nicht die Zeit für Selbstmitleid. Morgen gehen wir los und sehen uns nach einem geeigneten Raum um, in dem wir ein Geschäft eröffnen können. Wir beide zusammen gegen den Rest der Welt, haben wir das nicht immer gesagt?»

Ich nicke zustimmend wie ein Kind, werde jedoch den Schmerz nicht los. Ich sehe durch das geöffnete Fenster auf die dunkle Strasse hinaus, von wo der durchdringende Gestank Shanghais und das Schreien der Babys zu mir hereindringt, und fühle mich entsetzlich traurig.

## XXV

### *Ten Green Bottles* 1940/41

Wir können uns den Luxus nicht leisten, unseren Verlust zu beweinen. Jetzt, wo Mama tot ist, haben wir keine Zuflucht mehr und fühlen uns, als ob wir plötzlich in eine feindliche Welt gestossen worden wären, in der jeder von uns seinen eigenen Weg finden muss. Ich habe meinen ganzen Mut zusammengenommen und mich bemüht, meiner Depression Herr zu werden. Wenn ich Wiener Musik höre, ruft das alte Erinnerungen hervor, und ich würde am liebsten heulen. Ich vermisse Mama Tag für Tag, habe aber eine Kraft in mir, die mich weiterrückt. Schliesslich sind Poldi und ich jung und gesund, und das Leben liegt noch vor uns. Wir haben unseren mächtigen Feinden ein Schnippchen geschlagen und sind fest entschlossen, gemeinsam zu überleben.

Kurz nach Mamas Tod machen wir uns mit geballter Energie auf, um uns nach einer Gelegenheit umzusehen, wie wir unseren Lebensunterhalt verdienen können. Für Leute, die bereit sind, ihre gesamte Habe aufs Spiel zu setzen und sich ohne Zögern mitten ins Getriebe dieser geheimnisvollen Stadt zu stürzen, gibt es viele Möglichkeiten. Da Arbeitsstellen für Ausländer rar sind, entstanden eine ganze Reihe von Unternehmen, deren Besitzer und Betreiber Flüchtlinge sind. Wie sie sind auch wir zu dem Schluss gekommen, dass es klug ist, hier Fuss zu fassen, damit wir die Zeit, die wir hier verbringen müssen, heil überstehen können.

Die Not macht uns erfinderisch, und so passen wir Einwanderer uns dem kosmopolitischen Milieu von Frenchtown an. Wir machen uns jedes Wissen und jede Fähigkeit, die wir haben, zunutze, um damit Geld

zu verdienen. Einige kochen Speisen, die uns von zu Hause her vertraut sind, und die sie mit Erfolg verkaufen, weil sich die meisten von uns noch nicht an die chinesische Küche gewöhnt haben. Andere fertigen aus leichten Stoffen erschwingliche Kleidungsstücke nach der europäischen Mode an, die für das hiesige heiße Klima besser geeignet sind als die Sachen, die wir von zu Hause mitgebracht haben.

Wir haben für jeden von uns verschiedene Möglichkeiten durchdiskutiert. Mit dem Geld aus Harbin haben inzwischen alle Familienmitglieder eine geeignete Erwerbsmöglichkeit gefunden. Stella und Walter eröffneten vor kurzem ihr «Café de Paris». Willi und Fritz verkaufen in einem kleinen Laden Schuhe, und Erna unterrichtet weiter Sticken im Kloster, wobei sie Lily in ihrer Nähe haben kann.

Was Poldi und mich betrifft, wir sind zu dem Schluss gekommen, dass eine Bar eine gute Idee wäre. Ich habe einschlägige Erfahrungen, und Poldi hat schon einige Erkundigungen eingeholt. Dabei hat er festgestellt, dass er mit einigen Firmen, die Bier und Whiskey aus Amerika und Wodka aus Russland importieren, kommode Zahlungsfristen aushandeln kann. Er hat mit Händlern gesprochen, die in ganz Shanghai alle Sorten von Schnaps vertreiben, ein Produkt, nach dem es eine ständige Nachfrage gibt. Als wir jedoch anfangen, uns nach einer Lokalität umzusehen, stellen wir fest, dass wir eigentlich nicht genug Geld haben, um dieses Projekt allein durchzuführen. Die Leute, die er im Spirituosenhandel kennengelernt hat, bringen Poldi auf eine Idee, wie sich dieses Hindernis beseitigen lässt. Man erzählt uns von einem Etablissement, einer kleinen, aber einigermassen gut gehenden Bar, deren Besitzer einen Teilhaber sucht. Deshalb machen wir uns auf den Weg zu dieser Adresse.

«Bist du sicher, dass wir hier richtig sind?», frage ich, als wir auf verwinkelten Wegen in eine schmutzige Gegend kommen und uns nach den Hausnummern umsehen.

«Es war damit zu rechnen, Nini, dass wir an so einen Ort kommen», sagt er und weicht einem Betrunkenen aus, der zusammengesunken auf

dem Gehweg hockt. Dann nimmt er mich an der Hand, und wir gehen weiter.

Als wir die gesuchte Adresse schliesslich auffindig machen, sehen wir über der Tür das Schild «Marcos Bar», und als wir hineingehen, treffen wir den Besitzer in dem schwach erleuchteten Raum auf einem Barhocker sitzend an. Marco ist ein kräftig gebauter bulgarischer Jude mit einer lässigen Art. Er streckt uns zur Begrüssung seine Pranke entgegen und rutscht mit dem massigen Körper von seinem Sitz herunter.

Er führt uns durch die Bar und macht uns voller Stolz auf die Ausstattung aufmerksam, auf den Tresen mit den Hockern und die Sitznischen. In einer Ecke steht ein Klavier, auf dem abends ein Unterhalter spielt. Nach hinten hinaus liegen ein gut gefüllter Lagerraum und die Toiletten. Die Lizenz zum Ausschank alkoholischer Getränke hängt deutlich sichtbar hinter der Registrierkasse, und überall an den Wänden sind buntfarbige Drucke vom Moulin Rouge in Paris angebracht. Wir einigen uns darauf, dass wir uns mit unserer gesamten Barschaft bei Marco einkaufen und den Rest in Arbeitsstunden abgelten. Als wir uns die Hand schütteln, erschüttert ein herzhaftes Lachen Marcos rundliche Gestalt. Wir sind der Meinung, dass wir alle von diesem Geschäft profitieren werden, stimmen in seine Fröhlichkeit ein und umarmen einander.

Wir haben eine gemütlichere Wohnung gemietet, die zwar nur aus einem Wohn- und einem Schlafzimmer besteht, aber uns darüber hinaus auch ein eigenes Badezimmer mit Toilette bietet. Die Zimmer sind sauber und ordentlich möbliert. Das ist mehr als wir brauchen. Wir sind jetzt in Shanghai eingebürgert, haben hier Fuss gefasst und den Lebensstandard des grössten Teils der europäischen Flüchtlinge erreicht, deren Gesichter uns immer vertrauter werden, wenn wir ihnen auf der Strasse oder im Café begegnen. Wir begrüssen uns in unserer Muttersprache, gehen nur selten unter Chinesen und sind in unserem eigenen Lebenskreis ganz zufrieden.

Im Frühjahr 1940 beginnt sich unsere Teilhaberschaft mit Marco aus-zuzahlen. Wir vermögen etwas für die Zukunft auf die hohe Kante zu

legen, und wer weiss, vielleicht können wir nach Amerika oder England ziehen, wo es zivilisierter zugeht, wenn dieser scheinbar endlose Krieg einmal vorbei ist.

Aber fürs erste gibt es nur Shanghai, einen chaotischen offenen Hafen, der die Schiffe aller Länder mitsamt der durstigen Besatzung aufnimmt. Während des Tages florieren Handel und Geschäfte, wenn sich aber die Dunkelheit auf die Stadt herabsenkt, zeigt sich eine andere Seite von Shanghai, ein widerwärtiges Kaleidoskop verschwommener Gesichter von Menschen, die auf alle Arten von Vergnügungen aus sind. Grelle Neonlichter blinken in schreienden Farben ihre Botschaften: fluoreszierendes Rosa, Grün und Rot, eine Farbensymphonie, die mit ungebremsster Kraft bis zum Sonnenaufgang das Tempo «furoso» durchhält.

Wir sind jeden Abend auf den von Menschen wimmelnden Gehwegen unterwegs zur Bar und kommen dabei an jungen, zartgliedrigen Mädchen vorbei, deren jugendliche Gesichter mit einem aufdringlichen Make-up geschminkt sind. Sie verkaufen sich für eine Mahlzeit oder etwas Opium und machen die Soldaten an, die auf den Strassen zechen. Die Mädchen haben ein kurzes, schreckliches Leben. Sie sind einige von den zahlreichen Betroffenen, die bei Kriegen nie auf den Listen der Verwundeten oder Toten auftauchen.

Unser Weg führt uns über eine Strasse mit Namen Blood Alley. Das Kopfsteinpflaster ist übersät von den getrockneten Flecken des Bluts, das hier geflossen ist. Jeden Abend kommt es innerhalb und ausserhalb der Bar zu gewalttätigen Auseinandersetzungen. Es bleibt nicht aus, dass irgendein Gast etwas Abtrüglisches über das Heimatland eines anderen sagt, und schon ist eine Schlägerei im Gange. Zerbrochene Flaschen, blutige Fäuste und Gesichter, Drohungen und Geschrei sind der Tribut, den ein Abend fordert. Fast ein Jahr ist es her, seitdem wir uns mit Marco zusammengetan haben, und inzwischen sind auch diese Vorkommnisse zu etwas Alltäglichem geworden.

Soldaten umgibt eine Aura melancholischer Einsamkeit, die deutlich zutage tritt, wenn sie betrunken sind. Nach den Kämpfen, wenn Aggres-

sion und körperliche Anspannung nachlassen, fangen sie an zu singen. Undeutlich artikulierende Männerstimmen durchmischen die rauchgeschwängerte Luft mit alten Liedern. Die Engländer haben ein Lieblingslied, das wir schon nach kurzer Zeit wiedererkennen. Sie legen einander die Arme um die Schultern und heben in whiskeyseliger Nostalgie an zu schunkeln und zu singen:

*Ten green bottles hanging on the wall,  
Ten green bottles hanging on the wall,  
And if one green bottle should accidentally fall,  
There'll be nine green bottles hanging on the wall.*

Unter dem geballten Einfluss von Alkohol und Heimweh kann sich selbst ein gestandener Mann bei diesem Lied der Tränen nicht erwehren. Für mich drückt der Text das reine Wesen von Verlust, Zerstörung und Vernichtung aus. Wenn ich nach dem Text und der Inbrunst, mit der sie ihn singen, urteile, scheint mir, dass die Marinesoldaten Erinnerungen an entschwundene Dinge heraufbeschwören. Sicher erinnern sie sich an ihre unschuldige Jugendzeit, sicher denken sie an Freunde, die im Kampf gefallen sind, an ihre Angehörigen zu Hause, die sich an Feiertagen zusammenfinden, an Mutters gute Küche, an eine Freundin oder Ehefrau, an deren lang entbehrte Zärtlichkeit es nur noch eine vage Erinnerung gibt. Ich versuche mir den Zusammenhang zwischen den Worten und der Macht der Gefühle vorzustellen. In meiner Phantasie verwandeln sich die Männer und ihr Lied in eine drastische Moritat, in der alle Verbindungen nach Hause zu Bruch gehen wie die Flaschen im Lied, von denen nur viele scharfkantige grüne Glasscherben übrigbleiben.

*Nine green bottles hanging on the wall,  
Nine green bottles hanging on the wall,  
And if one green bottle should accidentally fall,  
There'll be eight green bottles hanging on the wall.*

Die letzte Strophe wird langsam und getragen gesungen wie ein Trauer-  
gesang:

*One green bottle hanging on the wall,  
One green bottle hanging on the wall,  
And if this green bottle should accidentally fall,  
There'll be nothing left but the smell upon the wall.*

An einem besonders feuchtheissen Sommerabend gerate ich in die wei-  
nerliche Stimmung, die in den Liedern der Seeleute zum Ausdruck  
kommt. Die Luft in der Bar ist wie immer verbraucht: Zigarettendrauch  
vermischt sich mit dem bitteren Bier-, Whiskey- und Schweissgeruch.  
Die Hitze laugt mich aus. Lethargie und Zerknirschtheit versetzen mich  
in eine trübe Stimmung, und ich fühle mich unwohl in meiner Haut,  
während mir in der feuchten Hitze das Kleid am Leib klebt und  
Schweissperlen den Rücken herunterlaufen. Die düstere Melodie des  
Refrains hallt in meinem Kopf wider. Die Luft ist erfüllt von Klavier-  
geklimper, und der Liedtext scheint mir ein Sinnbild meines Lebens-  
kampfes zu sein. Ich frage mich, wie lange meine Kraft noch ausreicht.  
Wie viele «Flaschen» sind in meinem Leben noch übrig? Wie viele see-  
lische Schocks kann ich noch verkraften, bevor ich endgültig in den  
Abgrund falle? Es ist mir in diesem Augenblick vollkommen klar, dass  
das Lied mein Leben abbildet. Ich gehe den Text in Gedanken immer  
wieder durch und verstehe die scharfkantigen Glasscherben als die zahl-  
losen Enttäuschungen, schmerzhaften Trennungen, Verluste und Ent-  
fremdungen, die ich hinnehmen musste. Zerbrochen wie das Glas in der  
Kristallnacht, denke ich.

Ich habe Heimweh nach Wien und sehne mich danach, dass Mama  
mich in ihren Armen hält, als ob ich wieder ein Kleinkind wäre. Ich  
möchte mein altes Leben wiederhaben, meine Freunde, meine Fröhlich-  
keit, meine Jugend. Ich versinke in Schwermut bei dem Lied und voll-  
ends bei der Leere unserer Alltagsroutine. Ich verachte die Nazis für  
das, was sie getan haben, ich verabscheue die Gertüchle der Chinesen



und die allgegenwärtigen Japaner mit ihren Gewehren und ihrer grostuerischen Art. Es ist nicht der Abend, an dem Poldi mich mit Charme oder gutem Zureden in eine bessere Laune versetzen kann, und er kennt mich gut genug, um es gar nicht erst zu versuchen.

Ich stehe stundenlang hinter dem Tresen. Die Männer trinken mit hingebungsvoller Entschlossenheit, bis sie sich schliesslich in dem Zustand des Vergessens befinden, den sie erreichen wollten. Die Wand hinter dem Tresen ist verspiegelt und bis zur Decke mit Glasregalen versehen, auf denen alle möglichen Getränke stehen: Wodka, Whiskey, Cognac, Scotch, Wermut, Importweine und ein Sortiment Liköre. Bierfässer und Kästen mit Flaschenbier sind unten an der Wand gestapelt.

Ich stehe an der Kassenlade, zähle die zerknitterten Geldscheine und ordne sie nach ihrem Wert. Da springt mir plötzlich eine riesige Ratte über die Finger. Ich fange voller Entsetzen an zu schreien und kann nicht wieder aufhören. Es schüttelt mich, und mir wird schlecht. Trotzdem kann ich den schrillen Ton nicht abstellen, der aus meiner Kehle dringt.

Der unbarmherzige Refrain des Lieds von den immer weiter abnehmenden und dabei zerberstenden Flaschen geht mir unaufhörlich im Kopf herum. Ein heftiger Schwindel und panische Angst übermannen mich, und ich habe das Gefühl, in einem Morast zu versinken, wo Schnapsflaschen und Gesichter in bunter Folge um mich herumschweben. Alle Geräusche sind gedämpft und verschwommen.

Marco hat in einer der Sitznischen gegessen. Als ich anfangs zu schreien, ist er so erschrocken, dass er aufzuspringen versucht, dann aber merkt, dass er mit seinem massigen Körper an seinem Sitzplatz eingeklemmt ist. Sein Gesicht ist rot vor Verlegenheit, während er verzweifelt versucht, sich aus seiner misslichen Lage zu befreien. Einige Leute machen sich lustig über ihn, ich aber schreie immer weiter. Ich bin mir vage bewusst, dass Poldi und einige andere Leute sich bemühen, mich zu beruhigen, doch das Lied geht mir unaufhörlich im Kopf herum, und der Gedanke an den Schwanz der Ratte, der meine Haut gestreift hat, lässt mich nicht los.

«Nini, Nini, bitte sei ruhig», flüstert Poldi mir ins Ohr und umfängt mich mit seinen Armen. Er führt mich zu der letzten Sitznische hinten in der Bar. Ich schüttele mich immer noch, habe aber aufgehört zu schreien. Poldi lässt mich einen Augenblick allein, ist aber gleich wieder bei mir. «Hier, Liebling», sagt er freundlich. «Das wird dir helfen.» Er gibt mir ein Gläschen Cognac, der mir sofort ins Blut geht und mich von innen heraus wärmt. Poldi bleibt bei mir und besteht darauf, dass ich den Schnaps austrinke. Es dauert noch eine ganze Stunde, bis ich aufhöre zu zittern.

Poldi bittet Marco, die Bar allein zu schliessen, und bringt mich nach Hause und ins Bett, wo ich mich zitternd wie ein Kind unter der Decke zusammenkauere und darauf hoffe, dass der Schlaf meinen verstörten Geist besänftigt. «Schlaf ein bisschen, Nini», sagt Poldi. «Die Ratte hat dir nichts getan. Du weisst doch, dass es in Shanghai Ratten gibt. Die Stadt liegt schliesslich am Meer. Mach einfach die Augen zu und schlaf, und du wirst sehen, morgen früh ist alles wieder in Ordnung.»

Er küsst mich auf die Stirn und deckt mich sorgsam zu. Schläfrig durch die Wirkung des Cognacs ziehe ich ihn am Arm und frage: «Hast du auch nachgesehen, ob keine Wanzen im Bett sind?» Seit wir verheiratet sind, stelle ich Poldi jeden Abend dieselbe Frage, und jeden Abend versichert er mir, dass er mit seinem Spray alles erledigt hat, was zwischen den Laken herumkroch.

Ich fahre in der Nacht häufig schweissgebadet, mit rasendem Herzklopfen und geballten Fäusten aus entsetzlichen Träumen hoch. Schreckliche Bilder geistern in meinem Kopf herum, von riesigen Ratten, die an unseren Händen und Füßen nagen und uns langsam auffressen, während wir schlafen. Manchmal handeln die Träume von den Nazis, die in ihrer Brutalität Angst und Schrecken verbreiten, indem sie kleine Kinder abschlachten oder ältere Frauen prügeln. Dann wieder geht es in meinen Angstträumen um den neuen Schrecken, die Chinesen oder die Japaner vor unserer Haustür, die uns mit dem stechenden Blick ihrer Schlitzaugen dafür verurteilen, dass wir in ihr Leben eingedrungen sind.

Von ferne sind Geigenklänge zu hören, ein von zerkratzten Schall-

platten aufsteigendes träumerisches Schluchzen, und mein Bewusstsein lässt sich in fiebriger Trance von der Musik davontragen. Ich weiss nicht genau, ob ich betrunken bin, halluziniere oder die Geigen wirklich durch das geöffnete Fenster höre. In unseren beengten Unterkünften verzehren wir Flüchtlinge uns vor Heimweh und versuchen vergeblich, zufällig auftauchende Erinnerungsfetzen der Vergangenheit festzuhalten. Walzer von Strauss, Musik von Mozart, Haydn und Schubert erfüllt häufig die feuchtheisse Luft der Shanghaier Nächte. In meinem Kopf vermischen sich die vertrauten Melodien mit Angst einflössenden Bildern, und ich bemühe mich wieder verzweifelt, Wirklichkeit und Phantasie auseinander zu halten. Es wäre so einfach, sich in den Wahnsinn zu flüchten. Viele haben den Kampf aufgegeben, aber ich setze mich gegen diesen Sog zur Wehr. Unfähig, in einen friedlichen Schlaf zu fallen, wälze ich mich ruhelos die ganze Nacht hindurch in meinem Bett hin und her. Als die Morgensonne schliesslich durch die zerschlissenen Vorhänge dringt, die wir am Fenster aufgehängt haben, habe ich wieder einmal neue Kraft gefunden, um mich der harten Wirklichkeit des Wegs zu stellen, der noch vor uns liegt. Ich bin vollkommen gesund. Es gibt noch mehr «grüne Flaschen» in meinem Leben.

## XXVI

### *Pearl Harbor*

1941

Mama ist auf dem jüdischen Friedhof beigesetzt worden. Ich gehe nach der Beerdigung häufig an ihr Grab. Zu Anfang sind dort nur ein frischer Erdhügel und eine hölzerne Tafel. Mama ist tot, trotzdem habe ich das Gefühl, dass sie noch in meiner Nähe ist, wie damals Papa. Der Kummer schneidet mir wie ein Messer in die Seele, ein heftiger Schmerz, der mich den ganzen Tag begleitet. Einfache Dinge erinnern mich an sie: der Sessel, in dem sie gesessen hat, das Café, in das wir immer gegangen sind, oder irgendeine Passantin, die einen ähnlichen Hut aufhat wie Mama. Nach ein paar Monaten versammelt sich unsere ganze Familie auf dem Friedhof, um dabei zu sein, wenn der Grabstein aufgestellt wird. Diese Zeremonie heisst Enthüllungszereemonie und wird als ein letzter Abschied angesehen.

Danach besuchen wir Mamas Grab, wann immer wir Zeit haben. Wenn Poldi und ich dorthin kommen, sehen wir, dass überall auf dem Grab kleine Steine liegen, Zeichen der Erinnerung, die zum Ausdruck bringen, dass man an sie denkt und sie für alles Gute, was sie im Laufe ihres Lebens getan hat, in Ehren hält. Wir legen einen Kieselstein auf den Grabstein und weinen wieder.

Unser Leben geht weiter wie gewohnt: Wir kümmern uns um die Bar, verbringen Zeit mit unseren Angehörigen und gehen ins Kino oder in ein Restaurant. Genau genommen führen wir ein besseres Leben als zuvor. Die ganze Familie hat reichlich zu essen, und alle haben ein gutes Auskommen. Es gelingt uns trotz unserer Trauer, in dieser abnormen Umgebung ein gewisses Mass an Normalität herzustellen.

«Zugegeben, es ist nicht Wien», hören wir häufig Leute in dem vertrauten Wiener Idiom sagen, und sie setzen sofort hinzu: «Aber wir können uns frei bewegen, wenigstens im Augenblick. Wenn wir das Essen überstehen, gesund bleiben und uns bei den Japanern nicht unbeliebt machen, ist alles gar nicht so schlimm.» Der Meinungs austausch endet mit einem Lächeln und einem Nicken.

Immer wieder gehen unsere Gefühle mit uns durch. Mal haben wir einen Anfall von guter Laune und albern herum, mal sind wir deprimiert, wenn wir uns an Wien erinnern und warum wir nicht mehr dort sind. Es geht da allen Flüchtlingen gleich. Wer könnte in einer dermaßen chaotischen Umgebung ständig ausgeglichen und vernünftig sein? Aber auch in der Bibel werden die Juden als zähe Überlebenskünstler dargestellt und als «halsstarriges» Volk bezeichnet.

«Wir sind eben doch ein gut organisiertes Volk», sagt Poldi eines Tages zu mir, während er die jüdische Zeitung liest. Sie wird jetzt in Shanghai gedruckt und von den meisten jüdischen Flüchtlingen gelesen, weil sie über das aktuelle Tagesgeschehen und alle möglichen Veranstaltungen berichtet. «Das ist wahrscheinlich eine Möglichkeit, nach all den Turbulenzen wieder eine gewisse Ordnung in unser Leben zu bringen», setzt er mit einem schiefen Lächeln hinzu. «Selbst auf unserer Wanderung durch die Wüste musste Moses uns die Zehn Gebote besorgen.»

Die grösste Flüchtlingsorganisation in Shanghai ist die «Jüdische Gemeinde mitteleuropäischer Juden», für den Alltagsgebrauch abgekürzt in «Jüdische Gemeinde». Es ist eine Dachorganisation aller religiösen Richtungen, vom orthodoxen bis zum Reformjudentum, mit einem breiten Spektrum von Leistungen und Unternehmungen. Die geschaffenen Einrichtungen umfassen unter anderem jüdische Bildungsanstalten, das Angebot von koscherem Fleisch aus ritueller Schlachtung, Fürsorgeleistungen und jüdische Krankenhäuser. Die Jüdische Gemeinde organisiert auch religiöse Zeremonien und stellt in Übereinstimmung mit den chinesischen Gesetzen Geburts-, Todes-, Heirats- und Scheidungsurkunden aus.

Es gibt schon zahlreiche Synagogen, in denen Trauungszeremonien abgehalten werden. Die sephardischen Synagogen «Beth Aharon» und «Ohel Rachel» haben den Menschen, die hier lebten, bevor wir hierherkamen, einen Andachtsraum zur Verfügung gestellt. Sie haben etwas andere Gebräuche als wir Juden europäischer Herkunft, deshalb versammeln wir uns in der «Ashkenasi Oihel Moishe Synagoge», in der Rabbi Ashkenasi Poldi und mich getraut hat; was für ein interessanter Name für den Oberrabbiner von Shanghai, denke ich immer wieder. Ein jüdisches Krankenhaus hat den Betrieb aufgenommen, in dem Ärzte, die in Wien Berufsverbot hatten, inzwischen Leben retten und Babys zur Welt bringen helfen.

Wir haben viele verschiedene Vereine und Hilfsorganisationen, zu denen auch die ORT (Organization for Rehabilitation through Training) gehört, die 1880 in Russland gegründet wurde, um der ländlichen Bevölkerung praktische Fertigkeiten beizubringen. In Shanghai, in Wien und anderswo bietet sie Menschen, die sich in einer schwierigen Übergangsphase befinden, die Möglichkeit zur Weiterbildung an.

Da Juden immer wieder vertrieben werden und Hilfe zur Neuorientierung brauchen, um sich in andere Gesellschaftsordnungen integrieren zu können, besteht die ORT noch immer, und nachdem Tausende von uns nach China umgesiedelt sind, brauchen wir sie mehr denn je. Leute, die zu Hause Musiker und Akademiker waren, hier aber Fertigkeiten benötigen, die besser zu vermarkten sind, werden auf handwerkliche Berufe umgeschult. Männer werden zu Mechanikern, Frauen zu Schneiderinnen ausgebildet. Auf diese Weise will unser Volk dafür sorgen, dass wir Juden, wo wir auch sind, für ein anderes Land nicht zur Belastung werden, indem wir den Wohlfahrtsverbänden auf der Tasche liegen oder, schlimmer noch, betteln gehen. Wir versuchen es selber zu schaffen, indem wir uns anpassen, wo immer wir im alltäglichen Lebensprozess wieder auftauchen. Wir wünschen uns «Normalität», aber genau das ist es, was wir nicht haben können. «Normalität» bedeutet Frieden, und was auch immer wir tun, wir leben nicht in einer friedlichen Welt.

Sobald wir die Gedanken an den Krieg verdrängt haben, erinnert uns eine Radionachricht oder eine Zeitungsschlagzeile an Ereignisse, die uns wieder mitten in den Sturm hineinziehen. Es ist inzwischen Dezember geworden, und mit dem Anbruch der Wintermonate werden sich unweigerlich mehr Leichen erfrorener Menschen auf den Strassen finden. Wir machen uns in unseren warmen Mänteln in der kalten Abendluft auf den Weg zur Bar. Da wir bis spät in der Nacht auf sind, verschlafen wir den grössten Teil des Tages und erfahren die neuesten Nachrichten erst, wenn wir in der Bar ankommen. Als wir aber am Abend des 7. Dezember die Strassen entlangeilen, liegt eine ungewohnte Beklommenheit in der Luft, und wir registrieren ein Wirrwarr aufgeregter Stimmen. Auf den Strassen herrscht eine noch grössere Betriebsamkeit als sonst, und wir hören eine Frage, die immer und immer wieder gestellt wird: «Glaubt ihr, dass die Amerikaner den Japanern den Krieg erklären?»

Jeden Abend, bevor die Bar öffnet, sitzen wir mit Marco am Radio und hören uns die neuesten Nachrichten an. Der Empfang ist schlecht, und das macht sich an den Stimmen, die aus dem Knistern und Knacken hervordringen, als Halleffekt bemerkbar. Als wir an diesem Abend in die Bar kommen, sitzt Marco wie gewöhnlich auf seinem Barhocker und hält den Kopf lauschend zu dem grossen, lärmenden Holzkasten auf dem Tresen hingeneigt.

«Hast du was Neues gehört?», fragt Poldi.

«Sie haben den ganzen Tag darüber berichtet. Es ist heute Morgen passiert. Ich höre gerade eine amerikanische Nachrichtensendung», sagt Marco, während er den Sender einstellt und das Radio lauter macht, damit wir die Worte verstehen können.

Der Sprecher klingt aufgeregt. Man hört das Rascheln von Papieren, in denen heftig geblättert wird, gefolgt von einer kurzen Pause, dann fährt der Sprecher fort: «Meine Damen und Herren, am frühen Morgen ist der amerikanische Flottenstützpunkt Pearl Harbor in Honolulu bombardiert worden. Der erste verheerende Angriff auf unsere Streitkräfte fand um 7 Uhr 53 statt. Ein zweiter folgte um 8 Uhr 55. Zahlreiche

Kriegsschiffe und Flugzeuge sind zerstört worden. Genaue Zahlen über die Todesopfer liegen noch nicht vor, aber die Schätzungen belaufen sich auf mehr als zweitausend Tote. Unsere Nation steht unter Schock. Es wird erwartet, dass Präsident Roosevelt Japan den Krieg erklärt. Betet für unsere Brüder und Schwestern im Ausland, und Gott schütze Amerika.»

Ich fahre in ungläubigem Erstaunen mit der Hand an den Mund.

«Tja», sagt Poldi, «jetzt stecken die Amerikaner mit da drin, ob sie wollen oder nicht.»

«Und das direkt vor unserer Haustür», fügt Marco hinzu und setzt ein Glas Bier an die Lippen. «Das haben die Japsen geschafft, sie haben die Amis da mit reingezogen, die ganze verdammte amerikanische Armee.»

«Und was passiert jetzt?», frage ich mich laut.

«Wer weiss, wie sich das auf uns Flüchtlinge auswirkt? Das kann man in Shanghai nie sagen, stimmt's?», gibt Marco mit einem breiten Lächeln zur Antwort.

Er trinkt sein Bier aus und stellt das Glas auf den Tresen, dann zeigt er mit erhobenen Armen in Richtung Eingangstür und ruft: «Lasst uns die Tür öffnen, meine Freunde. Krieg oder Frieden, das Geschäft muss weitergehen.»

Als eine lärmende Horde Soldaten hereindrängt, sagt Poldi dem Klavierspieler, dass er lauter spielen soll, irgendein flottes, schmissiges Stück, das ins Ohr geht. Der Krieg im Pazifik ist das Gesprächsthema Nummer eins. Die Kriegsfront in Europa war zu weit weg, um sich auf das Leben in Asien nachhaltig auszuwirken, nun aber hat der Krieg die Region mit einem Donnerschlag erfasst. Wir befinden uns mitten im Zentrum der jüngsten Auseinandersetzung.

Wir lauschen an diesem Abend an der Bar gebannt den neuesten Nachrichten aus aller Welt. Präsident Roosevelt erklärt mit angespannter Stimme, dass der 7. Dezember 1941 als «Tag der Schande» in die Geschichte eingehen wird. Er sagt, dass der Angriff vorsätzlich und ohne Grund gestartet worden ist, und verspricht, einen gerechten Krieg zu führen, bis der vollständige Sieg errungen ist.



Es hat ganz den Anschein, als ob uns Gewalt und Zerstörung sogar bis ans andere Ende der Welt gefolgt seien. Pearl Harbor ist für uns Flüchtlinge zu einem neuen Markstein geworden – wir reden bereits von «vor» oder «nach» Pearl Harbor, wenn wir bestimmte Ereignisse erwähnen. Schon unmittelbar am Tag nach dem Angriff beginnt sich unsere Situation zu verändern.

Vor Pearl Harbor haben die Japaner die internationalen Bezirke weitgehend respektiert, wenn es dort auch von Zeit zu Zeit zu Zwischenfällen gekommen ist, und wir haben weitgehend in Frieden gelebt. Jetzt aber gehen sie zu einer Politik der harten Hand über. Wie die Nazis in Europa breiten sich die Japaner in ganz Shanghai aus. Private Kunstsammlungen werden geplündert, dann werden in schneller Folge die Villen der herrschenden Klasse, die Börse und ausgedehnte Fabrikanlagen von den japanischen Machthabern beschlagnahmt. Das schöne, prächtige Wahrzeichen, das Cathay Hotel, ist inzwischen Quartier für japanische Offiziere. Hotelgäste wurden rücksichtslos an die Luft gesetzt. Viele Reiche, die Bürger eines der alliierten Staaten sind, werden verhaftet und in ein Lager vor der Stadt gesteckt. Ich erinnere mich an General Whitehall und seine arrogante Frau aus dem Bolero Club, als wir lesen, dass die Briten besonders rüde behandelt, aus ihren luxuriösen Wohnungen vertrieben und in schmutzige Lager verschleppt werden. Die Bürohäuser der Sassoons werden zu einer Propagandazentrale umfunktioniert. Wo wir hingehen, sehen wir Zeichen der Veränderung, und die allgegenwärtige japanische Fahne mit den ausfächernden Strahlen der roten Sonne flattert drohend in der Luft.

Zwar ist unser Leben nach wie vor unsicher, aber die jüdischen Flüchtlinge in Shanghai sehen in dieser plötzlichen Veränderung einen Grund zum Optimismus. In den jüdischen Zeitungen wird die Nachricht von halbwegs optimistischen Kommentaren begleitet. Wenn wir mit anderen Flüchtlingen oder mit unseren Angehörigen sprechen, ist immer wieder dieselbe vorsichtige Formulierung zu hören. Vielleicht, heisst es da, vielleicht ergibt sich für uns dadurch ja eine Möglichkeit, von hier wegzukommen. Bis jetzt haben sich die Amerikaner für den

Fernen Osten nicht sonderlich interessiert, und die Aussicht, Hilfe von ihnen zu bekommen, war nur gering; nachdem nun aber ihr Zorn erregt worden ist und sie in den Krieg hineingezogen wurden, stolpern sie vielleicht über uns, die wir hier in dieser fernen Enklave leben, und retten uns.

Rundfunk und Zeitungen werden von den beinharten japanischen Besatzungstruppen strenger kontrolliert als je zuvor. Wir bekommen Informationen von draussen fast nur noch aus dem jüdischen Untergrund, Leuten, die eine geheime Kurzwellen-Anlage betreiben. Von dort erfahren wir die Auswirkungen, die die Bombardierung von Pearl Harbor gehabt hat: Die ganze Welt befindet sich nun im Kriegszustand.

Trotzdem leben wir so weiter wie bisher. Die Bar ist weiterhin geöffnet, aber die Briten und die Amerikaner bleiben aus. Unsere Gäste sind hauptsächlich japanische und koreanische Soldaten.

«Die Briten und die Amis fehlen mir», sage ich eines Abends zu Poldi, als wir die Bar schliessen. «Ich kann mit den Asiaten nicht reden, ich verstehe sie nicht. Ausserdem finde ich sie irgendwie ungehobelter.»

«Sie haben tatsächlich raue Sitten», antwortet Poldi, «aber es sind auch mächtige Trinker, und das ist gut fürs Geschäft; und wahrscheinlich sind sie auch keine grösseren Krawallmacher als die anderen.»

Wir machen uns im Morgengrauen auf den Heimweg, eine Zeit, um die es in Shanghai am ruhigsten ist, kurz bevor das frühmorgendliche Getriebe wieder beginnt. Es kommt mir vor, als wäre die Stadt so müde wie ich, zermürbt von dieser ganzen Anfeindung der chinesischen Bevölkerung und ihrem Leid. Die Sonne taucht langsam hinter dem Horizont auf, und es scheint so, als würde sie diesen schlimm zugerichteten, von Feindseligkeit beherrschten Flecken Erde nur ungern wieder bescheinen.

Zu Hause lassen wir uns nach einem Gutenachtkuss und dem Wunsch nach einer besseren Zukunft ins Bett fallen. Die Müdigkeit überwältigt uns. Bevor ich entschlummere, sage ich mit schläfriger

Stimme zu Poldi: «Meinst du, dass uns diese Bombardierung etwas bringt? Meinst du, es ist möglich, dass wir gerettet werden?»

Aber Poldi schnarcht bereits.

Für die jüdischen Flüchtlinge oder «Shanghailanders», wie wir uns nennen, hat sich die Welt wieder einmal verändert. Die japanische Regierung hat ihr Vorhaben gut organisiert. Am Morgen nach dem Angriff auf Pearl Harbor zieht ein Aufmarsch von militärischen Verbänden den Damm entlang. Wir hören im Rundfunk davon – von einer eindrucksvollen Machtdemonstration mit Panzerkolonnen, bewaffneten Soldaten und Hunderten Fahnen mit der roten Sonne, die über dem Ganzen flattern, und es gibt keinen Zweifel an der Absicht, die dahintersteckt. Es sind die selbsternannten Eroberer, die jetzt offen die Herrschaft über ganz Shanghai übernehmen. Mit allenthalben an Pfosten und Gebäuden sichtbaren Anschlägen gibt Japan seine Kriegserklärung an Amerika und Grossbritannien bekannt.

Zwar sollen Zusammenkünfte im Gemeindezentrum und in der Synagoge stattfinden, aber wir beschliessen, nicht hinzugehen. Unsere Familie trifft sich bei Stella. Wir wärmen uns die Hände über dem Heizofen, doch die Warmluft, die er abgibt, reicht nicht aus, um die erste Kälte des bevorstehenden Winters zu vertreiben. Das Zimmer ist ziemlich voll, denn alle sind gekommen, auch Dolu und Eva, die im russischen Viertel wohnen. Wir bilden eine verschworene Gemeinschaft. Nur wir Familienmitglieder. Und wir vertrauen nur einander und sonst niemandem.

Nachrichten sind für uns nicht nur irgendwelche Meldungen, die wir im Rundfunk hören. Geschichte ist nicht etwas, das man in Büchern liest. Es ist unsere Wirklichkeit, unser Leben. Wir sind unmittelbar betroffen von dem politischen Wahnsinn, der sich da zusammenbraut. In warme Wollsachen eingepackt, die Hände um die heisse Kaffeetasse gelegt, bedienen wir uns von den Keksen und der Haselnusstorte, die Stella in der jüdischen Bäckerei ein paar Häuser weiter unten in der

Strasse aufgetrieben hat. Wir sind hier zusammengekommen, um über die politische Lage zu sprechen und um auf Poldis Rückkehr zu warten. Er ist zum Büro der Jüdischen Gemeinde gegangen, wo er sich gewöhnlich die neuesten Informationen verschaffen kann.

Als Poldi zurückkommt, begrüsse ich ihn an der Tür. Er hat nur einen leichten Mantel an und reibt sich die Hände, um sie zu wärmen; dann nimmt er dankbar die Tasse heissen Kaffees mit den drei Stückchen Zucker entgegen, die ich ihm reiche.

Während er Hut und Mantel ablegt, fangen alle gleichzeitig an, ihn mit Fragen zu bombardieren. «Erzähl mal, was hast du erfahren, Poldi. Was bedeutet das alles für uns?», will Stella wissen.

«Und was werden die Japaner jetzt tun?», setzt Walter hinzu.

Poldi, immer noch damit beschäftigt, sich aufzuwärmen, antwortet ihm: «Die Japaner haben sich ins Rampenlicht gedrängt. Sie wollen auch etwas abhaben von dem Ruhm, den Hitler für sich reklamiert.»

«Sie können den Hals nicht vollkriegen, diese Schweinehunde», ruft Walter aus. «Die wollen immer mehr. Ich frage mich, ob denen die ganze Welt überhaupt reicht.»

«Mit jedem weiteren Brocken Europa, den die Nazis verschlingen, wächst ihr Appetit», meint Fritz. «Jetzt beanspruchen die Japaner ein grösseres Stück für sich und spielen mit den Nazis Tauziehen wie kleine Jungen auf dem Schulhof.»

«Bloss ist das hier ein Spiel auf Leben und Tod», sagt Stella seufzend.

«Als Deutschland Frankreich niederwarf, teilte Hitler seine Beute mit den japanischen Verbündeten», sagt Dolu, «aber Hirohitos Gier war nur vorübergehend gestillt, nachdem er Indochina und Thailand als Anteil bekommen hatte. Er hat weit grössere Ambitionen.»

Eva sitzt still neben Dolu. Sie ist dunkelhaarig, ein wenig pummelig, gut gekleidet und wohlgezogen. Sie spricht Deutsch mit russischem Akzent und ist ganz verliebt in ihren Mann. Sie widerspricht ihm selten in der Öffentlichkeit. Sie sieht ihn bewundernd an, nickt und lächelt, wenn er etwas sagt.

«Du hast ganz Recht, Bruder», antwortet Poldi. «Die Japaner haben es darauf abgesehen, den ganzen Fernen Osten zu kontrollieren. Sie betrachten sich als Herrenrasse unter den asiatischen Völkern. Sie sind entschlossen, sich von nichts und niemandem aufhalten zu lassen, weder von den Amerikanern noch von den Briten noch von sonst irgendjemandem.»

«Aber was machen wir Juden jetzt in diesem ganzen Schlamassel? Wir sind vor Hitler davongelaufen, und jetzt verschlingt uns ein anderes Ungeheuer», ängstigt sich Erna mit sorgenzerfurchter Stirn und sieht Lily an, die ihren Kuchen mampft. «Gott im Himmel, was sollen wir jetzt bloss anfangen?»

«Ich habe erfahren», sagt Poldi, «dass die Japaner die Jüdische Gemeinde nicht nur als eine religiöse und karitative Organisation, sondern auch als unsere offizielle Vertretung anerkennen. Im Moment haben wir keine Veränderungen zu befürchten, aber wer weiss.»

Verblüfft über die neue Wendung, die die Dinge genommen haben, antworte ich Poldi: «Ich verstehe einfach nicht, warum Hirohito unbedingt von den Alliierten unter Beschuss genommen werden wollte. Hat ihm die Auseinandersetzung mit den Chinesen nicht gereicht?»

«Du musst verstehen, was die Japaner zu all dem treibt, Nini», antwortet Poldi. «Machthunger ist nicht so leicht gestillt. Es ist wie mit der Opiumsucht; das Verlangen nach der Droge wird immer grösser und treibt den Süchtigen dazu, immer mehr davon zu konsumieren, bis sich das Gift im ganzen Körper ausgebreitet hat und ihn schliesslich umbringt. Hirohito will die uneingeschränkte Herrschaft über Asien. Die amerikanische Flotte in Pearl Harbor war ein Hindernis auf dem Weg dahin.»

«Aber welche Auswirkungen hat das für uns?», fragt Willi. «Was passiert jetzt mit uns?»

«Wir interessieren die Japaner nicht», antwortet Walter im Brustton der Überzeugung. «Wir sind für sie belanglos. Sie unterscheiden ja innerhalb der weissen Rasse nicht nach Religionszugehörigkeit. Für sie sind wir alle gleich.»

Poldi ist da anderer Meinung. «Ich weiss nicht, ob die Deutschen da nicht ein Wörtchen mitreden wollen.»

«Ich kann mir nicht vorstellen», unterbreche ich ihn, «dass sie an uns hier in diesem Niemandsland, so weit weg von der europäischen Zivilisation, ein Interesse haben.»

Und so geht es weiter: Rede und Gegenrede, Spekulationen, Befürchtungen. In einem sind wir uns aber alle einig, dass uns nur die amerikanische Kriegsbeteiligung retten kann. Wir trinken Kaffee und rauchen fast alle Zigaretten auf, bis der Abend zu Ende ist.

Zu Hause sprechen Poldi und ich noch über die jüngste Kriegsentwicklung, während wir uns für die Nacht zurechtmachen. «Meinst du, dass wir von hier noch mal wegkommen können?», frage ich ihn.

«Es ist nirgendwo mehr sicher», antwortet Poldi ernst. «Ich werde morgen an Leon schreiben, ob bei ihm alles in Ordnung ist. In Harbin gelten wahrscheinlich dieselben Regeln wie in Shanghai, aber vielleicht hat er noch irgendwelche anderen Informationen, die er mir geben kann. Ich weiss wirklich nicht, wie es jetzt mit uns weitergeht.»

«Die USA werden kaum Interesse daran haben, noch mehr Flüchtlinge in ihr Land zu lassen, jetzt, wo sie sich im Krieg befinden», sage ich seufzend.

Poldi macht das Licht aus, und wir liegen da und starren in die Dunkelheit. «Wenn Hitler in Europa besiegt wird und wenn die Amerikaner hier die Japaner schlagen, dann ist die Welt vielleicht wieder frei, und es tun sich einige Türen auf», sagt er. «Im Moment sind wir nur Schachfiguren in diesem Spiel. Wir können nur abwarten, bis es zu Ende ist.»

## XXVII

### *Hongkou* 1942/43

Von den Schlachtfeldern Europas bis zum Pazifischen Ozean, die Fangarme des Krieges breiten sich immer weiter aus auf der Suche nach den Flüchtlingen, die vergeblich versucht haben, sich ihrem Zugriff zu entziehen. Wir beten, dass die Amerikaner uns befreien, doch die Hoffnung nimmt rapide ab.

Die Anstrengung, die es kostet, in dieser Atmosphäre den Alltag zu bewältigen, steht allen ins Gesicht geschrieben. Die Menschen auf der Strasse nehmen sich kaum Zeit, stehen zu bleiben, um miteinander zu reden. Die Cafés sind meistens leer, und Stella hat mir gesagt, dass die Geschäfte schlecht gehen.

Unsere Geschäfte gehen allerdings gut, da die Leute ihre Sorgen zu jeder Zeit im Schnaps ertränken. Jeden Abend kann es vorkommen, dass ein koreanischer Soldat ein Messer aus dem Stiefel zieht und damit in bedrohlicher Nähe eines japanischen Uniformierten herumfuchelt. Immer wieder muss Poldi bei einer Schlägerei schlichtend eingreifen. Er ist klein und dünn, doch das hält ihn nicht ab. Und nicht selten trägt er auch Blessuren davon.

«Was ist das bloss für eine Branche!», sage ich, während ich eine Schwellung über seinem Auge verarzte.

«Nicht unbedingt das, was wir uns einmal erträumt haben, was, Nini? Trotzdem verdienen wir nicht schlecht, und ich hoffe, das bleibt auch so. Der Krieg wird eines Tages zu Ende sein, Liebling, und dann kommen auch wieder bessere Zeiten. Ich glaube nach wie vor fest daran.»

«Du bist schon immer optimistischer gewesen als ich. Weissst du, du hast ein riesiges Veilchen am Auge und redest von besseren Zeiten.

Kampfflugzeuge jagen über uns in der Luft herum, und du denkst an Frieden.»

Poldi zuckt zusammen, als ich den Schnitt über seiner Augenbraue mit Jodtinktur betupfe. «Denk immer daran, wo wir sind, Nini. Vergiss das nie. Ich halte es mir auch immer wieder vor Augen, um nicht aufzugeben. Wir haben es fast ausschliesslich unserem Verstand zu verdanken, dass wir alle Widrigkeiten überstehen konnten – Anfeindungen, Armut, Lebensmittelrationierung, Mangel, Krankheit, Heimweh...»

«Ja, und noch vieles mehr», unterbreche ich seine Aufzählung. «Aber jetzt zeichnen sich hier ähnliche Dinge ab wie in Europa. Die Zeitungen gehen dazu über, antisemitische Artikel abzudrucken, in denen man unsere Ausweisung fordert. Jedes Mal, wenn ich so etwas lese, läuft es mir eiskalt den Rücken herunter. Das ist doch die reinste Nazipropaganda.»

Bis jetzt sind wir wie alle anderen Europäer behandelt worden. Die jüdische Flüchtlingsgemeinde hat dem japanischen Militär keine Probleme bereitet: Wir bleiben im Verborgenen, sind nicht in die politischen Auseinandersetzungen mit den Chinesen verstrickt und verursachen auch keine zusätzlichen Unannehmlichkeiten.

Gegen die Turbulenzen, die sich in der ganzen Region ausbreiten, können wir uns nur auf eine Weise wehren: indem wir unbeirrt bei unseren gewohnten Routinen bleiben. Der Krieg greift auf uns über, aber wir müssen weitermachen wie bisher. In unsere warmen Mäntel gehüllt, um uns gegen den kalten Dezemberwind zu schützen, gehen wir jeden Abend Arm in Arm und raschen Schritts die bekannten Strassen entlang zu Marcos Bar.

Er ist stets vor uns da, um die Bar zu öffnen, und sitzt, wenn wir eintreten, wie immer auf seinem Hocker neben dem Radio. Die Registrierkasse ist aktualisiert, die Alkoholbestände sind aufgefüllt, und die Tür ist offen, um die Gäste hereinzulassen. Dann überlässt Marco uns die Bar und gebigt sich in dem für ihn typischen Seemannsgang in sein



Privatbüro im hinteren Teil des Hauses, schliesst sich ein und verbringt dort den grössten Teil der Nacht. Uns ist diese Heimlichtuerei von Anfang an aufgefallen, aber erst vor kurzem hat Marco so viel Vertrauen zu uns gefasst, dass er offenbarte, was er da drinnen treibt: Er hat in dem Zimmerchen einen Kurzwellenempfänger versteckt, mit dem er die Nachrichten der jüdischen Amateurfunker abhört.

Wir mussten ihm hoch und heilig versprechen, seine Privatsphäre zu respektieren und keine Fragen nach seiner Beziehung zu diesem Geheimbund zu stellen. Das hat sich für alle Beteiligten als zufriedenstellend erwiesen: Wir verlangen nicht mehr von ihm, als dass er uns informiert, wenn es etwas Neues gibt.

Erst kurz bevor die Bar geschlossen wird, taucht Marco für gewöhnlich wieder auf. Heute Abend jedoch verlässt er trotz der Gäste, die noch in den Sitznischen hocken, sein Zimmer und kommt schnaufend und mit schweissbedecktem Gesicht schweren Schrittes auf uns zu. Poldi und ich sind beunruhigt über sein plötzliches Erscheinen und seinen Gesichtsausdruck. Er hievt sich auf seinen Barhocker und beugt sich mit einem tiefen Seufzer zu uns.

Die japanischen Soldaten, die schon betrunken sind und immer noch mehr Schnaps hinunterschütten, lachen heiser. Wir blicken nach allen Seiten, um uns zu versichern, dass sich niemand für unsere Unterhaltung interessiert, und rücken dichter an Marco heran, um zu verstehen, was er sagt.

«Die Lage spitzt sich zu, Freunde. Es sieht diesmal nicht gut aus, gar nicht gut», sagt er und fährt sich mit einem grossen weissen Taschentuch übers Gesicht.

«Was ist passiert?», fragt Poldi.

Marco antwortet flüsternd: «Hitler hat einen berüchtigten Mann, den SS-Standartenführer Josef Meisinger, hierher nach Shanghai entsandt. Er soll einer von Hitlers grausamsten Schergen sein und ist unter der Bezeichnung ‚Schlächter von Warschau‘ bekannt. Es heisst, dass er Jagd auf die Juden macht, die entkommen sind.»

«Gibt es sonst noch etwas, Marco? Weissst du noch mehr?», fragt Poldi.

«Nur, dass er hierher kommt, um mit dem japanischen Oberbefehlshaber die ‚Lösung der Judenfrage in Asien‘ zu erörtern.

«Das reicht meiner Meinung nach», sage ich und bin noch nervöser als ohnehin schon.

«Verdammte Nazis», sagt Marco lauter, «nicht mal hier lassen sie uns in Frieden leben.»

«Schht, Marco», sage ich voller Angst, dass man ihn versteht.

«Sie verlangen, dass die Japsen mit ihnen kooperieren, sonst wollen sie ihre Unterstützung für den Pazifikkrieg aufkündigen.»

«Bist du dir da sicher oder ist das vielleicht nur ein Gerücht?», fragt Poldi.

«Ich bin mir absolut sicher. Wir werden es noch früh genug erleben. Behaltet es aber einstweilen noch für euch. Ich gehe noch mal nach hinten, um zu hören, ob es sonst noch etwas gibt.»

Mit gesenktem Kopf geht er langsam in Richtung Hinterzimmer; es ist deutlich zu sehen, dass von seiner gewohnten sanguinischen Stimmung nicht mehr viel übrig ist.

Am frühen Morgen auf dem Heimweg sprechen wir über das, was wir von Marco erfahren haben. Wir hoffen, dass es nur ein unsinniges Gerücht ist, stellen aber fest, dass wir nicht die Einzigen sind, die die Nachricht von Meisingers Ankunft in Shanghai und seinen bevorstehenden Gesprächen mit den Japanern gehört haben. Schon bald ist die jüdische Gemeinde durch die Nachricht zutiefst geschockt.

Am Abend kommt Willi bei uns vorbei. «Die Deutschen sind im Anmarsch», sagt er. Er hat es sich zur Gewohnheit gemacht, uns auf dem Heimweg von der Arbeit kurz zu besuchen, bevor wir zur Bar aufbrechen müssen. «Was in aller Welt können wir tun?»

Auch Poldi fällt nichts Aufmunterndes ein. Wir holen unsere Zigaretten heraus und reichen die Streichhölzer herum.

«Na gut», sagt Poldi schliesslich, «vielleicht holen uns die Yankees diesmal heraus.»

«Wenigstens sind die Amerikaner nach der Bombardierung von Pearl Harbor so in Rage, dass sie in den Krieg eingetreten sind. Wenn die Al-

lierten gewinnen, dann haben wir vielleicht eine Chance, hier herauszukommen.»

Wir gehen zu Zusammenkünften der jüdischen Gemeinschaft, wo wir häufig Dolu und Eva treffen, die in die russische Kolonie integriert sind. Wie die europäischen Juden zerfallen auch die jüdischen Flüchtlinge je nach Sprache und religiöser Ausrichtung in verschiedene Gruppen, doch da die Nazis sich anschicken, uns anzugreifen, halten wir alle zusammen. Wir hören dem Redner zu, der ein paar neue Überlegungen vorträgt. Er ist offensichtlich orthodox, ein Mann in mittleren Jahren mit einem grauen Bart, einer Brille und einem schwarzen Hut auf dem Kopf.

«Seit Pearl Harbor verändert sich hier alles rapide, wie Sie alle wissen. In guten Zeiten – und Sie fragen sich vielleicht, haben wir je gute Zeiten gehabt?» Er hält inne, da vereinzelt Lachen zu hören ist. Dann fährt er fort: «In guten Zeiten ist gegen Splittergruppen nichts zu sagen. Jetzt aber müssen wir uns den Japanern als eine geschlossene Front präsentieren, wir brauchen eine Gruppe, die uns alle vertritt.»

Er erklärt uns, dass man eine Gruppe mit dem komplizierten Namen «Dachorganisation der Vertreter Shanghaischer Jüdischer Gemeinschaften» gebildet hat. Sie vertritt die Interessen aller Juden.

Die Ausführungen des Redners sind unterhaltsam und informativ, und wir gehen anschliessend mit einem zufriedenen Gefühl nach Hause.

Die Japaner geraten von allen Seiten in Bedrängnis, seit die Amerikaner in den Krieg eingetreten sind. Als Besatzungstruppen befinden sie sich in China auf feindlichem Territorium. Ihre deutschen Verbündeten haben andere Prioritäten, als ihnen zu Hilfe zu kommen. Wichtiger für Deutschland scheint der Antisemitismus zu sein, der keineswegs an den Grenzen des europäischen Kontinents Halt macht.

Wir hören Gerüchte über Gespräche, die zwischen beiden Achsenmächten stattfinden. Die Japaner haben uns als Wirtschaftsfaktor in Shanghai toleriert, denn als solcher bewähren sich die Juden schon seit

vielen Jahren. Um unsere Vernichtung rational begründen zu können, müssen die Japaner erst lernen, darin einen Vorteil für sich zu erkennen. Die Deutschen versuchen deshalb, sie davon zu überzeugen, dass ihr Reichtum an Kriegsgerät und auch die privaten Vermögen hoher Nazischergen grösstenteils dem straflosen Diebstahl jüdischen Besitzes in ganz Europa zu verdanken sind. Zwar misstrauen die Deutschen und die Japaner einander, doch es eint sie das Ziel, die Weltherrschaft zu erringen.

Vieles hat sich nach Pearl Harbor verändert. Alle Geschäftsunternehmen in ausländischem Besitz werden unter japanische Aufsicht gestellt. Bankkonten werden eingefroren, und ausser begrenzten Beträgen für das Lebensnotwendigste kann man kein Bargeld mehr abheben. Benzin ist kaum noch zu bekommen, und Busse fahren auch nicht mehr. An die Stelle des Verkehrschaos ist in der Innenstadt das weit gemächlichere Bild von Fussgängern und Rikschas getreten. Hauptverkehrsmittel ist nun selbst für die Betuchten das Fahrrad geworden.

Im Frühjahr 1943 müssen Poldi und ich in das Gebiet des früheren International Settlement, das jetzt von den Japanern kontrolliert wird. Wir sind dorthin gegangen, um mit einem Schnapslieferanten zu sprechen, der in letzter Zeit nicht pünktlich geliefert hat. Wir wollen uns versichern, dass es in Zukunft keine Ausfälle mehr gibt.

Wir gehen, vertieft ins Gespräch, den Damm entlang, als wir plötzlich Lärm hören und Menschen zusammenlaufen sehen. Die Deutschen machen in einem ersten Schritt auf dem Weg zur Vorherrschaft hier auf ihre Anwesenheit aufmerksam. Ihre Truppe demonstriert Stärke und protzt mit ihrer Schlagkraft, indem sie durch die Hauptstrasse zieht.

Ich traue meinen Augen nicht, als ich uniformierte Gestapoleute im Stechschritt den Damm von Shanghai entlangmarschieren sehe. Aber zur allgemeinen Überraschung sind sie plötzlich von einem Schwarm japanischer Soldaten umgeben und kurz darauf entwaffnet. Die Japaner haben nicht die Absicht, auch nur einen Bruchteil ihres Reiches Frem-

den zu überlassen, Verbündete hin oder her. Dies ist ihr Gebiet, und sie sind stur und selbstbewusst genug, um jeden Versuch, es zu annektieren, zu vereiteln.

Japaner und Deutsche mustern sich einen ungemütlichen Augenblick lang.

«Sie befinden sich hier nicht auf eigenem Territorium», brüllt schliesslich einer der japanischen Offiziere auf Deutsch. «Sie machen jetzt sofort kehrt und gehen zurück in Ihre Quartiere. Andernfalls haben wir Schiessbefehl!»

Der deutsche Offizier verzieht das Gesicht und weicht, offenbar angewidert von dem kleinen Asiaten, einen Schritt zurück. Er nimmt jedoch von einer möglichen Auseinandersetzung mit der japanischen Überzahl Abstand, sieht sich nach den gaffenden Leuten auf dem Gehweg um, salutiert vor dem asiatischen Soldaten und gibt seinen Männern den Befehl zum Rückzug. Die Menge löst sich auf, und wir wissen, dass es wieder Gerüchte über den Ausgang dieses Rencontre geben wird.

Es hat den Anschein, als ob es bei den Deutschen Überlegungen gäbe, in Shanghai das Heft in die Hand zu nehmen, ihre Verbündeten, die Japaner, aber nicht daran dächten, es sich entwinden zu lassen. Wir wissen, dass die Deutschen aber grossen Druck auf die Japaner ausüben, uns zu vernichten. Deshalb wurde zwischen den Achsenmächten ein Kompromiss geschlossen.

Poldi erfährt davon bei seinem gewohnten mittäglichen Ausgang zum Zeitungsholen und kommt daraufhin in heller Aufregung nach Hause zurück. Während er in unserem kleinen Zimmer auf und ab geht, schwenkt er einen Zettel in der Hand, den er in der Stadt von einem Pfosten abgerissen hat. «Dieser Erlass ist überall in Shanghai angeschlagen, er schallt einem aus jedem Radio entgegen und ist auch in allen Zeitungen abgedruckt», erklärt er mir. «Alle ‚staatenlosen Flüchtlinge‘ – gemeint sind wir Juden – sollen in ein ‚begrenztes Areal‘ ziehen.»

Erinnerungen an die Vergangenheit werden in mir wach. Ich denke an die Proklamationen der Nazis zu Hause, die uns schliesslich zur Flucht veranlasst haben, und an die Schrecken der Kristallnacht. Wieder

«Aber warum das denn?», frage ich entsetzt. «Ich dachte, sie interessieren sich nicht für uns. Man hat uns doch bis jetzt kaum beachtet. Was können ein paar arme Zivilisten gegen die militärische Stärke der Japaner ausrichten?»

Willi ist an unserer Wohnungstür. «Habt ihr die Nachrichten im Radio gehört?», fragt er mit kreidebleichem Gesicht.

«Nein, das Radio ist in der Bar, aber Poldi hat gerade diesen Anschlag hier mitgebracht.» Ich ziehe Willi am Arm in die Wohnung.

«Das sind nicht mehr nur Gerüchte», sagt Poldi, und sein Gesicht wird rot vor Zorn und Frustration. «Die Deutschen haben die Japaner weich geklopft, und uns geht's jetzt wieder an den Kragen. Diese Schweine! Wir werden in ein Ghetto zusammengetrieben.»

Ich bin vor Schreck wie gelähmt. Ein Ghetto ist so gut wie ein Gefängnis.

«Wie ist das denn möglich?», fragt Willi verzweifelt.

«Offenbar ist die Nachricht nach Berlin durchgedrungen, dass eine Gemeinschaft von Juden in Shanghai überlebt hat und darüber hinaus auch noch erfolgreich ist», sagt Poldi und zündet sich eine Zigarette an.

Ganz unverblümt und ohne Vorwarnung haben uns die Japaner am 18. Februar 1943 in das Ghetto von Shanghai mit Namen Hongkou verwiesen, ein verhältnismässig kleines Gebiet von etwa einer Quadratmeile Umfang, wohin wir alle, rund 18 000 Menschen, im Mai umgesiedelt werden sollen. Dieses neu geschaffene «begrenzte Areal» wird strengeren Regeln unterworfen und scharf bewacht. Alle Flüchtlinge, die ausserhalb der vorgeschriebenen Zone leben, müssen ihre Unterkünfte mit Japanern oder Chinesen tauschen, die in dieser heruntergekommenen Gegend leben.

Wir gehen hinüber zum Café de Paris, wo Stella und Walter vor Kaffee und einem überquellenden Aschenbecher sitzen. Als Stella uns hereinkommen sieht, springt sie auf und läuft auf uns zu.

«Kannst du dir vorstellen, was die wollen?» Sie greift verzweifelt nach meiner Hand. «Warum lassen die uns nicht in Ruhe? Sie wollen

uns alles wegnehmen, was wir haben, unser Geschäft, unsere Wohnung, alles.»

Poldi und Walter begrüßen sich mit Handschlag. Keiner weiss, was er sagen soll. Schliesslich meint Walter: «Ihr wisst, dass wir für den Umzug in dieses begrenzte Areal drei Monate Zeit haben?»

Drei Monate, denke ich, bis dahin müssen wir unser Geschäft schliessen, unsere Habseligkeiten packen und Vereinbarungen über einen Wohnungstausch treffen.

«Wir brauchen bei all unseren Unternehmungen die Genehmigung von den Japanern. Das steht in ihrem Erlass», sagt Poldi. «Und alle, die nach 1937 hierher gekommen sind, müssen umziehen. Wir werden von den anderen Europäern getrennt, die schon vor uns da waren.»

«Aber Hongkou ist so klein», sagt Stella. «Und es sind schon Tausende Chinesen dort. Wie kommen wir da bloss alle unter?»

«Wir müssen zusammenrücken, meine Liebe», antwortet Walter, «ziemlich eng zusammenrücken.»

Kurz darauf sehen wir lange Schlangen vor den Büros von Immobilienmaklern in Frenchtown. Die Flüchtlinge wollen ihre Wohnungen und Geschäfte, die sie sich durch eisernes Sparen und unermüdliche Arbeit leisten konnten, zum sofortigen Verkauf anbieten. Die meisten Käufer sind Japaner. Es ist vorgesehen, dass wir mit ihnen die Wohnungen tauschen. Die Japaner verlassen ihre trostlosen und verwahrlosten Unterkünfte in Hongkou und ziehen in unsere schönen, sauberen Wohnungen, die wir mit sanitären Einrichtungen und Telefonen ausgestattet und mit Dingen möbliert haben, die wir zum Teil einst aus Wien über den Ozean mitschleppten.

Freudestrahlende japanische Bürger steigen die Treppen zu bereits geräumten Wohnungen hinauf. Sie bieten die jämmerlichsten Summen für unser wertvollstes Porzellan und den Schmuck, den wir wie einen Augapfel gehütet und unter Lebensgefahr vor den Nazis versteckt haben. Hinzu kommt, dass jetzt, wo die USA ein Kriegsgegner sind, die amerikanische Hilfe versiegt ist. In dem besetzten China sind Überwei-

sungen ebenso wenig möglich wie die Lieferung von Sachmitteln von Seiten privater jüdischer Organisationen. Wir werden alle Wertsachen verkaufen müssen, um etwas zu essen zu haben.

Die bittere Wahrheit wird noch durch eine Meldung unterstrichen, die Poldi mir aus der Zeitung vorliest. «Es steht alles hier drin», sagt er und blättert geräuschvoll in der Zeitung. «Es gibt ausserhalb des begrenzten Areals 811 Wohnungen, die in 2766 Zimmer aufgeteilt sind. Ausserdem gibt es 307 Geschäfte, deren Besitzer staatenlose Flüchtlinge sind. Diese Räumlichkeiten sind jetzt auf Anordnung des Büros für staatenlose Flüchtlinge mit Wohnungen und Geschäftsräumen innerhalb des begrenzten Areals zu vertauschen. Der Umzug muss bis zum 18. Mai 1942 erfolgt sein. Wer dieser Anordnung nicht nachkommt, kann mit strenger Bestrafung rechnen.»

Im April sind wir dann unser Lokal los. Marcos Bar hat einen neuen Geschäftsführer; ein Japaner steht hinter dem Tresen. Wir verabschieden uns mit Handschlag von Marco, als wir uns zum letzten Mal vor der Bar treffen. Es tut weh, die Trauer auf dem Gesicht des beleibten Mannes zu sehen.

«Ich fahre heute Abend nach Harbin. Ich habe die Genehmigung von den Japanern, fürs erste bei meinem Bruder zu bleiben. Was danach kommt, weiss ich nicht. Werdet ihr hier bleiben?»

«Wir haben hier unsere Familie, Marco», sage ich. «Ausserdem haben wir keine Reisegenehmigung. Es bleibt uns gar keine andere Wahl, als nach Hongkou zu ziehen. Wir werden dich vermissen.» Traurig nehmen wir Abschied voneinander.

Unsere Mietwohnung übernimmt ein japanisches Ehepaar. Diese Leute geben uns ihre Adresse in Hongkou, wohin wir jetzt umziehen müssen. Sie bieten uns auch etwas Geld für die Dinge, mit denen wir unseren kleinen Hausstand ausgestattet haben, also verkaufen wir ihnen unseren Teppich und ein paar Möbelstücke. Wir betrachten bestürzt den Geldbetrag. Es ist ein Almosen, das wir für unsere Wertgegenstände bekommen sollen. Davon können wir uns allenfalls Zigaretten und ein paar Beutel Reis kaufen. Unsere restliche Habe, darunter meine heiss



geliebten Skier, werden in den grossen Überseekoffer gepackt, den wir aus Wien gerettet haben. Wir heuern zwei Kulis an, die ihn zu unserer neuen Adresse bringen sollen.

Da die alteingesessenen Russen und Sephardim nicht von dem Erlass betroffen sind, erhält Dolu, der mit einer Russin verheiratet ist, die Erlaubnis, in der French Concession zu bleiben. Er hat nie einen Finger gekrümmt, um uns zu helfen, obwohl er finanziell immer besser gestellt war als wir. Jetzt, wo wir auf dem Tiefpunkt sind, lässt er nichts von sich hören. Ich nehme ihm seinen Egoismus übel und verhehle das Poldi auch nicht.

Wir packen die paar Sachen, die noch übrig sind, schweren Herzens in Koffer und Taschen und gehen damit zu unserer neuen Unterkunft. Ein japanischer Soldat mit einem Gewehr über der Schulter steht am Eingang zum Ghetto. Wir sprechen weder seine Sprache noch er unsere, aber er macht sich mit barschen Kommandolauten und Handzeichen verständlich; und wieder bleibt uns nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Wir zeigen ihm unsere ordnungsgemäss gestempelten und unterschriebenen Papiere. Poldi und ich machen uns zusammen mit den zwei Kulis, die unseren Überseekoffer schleppen, auf den Weg zu der Adresse, die wir auf einen Fetzen Papier geschrieben haben.

Nach einer Weile kommen wir in eine schäbige Gegend, in der nur die ärmsten Chinesen Shanghais und obdachlose Stadtstreicher leben, die mit jedem Unterschlupf vorlieb nehmen. Poldi und ich laufen durch das Strassengewirr, halten Ausschau nach Strassenschildern und bitten andere Flüchtlinge, uns unsere zukünftige Wohnung in einem bombengeschädigten Haus ausfindig machen zu helfen. Wir kommen an Reihen wenig solide gebauter, einsturzgefährdeter Mietskasernen vorbei; die Dächer sind teilweise abgedeckt, die Fenster zerbrochen und aus den Angeln gerissen, und lose Holzbretter hängen an rostigen Nägeln. In dem Häusergewirr namens Shanghai nimmt dieses Wohngebiet den letzten Platz ein. Wir befinden uns inmitten der verkohlten Überreste eines grausamen Krieges zwischen den Chinesen und ihren Besatzern, der japanischen Armee.

Hunderte jüdischer Flüchtlinge kämpfen sich verbissen und voller Angst durch diese Wüste. Wir sind in der so genannten Heckenwegsiedlung, einer von engen Gässchen labyrinthisch durchzogenen Ansammlung ein- oder zweistöckiger Bruchbuden.

Poldi und ich gehen weiter durch die kaputten Strassen auf der Suche nach einer Hausnummer oder irgendeinem Hinweis auf die Adresse. «Hier ist es», ruft er schliesslich, und wir gehen in das verfallende Gebäude hinein. Hier müssen wir in Zukunft wohnen, in den Trümmern, die nach dem heftigen Häuserkampf zurückgeblieben sind. Ich sehe mir den Dreck an, von dem wir umgeben sind, und murmle traurig: «Gott sei Dank, dass Mama das nicht mehr miterlebt, ihr wäre das Herz gebrochen beim Anblick dieses Elends.»

Am Eingang des Gebäudes finden wir einen zerlumpten Chinesen, der dort zusammengerollt schläft. Ein vorübergehender japanischer Soldat schreit ihn an und versetzt ihm einen heftigen Fusstritt. Der Mann fährt aus dem Schlaf hoch und stolpert winselnd wie ein Hund davon.

Wir gehen eine morsche Treppe hinauf und kommen oben in nur ein einziges schmutziges Zimmerchen, das künftig unsere Bleibe sein wird. Der Geruch von Schimmel heisst uns in der armseligen Behausung willkommen, die feucht, modrig, ohne Lüftungsmöglichkeit, dunkel und beklemmend ist. Wir haben inzwischen tiefsten Winter, und es ist eisig kalt geworden. Der Wind bläst durch die zerborstenen Scheiben und die Risse in den Mauern. Wir wüssten gern, ob es unseren Familienmitgliedern besser ergangen ist; sie haben uns die Adressen gegeben, wo sie unterkommen werden, so dass wir einander wiederfinden können.

Die Kulis nehmen das Geld, das wir ihnen zugesagt haben, brummen verdriesslich ein paar Worte und verschwinden. Wir bleiben allein zurück in dem düsteren Zimmer und mustern die vier schäbigen Wände, die uns künftig umgeben werden. Ich lasse die Gepäckstücke, die ich geschleppt habe, auf den Boden fallen und gehe zu einem wackeligen Stuhl, der in einer Ecke steht. Ich wische mit dem Ärmel etwas von dem

Dreck weg, mit dem er bedeckt ist, und lasse mich dann auf den Sitz fallen. Die Ellbogen auf den Knien, den Kopf auf die Hände gestützt, starre ich den schmutzigen Fussboden an. «Wie sollen wir hier leben? Wie weit ist es mit uns gekommen? Sind wir wirklich so dumm gewesen zu glauben, die Nazis würden uns davonkommen lassen?»

Schliesslich blicke ich auf und sehe Poldi an dem kleinen Fenster stehen; das Glas ist von Sprüngen durchzogen, und durch das Loch in der Mitte pfeift der Wind herein. Poldi untersucht die Fensterscheibe und überlegt sich, wie man sie möglicherweise reparieren kann. Ich weiss, er wird sich binnen kurzem in die Arbeit stürzen, wie er das vorher auch schon getan hat. Es wird ihn aufrichten, dass er sich ganz in praktische Tätigkeit verliert: Er wird verbogene alte Nägel gerade klopfen, im Gerümpel kramen und dabei irgendeinen Krimskrams aufstöbern, den er dazu verwenden kann, rostige Scharniere, verzogene Türen und die mit schadhafte Stellen übersäten Wände zu reparieren, damit der Wind nicht mehr hereinfahren kann. Er wird es irgendwie schaffen, das alles wieder heil zu machen, und bewahrt sich, indem er sich auf die kleinen Probleme eines ganz normalen Alltags konzentriert, Hoffnung und geistige Gesundheit. Das ist seine Art, mit einer Kette demoralisierender Ereignisse fertig zu werden. Poldi wendet sich jetzt zu mir. «Du weisst, dass wir das Beste aus der Situation machen müssen, Nini. Wir werden dieses Zimmer saubermachen und desinfizieren, und dann werde ich mich nach einer Möglichkeit umsehen, ein bisschen Geld zu verdienen. Wir schaffen das schon. Verliere nur den Mut nicht.»

Als ich mich aber in dem Raum umsehe, den wir nun unser Zuhause nennen sollen, kann ich nichts entdecken, was mich tröstet, sondern nur weitere Anlässe, enttäuscht und verzweifelt zu sein. Ich verlasse meinen Sitzplatz und gehe auf eine dunkle Ecke zu, wo ich etwas bemerkt habe, das ich nicht genau erkennen kann. Ich stelle angeekelt fest, dass alles, was es hier in Richtung Toilette gibt, nur aus einem Eimer mit einem Deckel besteht. «Sieh dir das an, Poldi. Soll das hier die Toilette sein? In Frenchtown hatten wir wenigstens richtige sanitäre Einrichtungen. In

meinen schlimmsten Träumen hätte ich nicht mit einem so scheusslichen, heruntergekommenen Ort gerechnet.»

Ich mache ein paar Schritte in dem engen Zimmerchen und bleibe am Fenster stehen. Von hier oben, aus dem ersten Stock, kann ich die verwinkelten Gässchen sehen. Unser Viertel beherbergt eine auf Gedeih und Verderb zusammengewürfelte disparate Einwohnerschaft. Die Chinesen sind offenbar erstaunt über den plötzlichen Zustrom von Ausländern, die in ihr heruntergekommenes Areal einziehen. Die Flüchtlinge ihrerseits, die all ihre Habseligkeiten wieder einmal in abgenutzte Taschen und ramponierte Koffer verstaut haben, sind fassungslos und verzweifelt. Sie blicken sich ungläubig um auf dem Weg zu ihrer Unterkunft, die hier irgendwo in diesem kleinen verwinkelten Stadtteil sein muss, in den man sie verbannt hat.

«Da sind wir nun also, Poldi, und es ist nicht gerade das Gelbe vom Ei.» Ich bin müde und deprimiert über den neuerlichen Rückschlag. «Und ich glaube, dass die Nazis gewonnen haben. Was hat es gebracht, dass wir vor ihnen davonlaufen konnten, wenn sie die Macht haben, uns überall zu vernichten, sogar hier?»

«Ich weiss es auch nicht», sagt Poldi traurig. Und plötzlich fühle ich mich so elend wie noch nie. Wenn er aufgegeben hat, ist alles aus. Wir haben keinen Trost füreinander. Nachdem wir beide eine Weile in Schweigen versunken waren, kommt Poldi zu mir ans Fenster und klopft mir auf die Schulter. Ohne ein Wort zu sagen, hat er mir wieder ein wenig Mut gemacht.

All unsere Angehörigen sind inzwischen nach Hongkou umgezogen und haben den Termin 18. Mai eingehalten. Erna und Fritz wohnen nur ein paar Strassen von uns entfernt in einem der besser erhaltenen Gebäude, in das man sie eingewiesen hat, weil sie ein Kind haben. Stella und Walter leben zusammen mit Willi in einem anderen Haus.

Eine Anzahl von Flüchtlingen lebt schon seit Jahren in Hongkou; es waren die Ärmsten unter uns. Jetzt sind wir hier alle zusammen. Der jüngste Umzug nach Hongkou war für diejenigen ein schrecklicher Schlag, die gerade anfangen, die Lebensbedingungen in Frenchtown zu

akzeptieren. Ihre geistig-seelische Verfassung ist auf dem Tiefpunkt angelangt, und viele von ihnen leiden unter Depressionen, die noch durch eine grössere Empfänglichkeit für körperliche Erkrankungen verkompliziert werden.

Irgendwie sind Poldi und ich sowie der Rest unserer Familie stark genug, uns an unsere Umgebung anzupassen und uns mit den Umständen abzufinden, die wir ertragen müssen. Wir glauben, dass wir glücklicher dran sind als die meisten, da wir jung und widerstandsfähig sind, doch ist die Jugend unser einziges Kapital. Trotz meiner Verzweiflung versuche ich an dem Glauben festzuhalten, dass wir die Hindernisse überwinden können; doch die Wirkung dieser jüngsten Erschütterung ist uns allen ins Gesicht geschrieben.

Am Morgen nach unserer ersten unruhigen Nacht hier werden wir früh von einem Geräusch geweckt, das uns bald so vertraut ist und das wir dann so freudig erwarten wie einen Hahnenschrei: Kulis ziehen einen Karren hinter sich her, der die engen, gewundenen Strassen entlangklappert. Sie gehen von Tür zu Tür und verrichten ihre niedrige Arbeit, und schon bald erkennen und begrüßen wir freudig den Singsang ihres täglichen Morgengrusses, der uns dazu auffordert, schleunigst mit unseren Toiletteneimern herauszukommen. Sie schütten die stinkende Masse in ihren Karren; am Boden bleibt ein Streifen ekelhafter brauner Flüssigkeit zurück, dessen Gestank Schwärme von summenden Fliegen anlockt. Zu Anfang sind wir angewidert, gewöhnen uns aber mit der Zeit an die Prozedur wie an so viele Dinge, die wir uns zu Hause in Wien nie hätten vorstellen können.

Wir putzen unsere scheusslichen kleinen Zimmer mit aller Gründlichkeit und machen das Beste aus allem. Wir leben Seite an Seite mit den Ärmsten der Armen und lernen so die Eigenheiten von Hongkou kennen. Diese Menschen sind fleissig und scheinen nie Zeit oder Geld zu verschwenden; sie sind immer mit dem Ziel unterwegs, sich oder wenigstens ihren Kindern ein besseres Leben zu schaffen. Sie haben für alles eine Verwendung und lassen nichts verkommen. Bambus wächst

rasch, und Bambushaine sind in dem tropischen Klima überall zu finden. Wir stellen fest, dass diese Wunderpflanze für alles Erdenkliche zu verwenden ist – angefangen von langen stabilen Stangen, die tragfähiger und biegsamer sind als Stahl, wie man sie beim Bau oder zum Transport von Waren über der Schulter benötigt, über geflochtene Bambuskörbe, in denen Gerichte gegart werden, bis hin zum Nahrungsmittel, da die jungen Bambussprossen gekocht und zusammen mit Reis gegessen werden. Auch für die Sojapflanze gibt es eine Vielzahl von Verwendungsmöglichkeiten, von dem nährstoffreichen Sojalecithin über Sojasprossen, die gegart als Gemüse verzehrt werden, bis hin zu der aus fermentierten und ausgepressten Sojabohnen gewonnenen Sojasauce, einer salzigen dunklen Flüssigkeit, die ebenso zur Konservierung wie zur Würzung von Speisen dient.

Mit der Zeit entwickelt sich ein gegenseitiger Respekt zwischen uns und diesen fremdartigen Menschen, obwohl daraus wohl nie ein wirkliches Vertrauensverhältnis werden wird. Wir haben gehört, dass die Chinesen uns «Weisse Teufel» nennen, und haben ihre Karikaturen von den zudringlichen Vertretern der kaukasischen Rasse gesehen, die mit langen, spitzen Nasen, rot glühenden Augen und flammendem Haar dargestellt sind. Wir empfinden die Unterschiede zwischen uns als genauso beängstigend, können aber in Frieden mit ihnen Zusammenleben.

Wir haben die Bekanntschaft der primitiven chinesischen Kochstelle im Freien vor der Küchentür gemacht. Es ist ein dickwandiger runder Lehmkübel, etwa fünfzig Zentimeter hoch, mit einer viereckigen Öffnung zum Auskratzen der Asche unten in der Wand. Innen ist auf halber Höhe ein Metallrost angebracht. Die Benutzung der Kochstelle ist eine knifflige Angelegenheit, die wir aber beherrschen müssen, wenn wir jemals wieder etwas Warmes zu essen haben wollen. Um dort Feuer machen zu können, müssen wir einen kleinen Hügel aus zusammengeknülltem Papier und Kleinholz errichten. Darauf legen wir ein paar Briquets aus einem Gemisch von getrocknetem Schlamm und etwas Koh-

lenstaub. Um das Feuer in Gang zu bringen, müssen wir ein Stückchen Papier oder einen Stofffetzen anzünden, der dann das ganze Zeug in Brand setzen soll. Doch die Flammen wollen sich partout nicht entfachen lassen, deshalb hocken wir uns abwechselnd vor die Kochstelle, fächeln wie wild mit einem Bambusfächer und versuchen verzweifelt, das Feuer zum Lodern zu bringen. Der Anblick glimmender Kohle löst bei uns Jubelrufe aus, doch meistens erlischt diese Glut, und wir müssen das ganze Prozedere wiederholen.

Nichts ist uns vertraut an diesem Ort. Alles ist neu, schwierig und Furcht erregend. Die drohende Verbreitung ansteckender Krankheiten, die in dem subtropischen Klima lauern, versetzt uns in Angst und Schrecken. Wir behandeln unser Haar und unseren Körper mit Desinfektionsmitteln, um uns von Läusen und anderem Ungeziefer zu befreien. Wir sind fast zwanghaft damit beschäftigt, uns zu säubern, und bemühen uns mit mässigem Erfolg, Krankheitserreger aus unseren schmutzigen Räumen zu entfernen, die in die Luft, die wir atmen, in unsere Nahrungsmittel, unser Wasser und alles, was wir anfassen, eindringen.

Wir sind zu Tausenden in dieses Elendsviertel eingepfercht. Schreien, Schluchzen, Türeenschlagen, unterdrückte Laute leidenschaftlicher Liebesakte und Ausrufe der Verzweiflung verschmelzen zur misstönenden Musik Hongkous. Während ich in dem kalten, feuchten Raum schlotternd auf unserem primitiven Holzbett liege, gehen meine Gedanken zurück zu den grünen Hügeln Wiens. Was kann ich anderes tun, als meine Tränen mit den vielen anderen zu vermischen, die um mich herum vergossen werden?

Auf die Seite gedreht liege ich neben Poldi und betrachte die Schatten, die das Mondlicht in die Ecken des Zimmers wirft. Der Schlaf stellt sich nicht so leicht ein an diesem scheusslichen Ort. Ich lausche in der Dunkelheit auf das leise schabende Geräusch, das die Kakerlaken verursachen, und sehe zu, wie die schwarzen Käfer mit den harten Flügeldecken eilig die Wände hinauf- und hinunterlaufen auf der Suche nach Reiskörnern, die in fest verschlossenen Behältern zu verstecken wir uns

so sehr bemüht haben. Es juckt mich bei diesem Anblick am ganzen Körper. Moskitos schwirren mir um die Ohren, und ich weiss, dass wir am Morgen wieder neue Quaddeln haben werden. Die Moskitos sind nicht nur eine Plage, sie übertragen auch Malaria. Ich muss morgen zum Schutz für uns irgendeine Art Netz auftreiben.

Manchmal, wenn es ruhig ist in der Nacht, höre ich den klagenden Sprechgesang auf Hebräisch, den jeder Jude kennt und den ich als Kind gelernt habe: «Schma Jisrael, Adonai Elohanu, Adonai Ehad.» Andere Stimmen fallen ein, und alle zusammen wiederholen langsam immer wieder die feierlichen Worte. Poldi schläft laut schnarchend, überwältigt von Müdigkeit, ich aber flüstere das vertraute Gebet in unser hässliches dunkles Zimmer hinein. Ich finde keinen Schlaf. Meine Augen brennen schmerzhaft, und so liege ich da und starre in die Finsternis. Die alten Worte fallen mir wieder ein, ein verzweifertes Gebet im Gedenken an Mama und Papa und an Poldis Eltern, in der Hoffnung auf Rettung, in Todesfurcht, in der Angst vor unseren Feinden und schliesslich mit der flehentlichen Bitte um Frieden und Aussicht auf Befreiung sowie ein lebenswertes Leben in der Zukunft.



## XXVIII

### *Überleben* 1944

Wir werden uns unserer Gefangenschaft jetzt mehr als je zuvor bewusst. Sogar hier in Shanghai, wo sich Diebe, Zuhälter, Drogenhändler und Mörder frei bewegen können und weder Gesetzen noch Beschränkungen unterliegen, sind wir Juden Aussenseiter. Um uns ausserhalb von Hongkou bewegen zu können, müssen wir einen Passierschein haben, den wir jedem japanischen Soldaten auf Verlangen vorzeigen müssen. Die Ausgänge werden von bewaffneten Wachsoldaten kontrolliert, damit wir uns nicht ohne Passierschein aus Hongkou entfernen.

«Hast du den grotesken kleinen Kerl am Eingangstor gesehen?», frage ich Poldi. «Brüllt Befehle und behandelt uns wie niedere Lebewesen.»

«Das ist Goya», antwortet Poldi.

«Führt sich auf wie ein japanischer Hitler», sage ich angewidert.

«Das hat uns gerade noch gefehlt.»

«Solange wir unter japanischer Besatzung sind, wird er uns garantiert schikanieren, wo es nur geht.»

Ich sehe, dass seine Augen vor Ärger funkeln, während er widerspricht: «Ich hab das alles so satt, Nini, bei dem Kerl bitten und betteln zu müssen, nur damit wir etwas zu beissen bekommen. Was haben sie aus uns gemacht – wir sind Bettler, Gefangene und keine freien Menschen mehr.»

«Kümmere dich nicht um ihn», sage ich in dem Bemühen, ihn zu beruhigen. «Wir gehen ihm aus dem Weg.»

Um sich zu versichern, dass wir ihre Vorschriften einhalten, haben die Japaner einen Aufseher, General Goya, eingesetzt, der sich selbst

zum «König der Juden» ernannt hat. Er hat hier sein Büro, und jeder von uns bekommt es innerhalb kurzer Zeit mit diesem uniformierten Männchen zu tun, das immer in Begleitung gross gewachsener Soldaten unter uns herumstolziert. Sein Gesicht ist breit und pockennarbig, der Kopf sitzt wie eine unförmige Melone wackelig auf einem kurzen dürrhen Hals über den schmalen Schultern. Er ist böseartig und grausam und geniesst seine Macht über die europäischen Flüchtlinge, die um Dinge betteln müssen, die er ihnen grundlos vorenthält. Goya neigt zu Wutanfällen und irrationalen Zornausbrüchen, bei denen jeder von uns den Abdruck seiner Hand auf der Wange zu spüren bekommen kann. Seine Verachtung für uns ist mit Händen zu greifen. Manche behaupten, dass ihm körperliche Misshandlungen den grössten Spass bereiten und sein Gesicht vor Freude zuckt, wenn er Gelegenheit hat, jemanden für eine Übertretung seiner zahllosen Vorschriften eigenhändig und auf brutale Weise zu züchtigen.

Goya steht auf einem Podium, so dass er uns überragt, während wir uns ihm nähern, die Kopfbedeckung zum Zeichen unseres Respekts und unserer Ergebenheit in der Hand, um ihn um einen Passierschein zu bitten, mit dem wir das Ghetto verlassen dürfen. Um ausserhalb des Ghettos auf Arbeitssuche zu gehen oder weiter irgendeine Tätigkeit auszuüben, müssen wir um eine spezielle Erlaubnis bitten, die jeden Monat zu erneuern ist. Schon früh am Morgen bilden sich lange Schlangen. Wir stehen in der sengenden Hitze oder in der grimmigen Kälte und schauen hinauf und warten, dass Goya endlich auftaucht. Er lässt uns absichtlich warten und erscheint niemals vor Mittag, so dass diejenigen, die am Ende der Schlange stehen, am nächsten Tag wiederkommen müssen. Er ist nicht für jedermann zu sprechen, der bei ihm ansteht. Jeden Moment kann er den Menschen den Rücken zukehren, die auf eine Arbeiterlaubnis warten, und die Audienz für beendet erklären.

Poldi steht einmal im Monat mit den anderen an, um einen Stempel in seinen Passierschein zu bekommen. Jedes Zusammentreffen mit Goya ist eine Tortur, denn wenn er den Stempel nicht bekommt, haben

wir nichts zu essen. Poldi muss nach Shanghai hinein, um auf irgendeine Weise Geld für den Lebensunterhalt zu verdienen. Er hat sich für eine einigermassen profitable Tätigkeit als fliegender Händler entschieden, kauft alle möglichen begehrten Waren ein, die bei Grosshändlern gerade im Angebot sind, und karret die Sachen dann an Deck der Schiffe, die im Hafen vor Anker liegen. Er verkauft an Abnehmer aus aller Herren Länder und findet es nützlich, dass er sich mit Fremdsprachen so leicht tut. Dank seines Verhandlungsgeschickes gelingt es Poldi, bei Militärpersonal begehrte Artikel wie Zigarren und Cognac günstig einzukaufen. Wenn er irgendwo Souvenirs zum Schnäppchenpreis ergattern kann, lässt er sich das Geschäft nicht entgehen; es gibt genügend Seeleute, die so etwas kaufen, um es ihrer Freundin oder ihrer Familie nach Hause mitzubringen. Am meisten ist Poldi hinter amerikanischen Zigaretten her, die knapp und sehr begehrt sind. Er jagt mit dem Fahrrad zu den Herstellungsbetrieben in der Stadt und bringt dann seine Errungenschaften zu den Schiffen im Hafen. Er hat Absprachen mit den Kapitänen getroffen, die sich nicht zu gut sind, einen Tribut dafür zu nehmen, ihn an Bord kommen zu lassen. Und so kann Poldi jeden Tag wenigstens für das Allernötigste Geld nach Hause bringen.

Wir führen weiterhin unser Leben, trotz Goyas Grausamkeit und trotz der Entbehrungen, an die wir uns zu gewöhnen hatten. Wir sind in Hongkou alle ständig mit der Sorge beschäftigt, wo wir als nächstes etwas zu essen herbekommen können. Als ich eines Tages an einem kleinen chinesischen Gemüsestand ein wenig welches Grünzeug kaufen will, bemerke ich neben mir eine vornübergebeugte Frau, die eines der kümmerlichen Erzeugnisse in dem Karren einer genaueren Prüfung unterzieht. Sie kommt mir irgendwie bekannt vor, doch kann ich sie nicht gleich einordnen. Schliesslich gelingt es mir, ihre Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, und als sie mir ihr Gesicht zuwendet, sehe ich, dass es Herta Weinstein vom Schiff ist. Sie sieht mich an, doch ohne zu lächeln oder sonst ein Zeichen des Erkennens zu geben. Sie kommt mir sehr verändert vor. Ihr blassblondes Haar ist orangerot gefärbt, ihr Gesicht

stark geschminkt, insbesondere ihre Wangen glänzen in einem Rouge-ton, und die Parfumwolke, die sie umgibt, ist penetrant. Als ich auf ihre Fingernägel blicke, die noch immer bis unten hin abgekaut sind, versucht sie schnell, ihre Hände zu verstecken.

«Herta», sage ich, «bist du's?»

«Nein, Sie müssen sich irren», gibt sie nervös zur Antwort. Sie bezahlt, ohne mich anzusehen, bei dem Gemüseverkäufer, dreht sich um und eilt davon.

Ich sehe, wie sie in die dichte Menschenmenge eintaucht und gleich darauf verschwindet. Ich kann jedoch die verhärmte Miene und die glanzlosen niedergeschlagenen Augen nicht vergessen. Herta ist nicht die einzige Jüdin in Hongkou, die in die Prostitution abgeglitten ist. Armut, Hunger und Angst haben viele dazu gezwungen, auf diese Weise ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Hertas offenkundige Scham über die Situation, in der sie sich befunden hat, macht mich traurig. Es gibt im Ghetto kaum eine Möglichkeit, anonym zu bleiben, und ich begegne Herta nach diesem ersten Zusammentreffen noch viele Male, gewöhnlich in Begleitung eines japanischen Soldaten, der ihr rüde den Arm um die Schultern gelegt hat, während er angetrunken die Strasse entlangtorkelt. Herta hat eine Möglichkeit zum Überleben gefunden, und ich werde nicht darüber urteilen, aber sie grüsst mich nie, und ich versuche immer schnell wegzusehen, wenn wir uns begegnen, denn ich weiss, dass sie sich ihrer Lage schämt, und es ihr nur noch mehr Kummer bereitet, wenn ich sie ansehe.

Ich mache mir Sorgen um sie. Ich habe gehört, dass Prostituierte oft heftig geschlagen werden, und allgemein bekannt ist ja auch ihr Krankheitsrisiko. Trotzdem verstehe ich sie. Der Tod ist unser gemeinsamer Erzfeind. Im Kampf gegen ihn führt nur ein starker Wille und die Entschlossenheit, um jeden Preis zu siegen, zum Erfolg: Wir überleben. Wir sind hart geworden, wie wir es nie für möglich gehalten hätten. Wir haben den Anblick von Schrecknissen ausgehalten, sind an Korruption, Blutvergiessen und Ungerechtigkeit nicht zerbrochen und leben immer noch weiter.

Herta hat im Gegensatz zu mir keine Verwandten, sie ist ganz auf sich gestellt, und wer kann ihr daraus einen Vorwurf machen? Bei uns ist das anders, wir haben einander. Mama war der festen Überzeugung, dass die Familie das Wichtigste ist und das Einzige, worauf man sich verlassen kann. Wir halten uns aneinander fest und gewinnen aus der Nähe zueinander die nötige Kraft.

Wir ernähren uns hauptsächlich von gekochtem Reis, Sojabohnen und einem strohigen Blattgemüse, das wie Gras aussieht und nach nichts schmeckt. Wir erwarten nicht mehr drei Mahlzeiten am Tag und können wie die anderen Flüchtlinge mit einem ständigen Hungergefühl existieren. Wir durchleben eine Zeit äusserster Not. Auf den Strassen von Hongkou sieht man Flüchtlinge, die keine Schuhe an den Füßen haben und sich mit Lumpen behelfen, die sie um ihre Füsse wickeln. Tag für Tag schaufeln wir Schüssel um Schüssel Reis in uns hinein und versuchen so vergeblich, dem ständigen Bauchgrimmen ein Ende zu machen.

Wir sind bereit, die wenigen Dinge zu verkaufen, die wir noch besitzen. Japanische Soldaten, die ihre Überlegenheit auskosten, kaufen für ein Almosen, was die verarmten Flüchtlinge gerettet haben. Kostbare Schmuckstücke oder Wintermäntel, die bei kaltem, windigem Wetter schmerzlich vermisst werden, alles wird gegen Bargeld eingetauscht. Poldi hat eine Möglichkeit gefunden, Rasierklingen mit ins Ghetto zu bringen und sie für ein paar Pennies pro Stück zu verkaufen. Doch das Geld reicht kaum für uns beide zum Leben. Zigaretten sind ein seltener Luxus geworden; sie werden mit grosser Andacht geraucht und bis zum allerletzten Zug genossen. Wir haben einen Grad von Not und Armut erreicht, der sich nicht sehr von dem der Bettler unterscheidet, die auf den Strassen nach Essensresten suchen.

Manchmal ertappe ich mich dabei, dass ich ins Leere starre, nachdem ich keine Tränen mehr habe und keine Gefühle ausser dem ständigen Hunger. Dann steigt undeutlich und verschwommen, doch erkennbar, Papas Bild vor mir auf. Er sieht mich mit ernster Miene an, doch ich höre von ihm kein Wort, das mich ermutigt oder mir neue Hoffnung gibt. Er hat mir nichts zu sagen, jetzt, wo wir ärmer sind, als er es sich

je hätte vorstellen können, und seine Empfehlung an uns, die Armen nicht zu vergessen und barmherzig zu sein, klingt sinn- und zwecklos. Es ist nicht genug da für Almosen, weder für uns noch für andere. Er hat nicht vorhergesehen, dass wir, seine Kinder, in eine derart verheerende Lage geraten könnten, dass wir, um überleben zu können, um Essensspenden betteln müssen. Ich fühle mich beschämt und erniedrigt.

Poldi hat die goldene Uhr seiner Mutter oft aus ihrem Versteck geholt, liebevoll über das glatte, runde Medaillon gestrichen und die Kette durch seine Finger gleiten lassen. Eines Tages, als wir den grössten Hunger erleiden, fragt er mich: «Was meinst du, Nini, sollen wir die Uhr verkaufen?»

«Nie im Leben», antworte ich, ohne zu zögern. Die kleine glänzende Kapsel in seiner Hand ist für mich zu einem Symbol der Würde der Familie geworden, die es vor dieser schrecklichen Zeit einmal gegeben hat. Solange wir die Uhr besitzen, kann ich mir ein Fünkchen Hoffnung bewahren, dass wir eines Tages zu dem früheren Status zurückkehren und wieder unversehrt sein werden. Wenn wir diese Hoffnung aufgeben, sind wir wirklich am Ende.

«Irgendwie werden wir schon genug zu essen auftreiben», sage ich und spüre ein wenig von meinem alten unbeugsamen Lebensmut, den ich schon verloren glaubte, «aber das ist schliesslich alles, was dir von deiner Mutter geblieben ist. Wir können die Uhr nicht verkaufen. Stell dir doch mal vor, wie du mit dem Gedanken leben würdest, dass einer von diesen japanischen Schweinehunden die Uhr besitzt und sie mit seinen Fingern betatscht. Nein, das ist unmöglich.»

Poldi nimmt mich fest in den Arm, und ich spüre, wie sein Herz klopft. Ich schliesse die Augen, und Tränen laufen mir über die Wangen. Wir fühlen jeden Schmerz gemeinsam und geben einander die Kraft, jeden Tag aufs Neue den Kampf um das Dasein wieder aufzunehmen.

Wir teilen unsere Essensvorräte häufig mit unseren Angehörigen,

aber sie reichen nie aus, um unseren Magen zufrieden zu stellen. Heute Abend soll es allerdings ein besonderes Festmahl geben, und wir erwarten sehnsüchtig ein Abendessen mit Fleisch. Erna kocht für uns eine leckere Rinderzunge, die sie von dem im Kloster verdienten Geld kaufen konnte, wo sie den chinesischen Kindern nach wie vor die Buntstikkerei beibringt. Goya hat ihr widerwillig den Passierschein gegeben, den sie braucht, um Hongkou jeden Tag verlassen zu können, nachdem ihn die Nonnen dazu gedrängt haben. Mutter Laula hat Goya höchstpersönlich aufgesucht, um ihn zu überreden, Erna diese Erlaubnis zu geben.

Wir sind zu Erna und Fritz nach Hause eingeladen, wo wir die lang erwartete Köstlichkeit gemeinsam zu uns nehmen wollen. Die Japaner haben in Hongkou eine wichtige Funkstation für militärische Zwecke eingerichtet, und Erna und Fritz wohnen direkt nebenan. Dieses Gebiet gilt als das sicherste von Hongkou, da es von den Japanern scharf bewacht wird. Es gibt dort auch ein Wohnheim für eine Reihe jüdischer Familien, das wir den «sicheren Ort» nennen.

«Ich geh mal schnell nach drüben zu Erna, um zu hören, ob sie Hilfe braucht», sage ich im Hinausgehen zu Poldi, der wie gewöhnlich mit Reparaturarbeiten beschäftigt ist.

Erna sitzt vor ihrer Kochstelle und versucht vergeblich, das widerpenstige Feuer zu entfachen.

«Es wundert einen überhaupt nicht, dass die Chinesen so dünn sind und verhungern», sagt sie und wischt sich mit dem Handrücken den Schweiß der Verzweiflung ab; das Haar klebt ihr in feuchten Strähnen an der Stirn und im Nacken. «Sie kriegen das Feuer in ihrer Kochstelle einfach nicht in Gang.»

Ich lächele über ihren Scherz, sie bemerkt es aber nicht und fährt fort, den Bambusfächer heftig auf und ab zu bewegen, bis die Kohlen schliesslich zu glühen beginnen.

«Sieh nur, Mama kocht auf dem Blumentopf», sagt Lily und deutet auf ihre Mutter, die sich redlich bemüht, mit dieser primitiven Kocheinrichtung zurechtzukommen. Wir lachen und geben der Kleinen Recht,

dass die Kochstelle tatsächlich eine gewisse Ähnlichkeit mit einem auf den Kopf gestellten Blumentopf hat.

Nachdem das Feuer endlich brennt und der Topf mit dem Fleisch zum Kochen aufgestellt ist, schickt Erna sich an, den Tisch für uns alle zu decken. «Ich komme dann später mit Poldi wieder. Hast du alles, was du brauchst?»

«Ja, Nini, es ist alles da. Heute haben wir ausnahmsweise einmal ein richtiges Abendessen.»

Als dann später, im Verlauf des Abends, alles eintrudelt, ist der köstliche Duft fast mehr, als wir ertragen können, nachdem wir so lange gedarbt haben; und wir werfen sehnsüchtige Blicke auf den grossen dampfenden, blubbernden Metalltopf, der auf der wackeligen Kochvorrichtung sachte hin- und herschaukelt. Wir bemühen uns, das laute Knurren unseres Magens nicht zu beachten und uns in Geduld zu üben.

«Auf dieses Festmahl lohnt es sich zu warten», versichert uns Erna. «Ich habe die dickste, saftigste Zunge gekauft, die es in der Metzgerei gab, und das ganze Geld dafür ausgegeben, das ich für dieses Essen gespart hatte.»

«Und wann ist sie endlich fertig?», fragt Fritz. «Ich glaube, ich könnte sie roh essen, nachdem wir so lange darauf warten mussten, wieder mal ein Stück Fleisch zwischen die Zähne zu bekommen. Ich habe den Geschmack davon zusammen mit deiner Senfsauce schon auf der Zunge.» Er lacht, als wir ihn wegen seiner Ungeduld ausbuhen.

«Gleich, gleich, sie ist ja schon fast fertig. Die kurze Zeit spielt jetzt auch keine Rolle mehr, wenn das Fleisch dafür schön zart ist.»

Fritz ist immer ein stämmiger Mann mit einer Vorliebe für gutes Essen gewesen, der nach einer reichlichen Mahlzeit stets bester Laune war. Wir haben in Wien häufig zusammen zu Abend gegessen, und sein rundes, sommersprossiges Gesicht strahlte immer vor Stolz, wenn seine junge Frau etwas besonders Leckeres aufgetischt hat. Doch seit wir in Shanghai sind, hat er wie wir alle gedarbt und ist sehr dünn geworden. Wir alle vermissen sein zufriedenes Lachen und seine gute Laune nach



einem von Ernas besonderen Festmahlen. Heute Abend wird es dazu wieder einmal Gelegenheit geben.

Plötzlich versetzt uns ein Heulen und Kreischen in blankes Entsetzen. Wir springen erschrocken auf und stürzen zu der Kochstelle auf der kleinen Veranda vor der Tür. Wir bleiben ungläubig stehen bei dem Anblick, der sich uns bietet: Der Topf ist umgekippt und das kochende Wasser verschüttet. Eine riesige, herrenlose Katze aus dem Gässchen, die offenbar am Verhungern war und von den verlockenden Düften des Essens angezogen wurde, hat mit der Pfote in das siedende Wasser gelangt und sich der ganzen Zunge bemächtigt, die sie nun davonschleppt. Erna nimmt sogleich mit fliegender Schürze und drohend erhobener Schöpfkelle die Verfolgung auf und schreit dem verängstigten Tier wüste Beschimpfungen nach.

Obwohl wir hungrig und enttäuscht sind, brechen wir in ein unkontrolliertes Gelächter aus. Der Anblick reisst uns einfach hin: Die dürre streunende Katze mit der heissen Rinderzunge zwischen den Zähnen, die von einem Hunger getrieben wird, der grösser ist als der Schmerz in ihrer verbrühten Pfote oder die Angst, von ihrer Verfolgerin gefangen zu werden, und Erna, die ihr die Strasse hinunter nachjagt. Wir sehen sie in Hauseingängen verschwinden und wieder herauskommen, um ihren Wettlauf dann zwischen Leinen, die voll flatternder Wäsche hängen, fortzusetzen. Unsere Nachbarn, durch den Lärm von ihrem momentanen Tun abgelenkt, spähen mit vor Staunen geweiteten Augen aus dem Fenster, und sogar verdrehte chinesische Arbeiter sehen verwundert zu, machen sich gegenseitig auf den Anblick aufmerksam und lachen schallend.

«Da ist sie», ruft Willi. «Sieh doch, da drüben hinter dem Gemüsekarren. Lauf schnell, Erna, du kriegst die Zunge wieder.»

«Und du denkst», sage ich zu meinem Bruder gewendet, «dass wir dann essen, was die Katze in der Schnauze gehabt und durch halb Hongkou geschleppt hat?»

Er zuckt die Achseln, schaut dann aber weiter gebannt der Katzenjagd zu.

Wir stehen zusammen am Hauseingang und warten, als sie um die Ecke verschwinden. Fritz, die weisse Serviette noch um den Hals, und wir anderen, jeder auf seine Weise ängstlich besorgt, treten auf die Strasse hinaus, um zu sehen, ob Erna der Katze das Stück Fleisch wieder abjagen konnte. Wir sprechen darüber, ob man es noch einmal abkochen sollte, damit wir vielleicht doch noch etwas zu essen bekommen. Schliesslich sehen wir Erna mit trauriger Miene auf uns zukommen und wissen, wie die Sache ausgegangen ist.

Wir versuchen Erna zu trösten, während Fritz sie, den Arm um ihre Schultern gelegt, zurück ins Haus führt und ihr ein paar Haarsträhnen aus dem Gesicht streicht. Schliesslich setzen wir uns wieder an den Tisch und essen, wie gehabt, unsere Schüssel trockenen Reis. Aber diesmal ist die Unterhaltung lebhaft und wird immer wieder von Gelächter unterbrochen, und keiner meckert über die kümmerliche Essensration auf seinem Teller. Wir werden heute Abend einmal mehr mit knurrendem Magen ins Bett gehen, doch die Geschichte von der Katze und der Zunge wird immer wieder erzählt werden und jedes Mal dasselbe Gelächter auslösen. In gewisser Weise ist das eine bessere Kost, als es das Fleisch hätte sein können.

## XXIX

### *Unser Leben in Hongkou* 1944/45

Von unserem Zimmer aus können wir durch die vergitterten Fenster in das Gefängnis der Japaner sehen, wo schreiende Chinesen geschlagen und gefoltert werden. Obwohl wir uns bemühen, nicht hinzusehen, scheinen sich unsere Augen unwillkürlich auf den Anblick zunehmender Grausamkeit und unglaublichen Leidens zu richten. Siedendes Öl wird über Arme und Beine gegossen, Finger werden abgehackt, und von jenseits der Gefängnismauern sind unaufhörlich die gellenden Schreie zu hören. Wie gelähmt vor Entsetzen beobachten wir manchmal, was da geschieht, oder schlagen die Hände vor die Augen, um dann doch wieder hinzuschauen und Bruchstücke der grässlichen Szenen mitzubekommen. Einmal schiebt Poldi mich beiseite und sagt mir, dass ich nicht hinsehen soll. Er bleibt noch einen Augenblick stehen und beobachtet, wie einem schlotternden, schreienden Gefangenen in Fesseln mit einem Schlauch gewaltsam der Mund geöffnet und Wasser in die Kehle gegossen wird. Poldi verzieht das Gesicht und wendet sich ab. Als er noch einmal einen Blick riskiert, sieht er, dass der Gefangene mit Wasser vollgepumpt wird, bis er aussieht wie aufgeblasen und zu platzen droht. Die Augen treten ihm aus dem Kopf, er bekommt keine Luft mehr und verendet.

Poldi und ich haben schreckliche Dinge mit angesehen, seit wir in Shanghai sind, doch dieser Anblick ist mehr, als wir ertragen können. Poldi stürzt zu unserem Toiletteneimer und übergibt sich. Mir ist auch schlecht geworden, aber ich laufe hinaus an die frische Luft und atme tief durch, bis das Schwindelgefühl in meinem Kopf nachlässt und ich aufhöre zu zittern.

Wir versuchen uns zu beruhigen, doch groteske Bilder des Schreckens verfolgen uns weiter. Es gibt kein Mittel, dagegen einzuschreiten, keine Polizei, die man rufen könnte, und keine Instanz, die die Täter verurteilt. Täglich bedient man sich neuer und immer abscheulicherer Foltermethoden. Der Tod ereilt die Menschen auf die unterschiedlichste Weise in diesem fremdartigen Land, und wir können nichts tun, als unsere Rolle als stumme Zuschauer hinzunehmen. Die Schmerzensschreie sind nur eine weitere Stimme im Gesang von Hongkou, dem Chorlied des Elends, das der Wind hierhin und dorthin trägt und dessen vielfältig gebrochenes Echo uns schliesslich abstumpft.

«Weisst du, Poldi, manchmal packt mich eine schreckliche Angst vor diesem Ort, wenn ich mich frage, wie sich all das Grauen auf uns als menschliche Wesen auswirkt. Können wir noch empfindsam und weichherzig sein nach allem, was wir gesehen haben?», frage ich eines Abends, als wir eng umschlungen im Bett liegen, und versuche, die Eindrücke des Tages beiseite zu schieben, um in einen ungestörten Schlaf hineinzufinden zu können. «Sind wir noch die, die wir einmal waren?»

Poldi nimmt meine Hand und sagt: «In unserem Inneren, Nini, sind wir noch dieselben – wir lieben, hoffen, fühlen – aber nach aussen hin müssen wir hart sein, um den weichen Kern zu schützen.»

Ich schüttele den Kopf. «Ich weiss nicht, ich fühle mich wie eine Ertrinkende, wie damals in der Bar, als mir die Ratte über die Finger gelaufen ist. Ich habe Angst, immerfort Angst. Die Angst ist zum einzigen Fixpunkt in meinem Leben geworden.»

«Wir sind noch zusammen», sagt Poldi bestimmt. «Wir werden das alles schon noch überleben.» Er nimmt mich in die Arme und hält mich in der Dunkelheit fest umschlungen, bis unsere schlotternden Körper zu einem einzigen verschmelzen.

Eine Plage nach der anderen sucht die Menschen in Hongkou heim. Im Laufe des Sommers bricht eine Naturkatastrophe in Gestalt eines Taifuns über uns herein. Es ist zwar Mittag, aber der Himmel verdunkelt sich plötzlich mit dem Hereinbrechen eines Unwetters. Wir stehen wie

gelähmt vor Schreck in unserer jämmerlichen, heruntergekommenen Behausung am Fenster und betrachten mit offenem Mund den schwarzen Himmel und das Wüten des Sturms. Es ist mit nichts zu vergleichen, was wir je erlebt haben oder uns vorstellen können. Dieser Wirbelsturm biblischen Ausmasses zerstört alles, was ihm in den Weg kommt. In seiner Wut und Rachsucht rast er durch Shanghai, als ob Gott selbst die chaotischen Zustände auf Erden sähe und seinem Zorn freien Lauf liesse angesichts des gefährlichen Wahnsinns der Menschheit. Der wütende Sturm heult wie ein ganzes Rudel hungriger Wölfe, und es schüttet, als ob über uns ein Ozean ausgegossen würde. Jauche und Unrat bedecken die Strassen. Sturzbäche stinkenden Wassers strömen dahin und führen Krankheit und Tod mit sich.

Wenn der Regen nach Tagen aufhört, sehen wir auf die Strassen hinaus, die sich in hüfttiefe Flüsse fauligen Wassers verwandelt haben. Um uns bei einem der Strassenverkäufer etwas zu essen holen zu können, muss ich meinen Rock hochziehen und in der strudelnden Dreckbrühe waten. Die Gerüche sind Übelkeit erregend. Ich schaudere, schliesse die Augen und versuche, nicht auf die toten Ratten und den Abfall zu achten. Als ich zu einer trockenen Stelle komme, atme ich tief durch. Beim Anblick meiner schlammbedeckten Beine wird mir übel. Dann entdecke ich die roten Quaddeln. Ich reibe mir die geschwollenen Beine und fange an zu weinen. Als ich schliesslich mit ein wenig zu essen nach Hause komme, zittere ich in den feuchten Kleidern am ganzen Leibe und bekomme infolge der Infektion, die ich mir zugezogen habe, kurz darauf Fieber.

Innerhalb weniger Tage sind aus den Pusteln dicke Blasen geworden, die ich mit einer Salbe zu kurieren versuche. Nach kurzer Zeit bildet sich an den Stellen ein Schorf, der sich bald darauf ablöst. Die hässlichen Flecken verschwinden, doch die Narben, die an meinem Körper Zurückbleiben, gehen nie wieder weg.

Unsere Rabbiner sind vollauf damit beschäftigt, von Haus zu Haus zu eilen, den Kranken Genesung zu wünschen und hebräische Segens-

sprüche zu rezitieren, bevor sie schon wieder unterwegs zu den Beerdigungen sind. Eine immer grössere Anzahl von uns ist an der Ruhr erkrankt, andere liegen bereits auf dem ständig grösser werdenden Friedhof von Hongkou. Das Klagegeschrei ist überall zu hören, vermischt mit anderen vertrauten Lauten, dem Kaddisch, dem Totengebet.

Als aus den Monaten Jahre werden, beginnen wir, uns an die Welt anzupassen, in die man uns geworfen hat. Der Krieg scheint nicht aufhören zu wollen. Wir müssen weiter im begrenzten Areal leben, einen Passierschein bei uns haben und uns vor den japanischen Soldaten ausweisen, wenn wir aus Hongkou heraus oder nach Hongkou hineinwollen; aber wir sagen uns zähneknirschend, dass wir hier immer noch mehr Freiheit geniessen, als uns die Nazis in Wien zugestanden hätten.

Innerhalb des Ghettos können wir tun und lassen, was wir wollen. Wir haben durch Einfallsreichtum und Willenskraft überlebt, und das ist doch weiss Gott genug. Wir sehnen uns nach einer Kultur, die wenigstens in den Grundzügen derjenigen ähnelt, die wir in der alten Heimat gekannt haben, und deswegen werden überall wieder Kleinunternehmen gegründet.

Binnen kurzem schiessen im Viertel einigermassen exotisch wirkende Strafiencafés europäischen Stils aus dem Boden. Es gibt eine kleine Bäckerei sowie eine Konditorei, deren köstlicher Duft uns wieder verlockend in die Nase steigt. Es gibt einen Schneider, einen Friseur und ein Restaurant, in dem echt österreichische Gerichte wie Sauerbraten und Gulasch angeboten werden. Inmitten des Chaos von Hongkou haben wir versucht, das Wien, das wir kannten, wiedererstehen zu lassen. Die Menschen lachen wieder und reden miteinander, aber wann immer das Gespräch eine ernste Wendung nimmt, hört man die besorgte Frage: «Wann ist dieser Krieg endlich zu Ende?»

Nach und nach hat eine ganze Reihe hübscher kleiner Geschäfte aufgemacht. Chusan Road ist zu einem idyllischen Streifen Heimat mitten in der heruntergekommenen chinesischen Stadtlandschaft geworden. In Delikatessenzläden hängen ganze Ketten bayerischer und Wiener Würs-

te in den Schaufenstern. Modegeschäfte präsentieren die moderne chinesische und europäische Haute Couture. Es gibt Cafés, Schuhläden und Schnapsläden, wirklich alles ist vorhanden. Wenn hier nun unsere Heimat sein soll, nicht nur für ein paar Monate, sondern, wie es den Anschein hat, für endlose Jahre, dann wollen wir auch wie zivilisierte Menschen leben.

Jeden Wochentag geht meine kleine Nichte Lily in eine Schule, die jetzt in Hongkou für jüdische Kinder eingerichtet worden ist. Wir sehen sie manchmal die Strasse entlanghüpfen und über die Risse im Pflaster springen, das Haar zu zwei Zöpfen geflochten, die ihr auf dem Rücken hin und her fliegen. Die Kinder haben sich anscheinend an ihre Welt gewöhnt, und Lilys sommersprossiges Gesicht ist immer vergnügt trotz der schäbigen Umgebung und der ärmlichen Verhältnisse, in denen wir leben. Sie hat nicht viel anderes kennen gelernt. Den Erwachsenen fällt es schwerer, glücklich zu sein. Wir haben schon so viele bittere, schmerzhaft Dinge miterlebt, dass eine einfache, unbefangene Freude ein seltenes Geschenk ist.

Manchmal, wenn die inzwischen neunjährige Lily aus der Schule kommt, gehen wir zusammen weg, um uns etwas Gutes zu gönnen. Wir haben einen Lieblingsplatz, wo wir gerne hingehen, und den wir geheimhalten. Wir fassen uns an der Hand und flüstern und kichern wie Verschwörer, während wir uns auf den Weg zu der chinesischen Strassenverkäuferin machen, die ihren Standplatz gewöhnlich bei uns um die Ecke hat. Wir sind die Einzigen von der Familie, die den Mut haben, ihre Teigtaschen zu essen. Auf dem Weg dorthin springt Lily immer wieder über einzelne Brocken des kaputten Strassenpflasters. Zwar warnt Poldi mich davor, dieses fremdartige Zeug zu essen, weil es unreinigt sein könnte, aber wir schleichen uns trotzdem immer wieder dahin, um uns die verbotene Leibspeise zu Gemüte zu führen.

«Sieh dir den Hut dort in dem Schaufenster an, Tante Nini», sagt Lily, «den mit den grossen roten Blumen obendrauf. So einen Hut möchte ich gerne einmal haben, wenn ich gross bin. Findest du nicht auch, dass das ein toller Hut ist?»

«Ja, das ist ein toller Hut», stimme ich lächelnd zu. «Aber ich glaube kaum, dass du hier einen solchen Hut brauchen wirst. Vielleicht leben wir später einmal in irgendeiner schicken Stadt wie Paris oder New York, und dann müsstest du genau so einen Hut haben.»

«Wo sind diese Städte, Tante Nini? Sind sie hier in der Nähe?»

«Nein, Lily, in der Nähe von Hongkou gibt es nichts, wo wir bleiben möchten. Hongkou ist ein Ort ganz für sich wie eine Insel im Meer, da gibt es nichts drum herum. Draussen vor dem Tor ist Shanghai, und das ist auch nichts anderes als Hongkou. Wenn wir irgendwohin wollen, wo es wirklich anders ist, müssen wir ganz weit von hier Weggehen. Wir werden mit einem grossen Schiff fahren und eine lange Reise machen, bis wir das alles hier weit hinter uns gelassen haben.»

«Und werden wir mit unserer Familie zusammenbleiben?»

«Ja, das werden wir, ich verspreche es dir.» Ich halte nachdenklich inne und frage mich, ob das wirklich stimmt. Dann komme ich zu dem Schluss, dass ich darüber nicht weiter nachdenken will. Heute soll ein besonderer Tag sein. Ein Tag der Freude. «Komm, Lily. Ich kann die Teigtaschen jetzt schon fast schmecken.»

Die alte Chinesin lächelt ihr zahnloses Lächeln, als wir auf sie zugehen. Sie kennt uns, und es gefällt ihr offenbar, dass wir ihren Kochkünsten vertrauen, während es die meisten Flüchtlinge nicht tun. Sie fischt zwei heisse, glitschige Teigtaschen aus dem Topf und nickt voller Freude mit dem Kopf, während sie zusieht, wie Lily hineinbeisst und sich die süsse Füllung auf der Zunge zergehen lässt, wobei ihr ein wenig Flüssigkeit über das Kinn läuft.

In einem der kleinen Gässchen, der Wayside Road, hat man in einer der leer stehenden Lagerhallen das Wayside Filmtheater eingerichtet. Viele von uns kommen hierher und geben ihr schwer verdientes Geld aus, um sich in eine Welt zu flüchten, die von der unsrigen weit entfernt ist. Im Dunkel werden wir an mondäne Orte versetzt, wo schön gekleidete Menschen über die Leinwand schweben. Wir sind genauso süchtig wie die Chinesen. Wir lassen unsere schmerzhaft wirkliche Welt mit Hil-



fe der Kunstwelt des Films hinter uns, und die Chinesen suchen Vergessen in ihren Opiumhöhlen.

Manchmal, wenn wir genug Geld gespart haben, leisten Poldi und ich uns samstags abends einen Kinobesuch; manchmal nehme ich nach der Schule Lily mit, und wir sehen uns eine Nachmittagsvorstellung an. Der Eintritt kostet nicht viel, trotzdem ist es etwas Besonderes, wenn wir das Geld dafür erübrigen können. Ich rechtfertige die Ausgabe damit, dass wir nur wenig Abwechslung haben und es kaum etwas gibt, das uns unsere Gefangenschaft vergessen lässt, deshalb bemühe ich mich so viel Geld beiseite zu legen, dass wir wenigstens alle vierzehn Tage ins Kino gehen können.

Wir haben nichts Besonderes zum Anziehen, wenn wir ausgehen wollen. Die Zeiten, als wir uns fein gemacht haben, sind vorbei, und wer weiss, ob sie jemals wiederkommen. Ich bemühe mich vor allem, sauber zu sein, und frisiere mir das Haar im Stil der Filmschauspielerinnen: vorne Stirnlöckchen und hinten hochgesteckt. Heute Abend sind wir mit Stella und Walter verabredet; wir werden scherzend und miteinander plaudernd durch die Strassen flanieren und unsere Sorgen wenigstens für ein paar Stunden beiseite schieben.

Ich sehe mir die alten Hollywoodfilme an und werde dadurch mit der englischen Sprache vertrauter. Ich bin mir darüber im Klaren, dass es unrealistische Fantasien sind. Gut aussehende Helden und Heldinnen fangen überall, wo sie gehen und stehen, an zu singen oder zu tanzen. Ich bin nicht die Einzige, die dieser perfekten Scheinwelt verfällt. Während ich in dem muffigen kleinen Kino auf die Leinwand schaue, weiss ich, dass auch die anderen Zuschauer in der Vorstellung schwelgen, gemeinsam mit diesen vollkommenen Wesen lässig dahinzuschreiten. Wir sind entzückt über das Klappern der Schuhe Fred Astaires und Ginger Rogers', über Bing Crosbys trällernden Singsang, Clark Gables liebenswürdiges Lächeln und Greta Garbos rätselhafte Allüre. Filmgöttinnen, aufreizend in Abendkleider aus Satin und Chiffon gehüllt, schweben an

der Seite grosser, gut aussehender, elegant gekleideter Männer ätherisch über die Leinwand. Und jede Geschichte hat ein Happy-End. Genau das wollen wir. Wozu brauchen wir erfundene Geschichten über hungernde Menschen, Gewalt, Trauer und Enttäuschung, wenn das unser alltägliches Leben ist?

Mein Lieblingsfilm ist allerdings eine Familiensaga, die eine besondere Resonanz findet, und in der es um die Entfremdung zwischen Menschen und um den Verlust von Heimat und Familie geht. Es ist das Wunder in Technicolor ‚Vom Winde verweht‘. Ich habe mir den Film immer wieder angesehen, bin allein in das Kino gegangen, damit ich dieses Erlebnis mit niemandem teilen musste, und stellte mir vor, ich sei Scarlet O’Hara. Ich kenne die Geschichte in- und auswendig und kann den Text der Heldin mitsprechen; ich empfinde ihre Gefühle, als wären es meine eigenen und schliesse mich ihrer Lebensphilosophie an. Man muss die Vergangenheit zum Schweigen bringen, damit die Zukunft eine Chance hat. «Morgen ist ein neuer Tag», sagt sie, und ich spreche diese Worte mit. Sie wischt sich die Tränen aus den Augen, und es ist ein wunderbarer Anblick, wie sie dann trotzig und entschlossen das Haar zurückwirft. Ich glaube an ihre Kraft und die Fähigkeit, mit ihren Heimsuchungen fertig zu werden, und übertrage ihre Entschlossenheit auf meine eigenen Lebensumstände.

Es gibt kaum etwas zu essen, und unser ständig leerer Magen ist das, was uns am meisten umtreibt; doch auch unsere Seele hat gedarbt. Wer sind diese Menschen, die jetzt wie arme Bauern und Bettler leben? Viele der Exilanten sind gebildet und mehrfach begabt, aber ihre Fähigkeiten und Interessen sind verschüttet.

Es fällt Poldi leichter als mir, neue Freundschaften zu schliessen. Ich fühle mich in Gegenwart von Fremden immer ein wenig eingeschüchtert, während er ungezwungen mit ihnen umgeht und es versteht, sie mühelos für sich einzunehmen. Er hat mich mit Kurt Guttenberg, einem jungen Geiger, und seiner Frau Elsa bekannt gemacht. Sie kommen auch aus Wien, und wir haben uns ein paar Mal im Café mit ihnen getroffen. Deshalb sagen wir begeistert zu, als sie uns zu Kurts nächstem Konzert einladen.

«Kurt war in Wien ein viel versprechendes Talent», hat Elsa uns erzählt. «Er hatte gerade angefangen, sich einen Namen zu machen, als Hitler auftauchte und alles anders wurde. Kurt musste die Wiener Philharmoniker verlassen. Er hat uns irgendwie mit seiner Hände Arbeit durchgebracht, indem er sich in Restaurants als Tellerwäscher und für die niedrigsten Arbeiten verdingt hat, bis auch das nicht mehr möglich war.»

«Ach, Elsa», sage ich, in dem Bemühen, sie aufzuheitern und sie von ihren schmerzlichen Erinnerungen abzulenken, «denk an heute Abend und daran, wie wir es alle geniessen werden, Kurt spielen zu hören.»

Poldi und ich sitzen neben Elsa, und wir haben alle unsere besten Sachen an. Ich trage mein Hochzeitskostüm und fühle mich sehr elegant. Elsas kastanienbraunes Haar ist hinten mit einer Jadespange hochgesteckt. Ihr blassgrünes Brokatkleid, das einmal schön und luxuriös war, ist jetzt fadenscheinig und geflickt. Trotzdem strahlt sie über das ganze Gesicht, als sie ihren jungen Ehemann auf der Bühne sieht. Er stimmt seine Geige, die einzige, die er aus Wien gerettet hat.

Die Musik nimmt uns gefangen, aber wir konzentrieren uns vor allem auf Kurt. Er rückt die Nickelbrille zurecht, bevor er seine kostbare Geige an die Schulter setzt. Er streicht mit dem Bogen zuerst ganz sachte, dann kräftiger über die Saiten. Er schliesst die Augen. Die Musik ergreift ihn so sehr, dass er mit dem ganzen Körper zu musizieren scheint. Die ganze Qual der Vergangenheit ergiesst sich in das Instrument, in eine langsame Schmerzensmelodie. Dann wird der Ton unbeschwerter, als spräche er von Befreiung, der Liebe zur Musik und der Entschlossenheit weiterzuleben und weiter zu musizieren. Jeder der hier anwesenden Flüchtlinge hat auf seine Weise ähnliche Empfindungen gehabt und unbeirrt weitergekämpft. Während die Macht seiner Musik den kleinen Raum erfüllt, sind viele Zuhörer wie wir in Tränen aufgelöst.

Ich schliesse einen Augenblick die Augen und stelle mir vor, wieder in einem samtbezogenen Sessel der Wiener Staatsoper zu sitzen, doch als ich die Augen dann wieder öffne, sind wir immer noch in Shanghai,

sitzen immer noch auf den harten Stühlen, die man in einem schmutzigen Saal aufgestellt hat, und sind immer noch weit von zu Hause entfernt. Ihre Fähigkeiten und Begabungen haben diese Musiker und andere Künstler nicht retten können, aber ein schöneres Menschentum ist noch nicht untergegangen. Zwar hat man es aus Europa vertrieben, doch es ist in Hongkou wiedererstanden.

Die Klänge, die den Geigen entströmen, sind umso eindringlicher, als sie die Melancholie der Musiker wiedergeben. Die Instrumente sind aus Wien gerettet worden und hatten die weite Reise zu überstehen. Beschädigt, angestossen und mit kleinen Macken behaftet, durften sie ihre Besitzer nur begleiten, wenn man sie für unbrauchbar hielt. Manchmal dienten die Geigen als Versteck für ein paar Gegenstände von ideellem Wert, einem Ehering, einem Paar Ohrringe, einer Uhr, von Dingen, die später dazu benutzt wurden, etwas zu essen zu erwerben, das uns am Leben erhielt. Schliesslich bekommen die in Ehren gehaltenen Relikte einer besseren Zeit hier in Shanghai wieder die Gelegenheit, das zu tun, wozu sie bestimmt sind: zu singen.

Die Leute ausserhalb des Ghettos haben von den Veränderungen bei uns gehört und kommen nun nach «Klein-Wien», um sich an dem kulturellen Ambiente zu erfreuen, das wir geschaffen haben. Die Gründung eines Kammerorchesters hat für Wirbel gesorgt; wir haben dadurch die Möglichkeit bekommen, eine andere Art Hunger zu stillen, unter dem wir gelitten haben: das Verlangen nach Kultur. Mitten aus Elend und Verfall ist etwas Schönes, Inspirierendes hervorgegangen. Sogar Goya und seine Leute haben unsere Soirée besucht und sich gegeben, als ob sie königliche Hoheiten wären, die darauf warteten, von ihrer Dienerschaft unterhalten zu werden. In voller Montur, samt glitzerndem Lametta an der Brust, begeben sie sich zackig zu ihren Plätzen in der ersten Reihe. Trotz des Unbehagens, das ihre Anwesenheit bei uns allen hervorruft, hilft die Schönheit der Wiener Musik rasch über die Spannung hinweg, und am Ende applaudieren die Japaner zusammen mit allen anderen. Als die letzte Note verklungen ist, erheben wir uns von unseren

Plätzen und umarmen Elsa, die Freudentränen vergießt. Wir klatschen, bis uns die Hände schmerzen. Ausnahmsweise weinen wir diesmal vor Freude und nicht wie sonst vor Kummer und Sorgen.

Österreichische und deutsche Juden treffen sich in den Cafés, genau wie sie es zu Hause getan haben, um sich in ihrer Muttersprache zu unterhalten, eine Runde Karten zu spielen oder Zeitung zu lesen, so, als führten sie ein ganz normales Leben. Ich liebe den Duft von heimischem Gebäck, der sich mit den Gerüchen der asiatischen Küche vermischt. Wir sind zwar immer noch sehr arm, haben nicht genug zu essen und leben unter schrecklichen Bedingungen, aber es wird wieder gelacht und Musik gehört, es finden wieder Familientreffen statt, und wir haben erneut den Mut, an ein schöneres Leben zu glauben.

Doch es gibt nie eine längere Zeit ohne Störungen. Im Jahr 1943 sehen wir zum ersten Mal amerikanische Flugzeuge über uns. Poldi ist der Meinung, dass es sich um Aufklärungsflüge handelt, bei denen Bombardierungsziele identifiziert und strategisch wichtige militärische Anlagen der Japaner fotografiert werden sollen. Während wir zum Himmel hinaufschauen, beten viele von uns um Hilfe. Die Besatzungsmächte sind wütend und nervös. Sie treiben noch mehr chinesische Gefangene zusammen als vorher, um sie zu foltern und zu töten, und werden unduldsamer mit den Juden im Ghetto.

Schnell und ohne Vorwarnung finden wir uns in der alten prekären Lage wieder, wir arbeiten für einen Hungerlohn, haben kaum etwas zu essen, fürchten uns vor Krankheiten und hoffen dennoch auf Rettung. Wenige Tage, nachdem die Flugzeuge zum ersten Mal über Shanghai gesichtet wurden, kommt Willi mit Neuigkeiten.

«Das ist der neueste Stand der Dinge», verkündet er und zeigt uns ein Stück Papier. «Alle gesunden männlichen Flüchtlinge sind verpflichtet, regelmässig in der Bao-Jia-Truppe zum Schutz des begrenzten Areals mitzuarbeiten», liest er vor. «Jeder bekommt eine Pfeife, einen Schlagstock und eine Armbinde für seine Arbeit als Wachmann.»

«Von was für einer Truppe sprichst du?», frage ich.

«Die Bao-Iia-Truppe ist eine Art Hilfspolizei und bewacht im Dauereinsatz den Eingang nach Hongkou», erklärt er uns. «Sie wird zusammengestellt aus Juden, die sich zu geregelten Zeiten im Einsatz ablösen. Wir sollen mit dem Büro für staatenlose Flüchtlinge Zusammenarbeiten, über das Kommen und Gehen der Ghettobewohner Bericht erstatten und den Japanern helfen, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Wenn jemand stört oder Randalie macht, müssen wir physischen Zwang anwenden.»

Poldi scheint über diese Neuigkeiten besorgt zu sein. Er schüttelt stirnrunzelnd den Kopf und sagt: «Die ganze Geschichte gefällt mir nicht. Das gibt ihnen die Möglichkeit, uns gegeneinander auszuspielen und uns als Spione zu benutzen. Das führt nur zu Streitigkeiten unter den Juden.»

«Es wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben», erwidert Willi. «Unser Leben ist in ihrer Hand.» Er zuckt die Achseln. «Aber wozu sind diese Waffen überhaupt gut? Was können wir mit einem Schlagstock und einer Pfeife schon ausrichten? Die Japaner müssen verrückt sein.»

«Oder wollen sie die Juden als menschliche Schutzschilde benutzen, wenn es wirklich hart auf hart kommt?», frage ich, wieder voller Angst.

Die beiden sehen mich einen Augenblick in stummem Ingrimm an. Es liegt durchaus eine gewisse Logik darin, dass die Japaner dies vorhaben könnten.

Und wirklich, am nächsten Tag erhalten alle männlichen Flüchtlinge die behelfsmässige Ausrüstung. Gemeinsam bilden sie eine zusammengewürfelte Truppe von Marionettensoldaten mit Schlagstock und weisser Binde am Oberarm.

Poldis Befürchtungen haben sich als begründet erwiesen. Es kommt unter den Bao-Jia-Männern ständig zu Zank, Streit und Auseinandersetzungen. Wenn jemand zu spät seinen Wachdienst antritt, müssen die anderen den Japanern diesen Verstoss melden und die unerfreuliche Rolle des Informanten übernehmen.

## XXX

### *Der Krieg geht weiter* 1943-1945

Was in Europa geschieht, bleibt stets Teil unserer Lebensgeschichte. Auch fern von dem Kontinent unserer Geburt sind wir nicht aus der Schicksalsverbundenheit mit unserem Volk entlassen. Uns hält der Glaube zusammen, der unser gemeinsames Erbe und zugleich der Grund ist, weswegen wir unablässig verfolgt werden. Auch unter Drangsalen bleiben die Menschen unseres Volkes durch die tief eingewurzelte Achtung vor den jüdischen Lebensformen zusammenschweisst. Das Band zwischen uns ist die Wesensgleichheit, ein Band, das ich erstmals erahnte, als ich als Kind in der Synagoge stand und die ins Gebet vertieften Menschen um mich herum betrachtete.

Wir verschlingen die Nachrichten über die Schlachten, die Europa zerreißen, und verfolgen betroffen die jüngsten Entwicklungen.

Doch wunderbarerweise scheint just, als wir auf dem Gipfel der Verzagtheit und Ängstlichkeit angekommen sind, das Kriegsglück sich zu wenden. Die Truppen der Achsenmächte zeigen Schwäche. Der Kriegseintritt der USA zeitigt offenbar Ergebnisse; wir hören jetzt von Siegen der Alliierten. Fetzen von Nachrichten, die uns Auftrieb geben, schlüpfen durch das Sperrfeuer grosssprecherischer Propaganda aus Berlin; wir schöpfen daraus Mut und neue Hoffnung auf eine Schicksalswende. Mit einem zunächst noch zaghaften Lächeln lauschen wir dem veränderten Ton, den die Nachrichtensprecher im Radio jetzt anschlagen, und dabei legen wir die Arme umeinander, eine Geste, mit der wir uns gegenseitig bestärken und ermutigen.

Am 2. Februar 1943 gehen die Russen als Sieger aus der Schlacht um Stalingrad hervor: Sie zwingen zweiundzwanzig Divisionen der Deutschen Wehrmacht zur Kapitulation. Am «D-Day», dem 6. Juni 1944, landen amerikanische, britische und kanadische Soldaten an der Küste der Normandie. Im August ist die Befreiung von Paris vollzogen. An der russischen Front sind die Deutschen zurückgeschlagen, und in heftigen Kämpfen werden die besetzten Länder nach und nach befreit. Mit vereinten Kräften lassen die alliierten Streitkräfte unzählige Tonnen Sprengkörper auf Deutschland herabregnen, und am 7. Mai 1945 unterzeichnet schliesslich Generaloberst Alfred Jodl im Alliierten Hauptquartier zu Reims die bedingungslose Kapitulation. Die Nachricht der deutschen Niederlage verbreitet sich in Windeseile um die Welt. Hitler wurde tot im «Führerbunker» in Berlin aufgefunden, wo er sich zusammen mit seiner Geliebten Eva Braun das Leben genommen hat. In Italien ist Mussolini mit seiner Geliebten Clara Petacci auf der Flucht nach Deutschland von Widerstandskämpfern am Comer See gefangengenommen und erschossen worden; anschliessend hat man die Leichen der beiden aufgehängt und öffentlich zur Schau gestellt.

Als wir die Nachrichten vom schmachvollen Ende der Tyrannen hören, sind wir sprachlos und können es kaum fassen. Die Freude darüber erleben wir in einer Art Trance. Sind wir frei? Auf den Jubel, mit dem die Neuigkeiten begrüsst werden, folgt herbe Enttäuschung. Die Japaner haben die Kapitulation abgelehnt. Sie führen immer noch Krieg, und wir sind nach wie vor Gefangene.



## XXXI

### *Bomben auf Hongkou*

1945

Auf den breiten schmutziggelben Wassern des Yangzi wiegt sich eine Anzahl leerer Frachtschiffe und wartet auf die Ladung. Normalerweise geht hier der Umschlag rasch vonstatten, die Frachter werden blitzschnell ent- und beladen und laufen unverzüglich wieder aus. Kähne, die auch nur für kurze Zeit unbeladen vor Anker liegen, sind hier ein ungewöhnlicher Anblick.

Ein Gerücht macht in Hongkou die Runde, und die Menschen sind vor Angst einer Panik nahe. Hinter vorgehaltener Hand wird geflüstert, dass die Frachter auf uns warten. Es sollen Todesschiffe sein. Noch vor der Niederlage haben die Deutschen den Plan an die Japaner herangebracht, und die scheinen jetzt willens, Ernst zu machen. Nach und nach erfahren wir die Einzelheiten der geplanten Vernichtung, und die schlimme Kunde verbreitet sich blitzschnell in unserer Gemeinschaft.

Unter den Flüchtlingen sind auch welche, die im Untergrund eine Funkanlage betreiben, mit der sie aktuelle Nachrichten aus Europa und der Pazifikregion empfangen können. Während des Kriegs haben von Anfang an Spione – einige davon sogar in den Reihen der deutschen Funktionäre in Shanghai – Informationen erlangt. Die Deutschen haben sich inzwischen im Eiltempo aus dem Staub gemacht, um in islamischen Ländern oder in Südamerika Unterschlupf zu suchen. Aber die Japaner sind hier immer noch an der Macht, und wir harren in Hongkou unseres Schicksals. Was die Nachrichten darüber ankündigen, ist Schrecken erregend.

Wer mit einem Tagespassierschein aus dem Ghetto hinausgelangt,

trifft sich in Shanghai heimlich mit Leuten, von denen er gegebenenfalls die neuesten Informationen erhalten kann, und gibt nach der Rückkehr sein Wissen weiter.

In den Gerüchten über die uns betreffenden Pläne vermischen sich Wahrheit und Spekulation, man spricht von Konzentrationslagern und Gaskammern. Wir wissen, dass zumindest ein Teil davon auf Tatsachen beruht, denn Poldi hat die Gebäude mit eigenen Augen gesehen. Er hat mir erzählt, dass sie unbenutzt und unheildrohend auf der Insel Wusung stehen; dorthin könnten die Juden aus Hongkou in Massen verschleppt und anschliessend vernichtet werden. Erfassungslisten für Juden hängen öffentlich aus. Für uns ist das eine gespenstische Wiederholung dessen, was wir in Wien erlebt haben. Wir sind von der japanischen Verwaltung aufgerufen, unsere Namen auf eine dieser Listen zu setzen, aber Poldi und ich finden, dass das noch warten kann. Wohin sollen wir diesmal flüchten? Manche versuchen, sich illegal in Frenchtown oder in der French Concession zu verstecken; in der Hoffnung, in den Menschenmassen Shanghais untertauchen zu können, stehlen sie sich in der Nacht wie Verbrecher aus dem Ghetto. Aber wenn sie gefasst werden, bekommen sie es mit Goya zu tun. Wer in seinem Versteck aufgefunden wird, wird durchgeprügelt und nach Hongkou zurückgebracht, wo er fortan keinen Passierschein mehr erhält. Ihr Schicksal soll auf uns andere abschreckend wirken. Die Striemen und blauen Flecke in ihrem Gesicht sprechen eine deutliche Sprache. Wir kennen keinen sicheren Ort ausserhalb von Hongkou, wo wir uns verstecken könnten, aber wir sind als Familie immerhin noch zusammen und haben nicht vor, uns voneinander trennen zu lassen.

Tag um Tag nimmt die Feindseligkeit der japanischen Besatzer gegen uns und die Chinesen weiter zu. Andererseits wächst das Selbstbewusstsein der Chinesen, was sich in vermehrten Anschlägen auf ihre Feinde ausdrückt. Japanische Offiziere verschwinden auf mysteriöse Weise und werden barbarisch abgeschlachtet, was wiederum nicht minder barbarische Vergeltungsaktionen nach sich zieht. Die Japaner sind

beunruhigt; sie befürchten einen Aufstand. Sollten die Chinesen sich blindwütig erheben, wird man in ganz Shanghai in einem Meer von Blut waten.

Am 17. Juli erreicht die sommerliche Gluthitze ihren Höhepunkt. Die vorangegangene Nacht war schon heiss genug, und am frühen Morgen treibt die aufgehende Sonne die Quecksilbersäule weiter in die Höhe. Um die Mittagszeit ist die Temperatur schier nicht mehr zu ertragen. Poldi und ich sitzen auf Hockern draussen auf der kleinen Veranda, wo sich unsere Kochgelegenheit befindet. Der Schweiss rinnt uns in die Augen und am Hals hinunter. Die Sachen, die wir anhaben, sind nur noch nasse Lappen, die an unseren schweissgebadeten Körpern kleben. Wir trinken abgekochtes Wasser und wischen uns die Flüssigkeit über Stirn und Arme, doch die Hitze drückt beharrlich, tags wie nachts, ohne dass uns je die Wohltat eines kühlenden Lufthauchs zuteil würde. Die Luft ist vom Geruch faulender Abfälle und verwesender Leichen geschwängert, voll summender Fliegen und Malaria übertragender Stechmücken. Trotzdem, wir halten aus, lassen uns nicht unterkriegen. Poldi hat nichts an als ein ärmelloses weisses Unterhemd und Shorts. Ich trage ein an und für sich leichtes Sommerkleid, das aber jetzt, vom strömenden Schweiss durchnässt, schlaff und schwer an mir hängt. Das nasse Haar klebt uns beiden an der Kopfhaut. Ich schwenke einen chinesischen Papierfächer vor meinem Gesicht hin und her, habe aber nicht den Eindruck, dass er die Luft in Bewegung bringt. Heute Nacht werden wir unruhig schlafen.

Wenn die Japaner wirklich vorhaben, uns noch vor Ende September auszulöschen, wie wir gehört haben, dann arbeitet die Zeit gegen uns. Am häufigsten wird das Gerücht verbreitet, dass man uns höchstwahrscheinlich an unserem hohen heiligen Tag Rosch ha Schana, dem jüdischen Neujahrsfest, zusammentreiben werde, weil wir dann alle in den diversen Synagogen zum Gottesdienst versammelt sind. Ausnahmslos alle Juden sollen auf die in stiller Erwartung auf dem Yangzi vor Anker liegenden Frachter getrieben und diese anschliessend auf den Fluss hinausgesteuert und angezündet werden, so dass wir bei lebendigem Leibe verbrennen.

Nachdem er berichtete, was er zuletzt an Nachrichten von ausserhalb des Ghettos erhalten hat, wischt sich Poldi mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Dann sagt er mit düsterer Miene: «Unsere einzige Hoffnung sind jetzt die Amerikaner. Nach dem japanischen Überfall auf Pearl Harbor sind sie in den Krieg eingetreten, um Vergeltung zu üben. Aber wenn sie sich gegen diesen Gegner durchsetzen wollen, werden sie entschlossen handeln müssen. Die Japaner denken nicht daran, aufzugeben. Das ist nicht ihre Art. Jetzt fliegen Hunderte von Kamikaze-Fliegern Selbstmordeinsätze gegen amerikanische Schiffe. So vermehren sie mit ihrem Tod ihre Ehre.»

«Vermehrte Ehre durch vermehrtes Blutvergiessen!», antworte ich angewidert. «Die Erde muss doch schon längst völlig blutgetränkt sein. Und was ist dabei herausgekommen? Nichts als noch mehr Elend für die Menschheit.»

Wir bemerken jetzt ein fernes Donnernrollen, das die Wände zum Beben bringt. Das Geräusch kommt näher und näher, bis es explosionsartig in einen Höllenlärm umschlägt. Ich schreie auf vor Entsetzen – ist es ein Erdbeben? Wir flüchten uns nach drinnen und kauern uns auf den Boden.

Die Bombenflugzeuge, die im Geschwader über uns hinwegziehen, machen einen ohrenbetäubenden Krach. Wir werfen uns in unserem kleinen Zimmer auf den Boden und bleiben so liegen; Poldi hat einen Arm um meine Schulter gelegt und mit der anderen Hand meine Hand gefasst. Die Bomben regnen mit Geheul vom Himmel herab und beenden beim Auftreffen explosionsartig ihren Flug. Von draussen hören wir wildes Schreien und Johlen. Es ist kaum zu glauben, aber aus dem Schrecken erregenden Flugzeuglärm hören wir Jubelrufe heraus.

«Es sind die Amerikaner! Endlich kommen sie uns retten!»

Wir liegen noch immer auf demselben Fleck auf dem Zimmerboden. «Poldi», flüstere ich, «ist das wahr? Werden wir noch rechtzeitig gerettet?»

«Das ist unsere letzte Hoffnung, die einzige, die wir noch haben», antwortet er, während er langsam und vorsichtig aufsteht. Er späht durch

das Fenster nach draussen. «Wenn sie uns jetzt nicht finden und befreien, oder wenn die Amerikaner geschlagen werden, dann haben wir meiner Meinung nach keine Chance mehr.»

«Gott soll schützen.» Wir spüren, wie der Fussboden von neuem bebt, und Poldi wirft sich wieder neben mich.

Überall in Shanghai schlagen Bomben ein. Mit den Detonationen wird den Japanern drakonisch vergolten, dass sie es gewagt haben, Gewalt gegen amerikanische Staatsbürger auszuüben. Wir spielen dabei die Rolle von kaum wahrnehmbaren Kleinlebewesen zwischen den Fronten, die sich ums nackte Überleben mühen.

Die Amerikaner bombardieren auch gezielt Hongkou, wo sie eine wichtige Funkstation zerstören wollen, mit der die Japaner die Aktivitäten ihrer Flotte entlang der chinesischen Küste koordinieren. Vielleicht werden wir bald im Räderwerk der Ereignisse zerrissen. Die dünnen Wände erzittern, als ob in unseren Zimmern Blitze aufeinanderträfen. Der Verputz bekommt Risse und beginnt zu bröckeln, Staubwolken wirbeln durch die Luft. Stücke der immer wieder notdürftig ausgebeserten Decke liegen um uns herum. Die Fensterscheiben klirren und zerbrechen, dann liegen überall Glassplitter.

Die ganze Nacht über detonieren Bomben mit ohrenbetäubendem Lärm. Wenn wir aus dem Fenster sehen, bietet sich uns ein erstaunliches Bild. Chinesen sitzen mit entblösstem Oberkörper im Schneidersitz auf den lädierten Flachdächern, recken die Arme nach oben und gestikulieren zu den amerikanischen Bombern hin. Dazu rufen sie Willkommensgrüsse hinauf. Nach jahrelangem Leiden unter dem Regiment ihrer Bedrücker erhoffen auch sie sich jetzt von den Amerikanern die Rettung. Sie haben so viel verloren, dass sie alle Vorsicht ausser Acht lassen. Wir begreifen, was sie mit ihrer Waghalsigkeit bezwecken. Sie müssen sich genauso unsichtbar und unbeachtet vorgekommen sein wie wir. Sie wollen gesehen werden.

Die leicht gebauten Wände unserer Wohnung beginnen sich unter

den Erschütterungen zu verbiegen. «Wir sollten sehen, dass wir hier rauskommen!», schreit Poldi mir durch das Getöse zu.

Er nimmt mich bei der Hand, und gemeinsam manövrieren wir uns über die wackeligen Treppenstufen nach unten. Wir haben uns entschlossen, zusammen mit einer Anzahl anderer, die aus ihren Wohnungen geflüchtet sind, die Nacht auf der Strasse zu verbringen. Unter den Schreien flüchtender Bewohner sinken Gebäude in sich zusammen wie Sandburgen. Wir wissen nicht, wohin wir uns wenden sollen, als schon wieder neues Dröhnen vom Himmel erschallt.

Wie rote Fackeln steigen die Leuchtspurgrenaten der japanischen Flugabwehr auf, und die Kakophonie beginnt von neuem. Zwischen dem alles übertönenden Krach der detonierenden Bomben sind gedämpfte menschliche Jammerlaute zu hören. Viele der auf den Flachdächern sitzenden Chinesen werden von umherfliegenden Splintern getroffen. In dem von kreischenden Stimmen durchdrungenen Getöse hasten jüdische Ärzte durch die Strassen und bemühen sich, das Leben der vielen Verletzten zu retten. Getrieben von panischer Angst, in die sich die berausende Hoffnung auf Freiheit mischt, laufen die Menschen durcheinander.

Wütendes Feuer frisst sich durch die maroden Bauten. Auf den Strassen stieben sowohl schreiende Chinesen als auch verschreckte Juden in alle Richtungen davon, um irgendwo Schutz zu suchen. Menschen mühen sich fieberhaft, die Flammen mit Wasser zu löschen, um wenigstens das zu retten, was von ihrer Wohnstatt noch übrig ist. Ein paar Strassen weiter sehen wir einen Brand hoch auflodern. Das Wohnheim «The Safe Place», der «sichere Ort», hat einen Volltreffer abbekommen.

«Wir müssen zu Erna hinüber und nachsehen, ob bei ihr alles in Ordnung ist!», rufe ich Poldi besorgt zu.

Als es still geworden ist, spurten wir los. An jedem geschützten Fleckchen, das wir erreichen, halten wir für ein, zwei Minuten an, ehe wir weiterlaufen. Aus manchen Hauswänden sind grosse Stücke herausgebrochen, so dass der Bau etwas von einer angeschnittenen Melone hat

und die Intimsphäre seiner Bewohner den Augen der Welt darbietet. Etwa einhunderttausend Chinesen sind in Hongkou auf engstem Raum mit den Flüchtlingen zusammengepfercht. Nun sind wir alle zusammen von dieser jüngsten Zerstörungssorgie betroffen.

Adrenalin pulsiert in unseren Adern, und wieder einmal steigern sich unsere Befürchtungen ins Endlose. Wir hasten weiter auf dem Weg zu Ernas Wohnung, doch beim Näherkommen stockt unser Herzschlag vor Entsetzen. Wir sehen nur einen Schuttberg und Menschen, die hierhin und dorthin laufen. Verwundete werden unter den Trümmern hervorgezogen. Wir sehen Willi an Gliedmassen zerren, die aus dem Steinhaufen hervorschauen. Seine Haare und die Gläser seiner Brille sind völlig verstaubt.

Ich packe ihn am Ärmel. «Willi, hast du Erna gesehen? Ist sie in Sicherheit?», erkundige ich mich flehentlich.

«Weiss ich nicht.» Er lässt nicht eine Sekunde lang ab von dem Bemühen, den Körper, in dem noch Leben ist, aus der Falle zu befreien. Walter kommt zusammen mit anderen Männern auf uns zugerannt; sie alle wollen offenbar helfen, das schwer geschockte Opfer aus seinem Grab herauszuholen.

«Wir haben schon einunddreissig Juden gefunden, die bei dem Angriff ums Leben gekommen sind, und noch viel mehr Chinesen. Hoffentlich werden es nicht *noch* mehr.» Willi müht sich schnaufend an dem mit Gipsstaub bedeckten unbeweglichen Körper ab.

Poldi beteiligt sich an der Hilfsaktion, indem er beginnt, mit blossen Händen Schutt und Trümmer beiseite zu räumen, um nach irgendwelchen Lebenszeichen zu suchen. Von überallher kommen hilfsbereite Männer gelaufen und legen mit Hand an. Wenn sie glauben, ein Opfer geortet zu haben, versuchen sie ihm mit Zurufen Mut zu machen und stürzen sich sofort fieberhaft in die Räumarbeit, bis sie das verwundete oder inzwischen vielleicht auch gestorbene Opfer aus den Trümmern ziehen können.

Ich kann Erna und die ihren nirgends entdecken und überlege, dass

sie vielleicht bei Stella zu finden sind. Mit klopfendem Herzen stürze ich in das Mietshaus und die beschädigte Treppe hinauf.

«Tante Nini, hast du auch den ganzen Krach gehört?», ruft Lily, als sie mich sieht. «Ich hab solche Angst gehabt, und dann ist die ganze Decke auf den Boden gefallen, und Papa hat zu mir gesagt, ich soll nicht weinen, ich hab aber trotzdem geweint.»

Ich knie mich hin und nehme die Kleine, die sich jetzt mit dem Rücken ihres schmutzigen Händchens die verweinten Augen reibt, in die Arme. Erna und Stella stehen stumm, zitternd und mit leerem Blick dabei, immer noch geschockt durch den Einschlag ganz in der Nähe. Ich versuche die beiden aufzurichten, dränge jede, etwas abgekochtes Wasser zu trinken, damit sich ihre Nerven entspannen. Auch Fritz ist da. «Sag mal, Nini, wo sind denn die andern alle?», erkundigt er sich.

«Draussen auf der Strasse. Überall liegen Tote und Verwundete, und sie versuchen zu helfen, wo sie nur können.»

«Dann werde ich ihnen mal zu Hilfe eilen», ruft Fritz und verschwindet nach draussen.

Uralte Worte kommen mir plötzlich in den Sinn: «In jedem Zeitalter stand man wider uns auf, uns zu vernichten», heisst es in der Passahaggada, aus der wir jedes Jahr vorlesen. «Und der Heilige, gelobt sei er, rettete uns aus ihrer Hand.» Aber diesmal hat er uns im Stich gelassen, denke ich bei mir.

Ich bleibe noch eine Weile, dann verabschiede ich mich von meinen Schwestern und von Lily. Das Bombardement hat aufgehört – für den Moment jedenfalls – und auf den Strassen herrscht hektische Betriebsamkeit.

Den ganzen Tag lang sondern wir die Lebenden von den Toten und versuchen, Menschen zu retten, wo immer sie noch zu retten sind. Die ganze Gemeinschaft steht in diesem Kampf zusammen wie *ein* Mann. Aller Parteienhader ist vergessen angesichts eines Unglücks dieses Ausmasses. Unter den Menschen, die hilfsbereit herbeigeeilt sind, erkenne ich Elsa Guttenberg; sie hat in Streifen geschnittene Nachthemden und



Bettlaken als Verbandsmaterial mitgebracht. «Elsa», sage ich zur ihr, «gib mir etwas von den Sachen da, damit ich auch mithelfen kann.»

Mit einem verkrusteten Gemisch aus Blut und Dreck auf Gesicht und Händen kniet sie auf dem steinigen Schutt. Ihr rotes Haar ist verdreckt, und wie wir alle ist sie völlig aus der Fassung. Sie reicht mir ein paar von ihren behelfsmässigen Binden. Ich beuge mich neben ihr hinunter und beginne, eine auf dem Boden liegende alte Frau, die von einem herabfallenden Trümmerteil am Bein getroffen wurde, zu verbinden.

Ein Stück weit weg sehe ich Poldi und die anderen Männer unserer Familie nach Überlebenden suchen, und mir fällt auf, dass ich Elsas Mann noch nirgends gesehen habe. «Wo ist Kurt?», frage ich sie.

«Kurt hat etwas abbekommen, aber die Ärzte waren schon da und haben ihn untersucht und behandelt. Ich hab ihn in unserem Zimmer zurückgelassen. Immerhin steht das Haus ja noch. Er schläft, und ich wollte hier draussen mithelfen. Die linke Schulter und die linke Hand sind gebrochen, aber die Ärzte meinen, das wird so weit heilen, dass er wieder auf seiner Geige spielen kann – das heisst, falls wir das hier überleben. Ich flehe zum Himmel, dass sie Recht behalten.»

Dann sehe ich auch Herta, die mit Kannen voll abgekochtem Wasser für die Verwundeten durch den Schutt watet. Sie ist zu weit weg, als dass sie mich hören könnte, aber es freut mich, dass sie sich immer noch als Teil der Gemeinschaft fühlt und ihr Empfinden sich nicht so weit verhärtet hat, dass sie dem Elend der anderen den Rücken zukehrt. Als wir schliesslich den Heimweg antreten, schmerzt uns jeder Muskel im Leibe vor Überanstrengung, wir sind ausgelaugt und mit den Nerven am Ende. Die Nacht über bleiben wir in der Wohnung von Stella, in einem der wenigen unbeschädigten Häuser; in dem kärglichen Komfort, den die Zimmer bieten, können wir wenigstens alle viere von uns strecken. Wir beten das Kaddisch für alle, die heute das Leben verloren haben.

«Ob wir hier jemals lebend wieder herauskommen?», fragt Erna im

Flüsterton, um Lily nicht aufzuwecken, die auf ihrem Schoss eingeschlafen ist.

«Sag nicht solche Sachen», sagt Stella, der die hellen Tränen über die Wangen rinnen. «Ich finde, es ist noch nicht aller Tage Abend.»

Erschöpft in meinem Sessel zusammengesackt, hebe ich jetzt den Kopf und sage: «Welche Ironie: Wir entkommen Hitler und werden dafür von den Amerikanern bombardiert. Noch mehr Strapazen halten meine Nerven nicht aus, und mein Mut hat auch seine Grenzen.»

Aber Poldi denkt nicht ans Aufgeben und fasst mich fest am Arm. «Wir können uns nicht hängen lassen, wir müssen jetzt mehr denn je stark sein. Vielleicht sind wir diejenigen, denen es bestimmt ist zu überleben. Ich vertraue nach wie vor darauf, und das solltest du auch tun. Gib jetzt nicht auf. Ich brauche dich, ich liebe dich!»

Er ist stärker, als ich ihn je gekannt habe, felsenfest und unbeirrbar in seinem Glauben, und während ich ihm jetzt in die leuchtenden Augen schaue, finde auch ich meinen Glauben wieder.

Willi und Fritz schlafen auf dem Boden, Poldi und ich in Sesseln. Stella und Walter haben ihr Bett, und Erna schläft zusammen mit Lily auf dem Sofa.

Am nächsten Tag, das wissen wir, werden die jüdischen Opfer bereits auf unserem Friedhof beigesetzt sein. Man wird sie im Laufe der Nacht eiligst vom Ort des Unglücks wegschaffen, um einer Entweihung oder Entehrung der Leichen vorzubeugen. In unserer Familie sind gottlob keine Toten zu beklagen, wer jedoch einen Angehörigen verloren hat, wird die Nacht über bei ihm die Totenwache halten, wie der Ritus es vorschreibt. Der Leichnam soll nicht alleingelassen werden, solange die Seele nicht ausreichend Zeit für den Übergang aus dieser in die kommende Welt gehabt hat.

Bei Tagesanbruch ist es draussen noch still. Der Blick aus dem Fenster fällt auf die von den Ereignissen des gestrigen Tages hinterlassenen Trümmerhaufen. Wir sehen grosse, rötlichbraune Flecken im Strassen-

dreck; es sind eingetrocknete Blutlachen. Ganz Hongkou ist ein Feld von lädierten oder ruinierten Bauten. Wir sehen Menschen den Schutt nach irgendetwelchen Resten ihrer materiellen Existenz durchwühlen.

Auf der Strasse vor dem Haus, in dem wir uns befinden, haben die Japaner vor der Hintergrundkulisse von Verwüstung die Leichen von Dutzenden Chinesen aufgereiht. Die dabeistehenden Wachsoldaten verbrennen ein Sternenbanner und skandieren Hetzparolen gegen die alliierten Mächte, die, wie sie sagen, schuld an dem Massaker sind. Die überlebenden Chinesen, die um ihre toten Angehörigen trauern, die man wie Tierkadaver in den Strassendreck geworfen hat, betrachten ihre Unterdrücker mit erneuerter Feindseligkeit. Aus ihren Blicken spricht blanker Hass. Die Entwürdigung der Toten empfinden sie als eine grosse Schmach, die sie noch mehr schmerzt als der Verlust ihrer Lieben. Die gemeinsame Erfahrung des Bombenangriffs hat zwischen Chinesen und Flüchtlingen ein bislang nicht vorhandenes Freundschaftsband geknüpft. Die Chinesen zeigen sich nun hilfsbereit und lächeln dankbar den jüdischen Ärzten und freiwilligen Helfern zu, die ihnen in der Not beigestanden haben.

Die Bombardierungen ziehen sich, mit Zwischenpausen, über Wochen hin. Bei den Flüchtlingen hat das Lebensgefühl einen Tiefpunkt erreicht. Die Suche nach Lebensmitteln und sauberem Wasser füllt unsere Tage aus. Für uns gibt es kein Kino, keine Konzertveranstaltungen, überhaupt kein Unterhaltungsangebot mehr. Alle sitzen wir in vormals renovierten, jetzt beschädigten Häusern und warten, warten und überlegen, was wir als Nächstes tun sollen. Poldi hat einen Versuch gemacht, aus Hongkou hinauszukommen, um draussen Reis und Zigaretten aufzutreiben, aber das wird jetzt schwieriger. Das für uns zuständige japanische Amt, das «Büro für staatenlose Flüchtlinge», will keine Passierscheine ausgeben. Man hat dort alle Hände voll zu tun mit den Folgen der Bombenangriffe und ist nicht gut auf die Flüchtlinge zu sprechen. Das Lächeln ist von den Gesichtern gewichen. Wenn das noch lange so weitergeht, werden wir alle verhungern, und in Hongkou ist niemand

mehr übrig, der gerettet werden müsste. Immerhin ist fürs erste eine Suppenküche eingerichtet worden, und alles, was sich an Lebensmitteln auftreiben lässt, wird hier gelagert und verteilt, so dass wenigstens die Kinder zu essen haben. Wir stehen mit den anderen Schlange und warten auf lebenserhaltende Essensrationen.

Wir wissen nicht, wann wir mit einem neuen Luftangriff zu rechnen haben. Inzwischen ist es August geworden. Es herrscht eine schwüle Hitze, Wasser und Lebensmittel werden immer knapper, und jeder Tag kann unser letzter sein. Mein Lebensmut schwindet, allen Bemühungen Poldis zum Trotz.

Die drückende Hitze lässt nicht nach. Jeder neue Tag ist ebenso unmenschlich heiss wie der vorherige. Unsere Nerven sind geschwächt, können jederzeit versagen. Am 5. August reisst uns die lautstarke Geräuschkulisse eines erneuten Luftangriffs aus dem Schlaf. Ich werde von einem hysterischen Weinkrampf geschüttelt, während in der Umgebung die Bomben niedergehen. Todesangst beutelt mich, gleichzeitig wühlt der Hunger in meinem Magen, und meine Kehle brennt vor Durst. Dann ist es wieder ruhig. Wir warten stundenlang auf ein neues Bombardement, das jeden Moment einsetzen kann, schauen zu der bröckelnden Zimmerdecke hinauf und können nichts unternehmen. Wir sind wieder in unserem alten Quartier. Unsere Möbel haben gelitten und bieten einen noch jämmerlicheren Anblick als zuvor. Betäubt und gelähmt liegen wir auf unserem Bett, starren in die Dunkelheit und schlafen schliesslich vor Erschöpfung wieder ein. Alles, was wir anhaben, ist mit einer Schicht von zerstäubtem Verputz überzogen.

Informationen über das Geschehen ausserhalb unserer kleinen Welt sickern zu uns durch. Ungeachtet der durch die Bombardements angeordneten Zerstörungen denken die Japaner nicht daran, klein beizugeben, und schlagen mit einer endlosen Folge von Kamikaze-Angriffswellen zurück. Auf den Durchhaltebefehl ihres besessenen Kaisers leisten sie den alliierten Streitkräften mit eiserner Entschlossenheit Widerstand. Von irrationalen nationalistischen Eifer entflammt, von Kada-

vergehorsam und blindem Vertrauen auf die höhere Weisheit des Tenno getrieben, setzen sie ihren Feldzug fort. Immer mehr von ihren jungen Männern werden auf die Selbstopfermissionen geschickt, bei denen sie zahllose andere mit in den Tod reissen.

Er ist mir nach wie vor unbegreiflich, dieser anscheinend unstillbare Machthunger, der die Triebkraft des Krieges und der nicht enden wollenden Kamikaze-Angriffe ist. «Warum kapitulieren sie nicht?», frage ich Poldi.

«So ist das nun mal bei ihnen», antwortet er. «Die Japaner haben eine andere Auffassung von Leben und Tod als wir. Der Tod ist unabwendbar, aber welchen Tod sie sterben, ist für sie unendlich wichtig.»

Ich schüttele den Kopf. Wenn ihnen das eigene Leben nichts wert ist, wie gross ist dann unsere Aussicht, sie zu besiegen?

## XXXII

### *Sieg* 1945

Tagsüber herrscht in Hongkou knisternde Spannung. Poldi und ich treffen uns mit Schicksalsgenossen zum Informationsaustausch. Wo immer es ein funktionierendes Radiogerät gibt, drängeln sich Leute davor, um die neuesten Entwicklungen mitzubekommen. Eine Zunahme der Kamikaze-Angriffe mit dem Resultat gesteigerter Zerstörung und vermehrter Todesopfer wird gemeldet. Schliesslich verlieren die Amerikaner die Geduld. In den nächsten Tagen können wir die Radionachrichten kaum glauben: Die Vereinigten Staaten haben zwei Atombomben abgeworfen. Die erste am 6. August auf Hiroshima, die zweite am 9. August auf Nagasaki.

In Hongkou schweben wir nun zwischen Furcht und Hoffnung. Bedeutet das nun wirklich das Ende des Kriegs? Das Ende unserer Leiden? Am 9. August, dem Tag des Bombenabwurfs auf Nagasaki, erklärt die Sowjetunion Japan den Krieg, wirft sozusagen in letzter Minute ihren Hut in den Ring. Am 10. August tauchen plötzlich Flugblätter auf und werden im ganzen Ghetto verbreitet. Jemand erzählt uns, man habe in Shanghai auf öffentlichen Gebäuden Flaggen der Alliierten wehen sehen. Daraufhin kommt es zu Freudenausbrüchen, die jedoch schon bald wieder gedämpft werden durch schlechte Nachrichten: Den in der Mandchurei lebenden Flüchtlingen drohen Repressalien von Seiten der japanischen Behörden.

Poldi überfliegt mit besorgtem Gesicht eines der jüngsten Flugblätter. «Wie mag es wohl Leon Druck gehen?», höre ich ihn sagen.

Leon – zum ersten Mal seit langem denke ich jetzt wieder an ihn.

Während der ganzen Zeit der Luftangriffe konnten wir mit niemandem ausserhalb von Hongkou kommunizieren. Jetzt erinnere ich mich wieder an Leons couragierte Hilfsbereitschaft, seine herzliche Zuneigung zu Poldi und die Freundlichkeit, die er mir gegenüber bewies, und bin sehr besorgt um ihn.

«Gibt es irgendeine Möglichkeit, ihm eine Nachricht zukommen zu lassen? Können wir ihm irgendwie helfen?», frage ich Poldi.

«Ich weiss nicht. Vorerst sind wir ja selber noch Gefangene. Ich kann ja mal mit jemandem aus dem Untergrund reden und sehen, was dabei herauskommt. Wenn es irgendeine Möglichkeit gibt, wie wir ihm helfen können, helfen wir ihm, das ist klar. Er ist für mich wie ein Bruder. In gewisser Beziehung sogar mehr als ein Bruder», setzt er hinzu – eine Anspielung auf Dolu, der während der jüngsten Wirren nichts von sich hat hören lassen.

Noch zwei Wochen lang leben wir in Ungewissheit. Die britischen und amerikanischen Nationalflaggen, die man für kurze Zeit überall in der Stadt gehisst sehen konnte, sind von den Stöcken und Masten gerissen worden. Vereinzelte Siegesfeiern auf den Strassen von Hongkou sind von der immer rabiater vorgehenden japanischen Verwaltung brachial gestoppt worden. Die japanische Regierung hat offiziell kapituliert, aber wir werden paradoxerweise immer noch geknebelt. Wieder sind wir zum Warten verurteilt, und von Tag zu Tag wird unsere Lage prekärer.

Eines frühen Morgens Mitte August werden wir kurz nach Tagesanbruch vom Gellen einer Pfeife aus dem Schlaf gerissen. Es folgt ein lautes Rufen: «Aufwachen! Die Wachposten sind weg! Die Yankees kommen! Es ist ausgestanden! Wir sind endlich frei!» Wir stürzen ans Fenster und sehen unten auf der Strasse einen jungen Mann, der die Strasse rauf- und runterläuft und dabei abwechselnd seine Botschaft ausruft und seine Bao-Jia-Pfeife zum Schrillen bringt.

Wie viele andere Anwohner laufen wir halb angezogen auf die Strasse, um herauszufinden, was geschehen ist. Und siehe da: Auf dem gewohnten Platz am Ende der Tong Shan Road steht kein Wachposten.

Die wohlbekannte japanische Flagge mit dem gefürchteten und verachteten Emblem der aufgehenden Sonne ist nicht mehr da. Auf der Hauptstrasse streben Soldaten auf uns zu, unerschrocken, ruhig, selbstsicher und mit Siegermiene. Zu unserer unbeschreiblichen Erleichterung und Freude sind es Amerikaner.

Die stattlichen, hoch gewachsenen, lächelnden Soldaten gehen lässig auf uns zu. Und wir erdrücken sie fast zur Begrüssung. Frauen und Kinder stürzen sich auf sie und umhalsen sie oder zupfen sie am Ärmel und küssen ihnen die Hände. Greise senden mit gefalteten Händen Dankgebete zum Himmel hinauf. Wir führen auf dem zerklüfteten, zerbröckelnden Strassenpflaster wahre Derwischentänze auf, lachen und weinen zugleich und können unsere Gefühle einfach nicht mehr im Zaum halten.

Poldi nimmt mich in die Arme und wirbelt mich im Kreis herum. Die Welt dreht und dreht sich um uns, und uns wird schwindlig bei dem lustvollen Gefühl der Freiheit. Wir küssen uns. Passanten schütteln uns die Hände.

«Sieg! Sieg! Endlich ist es ausgestanden», ruft Poldi, andere antworten mit ähnlichen Rufen und formen mit zwei Fingern der erhobenen Hand das Victory-Zeichen. Unsere chinesischen Nachbarn verbeugen sich vor uns, und wir verbeugen uns vor ihnen und haben das Gefühl, dass wir vor Freude gleich platzen werden.

«Ich liebe dich», sage ich zu Poldi, und er antwortet: «Das Leben ist schön! Welch eine Lust zu leben!»

Befreit von der Last, die uns jahrelang bedrückt hat, machen wir uns auf die Suche nach den anderen Mitgliedern der Familie. Willi, Walter und Stella, Erna und Fritz mitsamt Lily, sie sind alle auf der Strasse, und wir umarmen uns in der Ruinenlandschaft, zu der Hongkou geworden ist, und geniessen diesen Augenblick ungetrübter Freude und Wonne ohne auch nur den leisesten Gedanken an die Zukunft zu verschwenden. Kurt, dessen Hand schon fast geheilt ist, und Elsa sind ebenfalls da, und auch sie umarmen wir.

Wie kleine Kinder drücken wir begeistert Freunde, Familienmitglie-



der und aus bombengeschädigten Häusern herauskommende fremde Menschen an die Brust. Und jedes Mal halten wir uns fest umschlungen und würden uns am liebsten gar nicht mehr aus der Umarmung lösen.

Den Lärm unserer fröhlichen Feier übertönt nach und nach das allseits freudig begrüßte Motorendröhnen näherkommender Militärlastwagen. Kurz darauf rollen sie auch schon in unser Gesichtsfeld, die Fahrzeuge mit der charakteristischen, jetzt allerdings verdreckten Tarnbemalung, auf denen rot-weiss-blau das Sternenbanner als Freiheitsfahne flattert. Rund um uns herum sieht es wüst aus. Die heldenhaften Sieger stossen mitten in unseren Kerker vor und scheinen verblüfft, in diesem gottverlassenen hintersten Winkel von Shanghai eine isolierte Gemeinschaft unterernährter Mitteleuropäer vorzufinden. Aus dem Gedränge barfüßiger Chinesen kommen wir auf sie zu: zerlumpte Kinder, noch unter Schockwirkung der Bombenangriffe stehende Männer und Frauen, Alte und Kranke – alle strecken den Amerikanern ihre abgemagerten Arme entgegen. Ich klammere mich fest an Poldis Hand, weil ich fürchte, bei all dem Gedränge und Geschiebe in der Menge von ihm getrennt zu werden.

Die Amerikaner haben Esswaren mitgebracht, wie wir sie seit Jahren nicht mehr gesehen, geschweige denn gekostet haben. Begeistert umringen wir die Soldaten, und jeder schwelgt in Vorfreude auf seine Zuteilung aus den reichlich vorhandenen Vorräten. Jetzt endlich sind wir überzeugt, dass der Krieg vorbei ist und wir gerettet sind.

Noch ein zweites Mal fließt uns von den Amerikanern Hilfe zu; wenige Tage später beginnt die Hilfsorganisation «United Nations Relief and Rehabilitation Administration», UNRRA, in grossem Umfang Nahrungsmittel zu liefern, und so sind wir schon bald im Besitz von Schokoladeriegeln, Geflügelfleisch in Dosen, Butter, Zwieback, Räucher-schinken, Pulverkaffee, Dosenmilch, Kakao und Obst. Nach der Not und den Entbehrungen der letzten sechs Jahre sind wir förmlich erdrückt von der Flut der Gaben, die da jählings über uns hereinbricht.

Manche beginnen nun Zukunftspläne zu schmieden: wohin sie sich wenden wollen, welche Tätigkeiten ihnen vorschweben und – dies vor allen Dingen – wie sie diese Pläne zu verwirklichen gedenken. Die meisten Bewohner von Hongkou entscheiden sich jedoch dafür, zu bleiben. Unter den Mitgliedern der Gemeinschaft hat sich eine Verbundenheit eingestellt, wie sie eigentlich niemand vorhergesehen hat. Orthodoxe Juden mit ihren schwarzen Hüten, ihren Bärten und Schläfenlocken haben mit den Irreligiösesten unter uns ihren Frieden gemacht, so dass wir am Ende ein einiges Volk von Brüdern geworden sind, weil unsere Feinde uns in die Gemeinsamkeit gezwungen haben. Hier ist das Fundament einer sozialen Gemeinschaft bereits vorhanden, und es sind auch schon Bestrebungen im Gange, mit dem Wiederaufbau zu beginnen.

Ein Anzeichen der Rückkehr zur Normalität: Post wird wieder zugestellt, wenn auch nicht regelmässig. «Nini, Leon hat geschrieben.» Poldi kommt zur Tür hereingestürzt und schwenkt einen zerkratschten Umschlag. «Die Japaner haben in Harbin nicht mehr genug Zeit gehabt, um sich an den Flüchtlingen zu vergreifen, und Leon hat jetzt aus New York die Einreisegenehmigung bekommen. Er reist in allernächster Zeit ab und meint, wir sollten doch auch einen Antrag stellen.»

Ich freue mich, von Leon zu hören, aber bislang haben Poldi und ich nichts dergleichen ins Auge gefasst. In New York kennen wir niemanden, der für uns bürgen könnte, und überhaupt scheint es uns noch zu früh für Zukunftspläne. Vorläufig jedenfalls wollen wir nichts weiter, als in vollen Zügen die Freude am Frieden geniessen.

Während wir noch über Leons Brief reden, hören wir von draussen laute Schreie. Wir treten ans Fenster und sehen, dass sich bei Goyas Büro eine Menschenmenge ansammelt. «Gehen wir raus und sehen nach, was da los ist», sagt Poldi.

Goya ist dabei ertappt worden, wie er aus den Aktenschränken in seinem Büro fieberhaft Papiere herausholte, um Beweise für das Unrecht und die Grausamkeiten, die unter seinem Kommando verübt wurden,

beiseite zu schaffen. Mit einem Koffer in der Hand wollte er sich davonstellen. Aber auf der Strasse wurde er bereits von einer Schar junger Juden erwartet. Und die geben ihm jetzt – teils mit blossen Fäusten, teils mit den Knüppeln, die zu tragen er sie gezwungen hat – zu spüren, welchen Hass er zu schüren vermochte. Er schreit auf vor Schmerz, und der rote Saft läuft ihm von der Lippe.

Während ich bei der Strafaktion zuschaue, empfinde ich kein bisschen Mitleid mit dem Mann, der uns so lange gequält hat. Wie die anderen dürste ich nach Rache für die erduldeten Peinigung, die Zeit der Seelenqual, die Jahre im Zeichen der Furcht und des Todes. Mama liegt auf dem Friedhof, Poldis Eltern sind tot. Warum sollte diese nichtswürdige Kreatur ungestraft davonkommen? Wenn ich den Mumm dazu hätte, würde ich zusammen mit den anderen Hand anlegen und ihn verdreschen.

«Das ist für meine Schwester, die um Hilfe gebeten hat und Schläge dafür gekriegt hat», schreit einer und zieht mit seinem Knüppel Goya eins so kräftig über die dünnen O-Beine, dass der zu Boden geht. Dort kreuzt er schützend die Arme über dem Kopf und bettelt um Gnade – etwas, das er selber seinen Opfern niemals gewährt hat.

«Das ist für meinen Vater, dem du die Medikamente vorenthalten hast und den du deswegen auf dem Gewissen hast», ruft ein anderer, dem Tränen des Hasses und der Verbitterung über die Wangen laufen.

Inzwischen hat sich ein Auflauf gebildet, aus dem heraus die jungen Männer mit Zurufen angefeuert werden, während andere Stimmen das verachtete Wesen verwünschen, das sie so lange sadistisch gequält hat. Jedes Mal, wenn ein Schlag ihn niedergestreckt hat, rappelt sich Goya wieder auf und bemüht sich, immer unsicherer auf den Beinen, um militärische Haltung. Er ist immer noch ein japanischer Soldat, der sein Gesicht zu wahren sucht. Die Aktion geht weiter, bis er schliesslich blutig und geschunden auf dem Boden liegenbleibt. Aber er lebt noch. Sie haben ihn nicht umgebracht. Das ist nicht unsere Art, auch jetzt nicht,

nach quälendem Martyrium und jahrelanger Gefangenschaft. Voll Ekel und Abscheu wenden wir ihm den Rücken zu. Der «König der Juden» ist gestürzt.

«Mir reicht es», sage ich zu Poldi, «ich kann kein Blut mehr sehen. Ich möchte endlich ein bisschen Ruhe und Frieden haben. Gehen wir heim.»

Auf den engen Gässchen und den breiten Avenuen der Stadt Shanghai herrscht lärmende Freude. Es gibt keine Scheidelinien und keine begrenzten Areale mehr. Es gibt nur noch die eine Stadt, die in überschießender Hoch- und Feierstimmung ausser Rand und Band geraten ist. Es wird viel getrunken, und ungezählte Angeheiterte, die sich untergehakt haben, ohne die Whiskey- oder Ginflasche aus der Hand zu lassen, wanken in Trupps singend durch die Strassen. Die Gis sind ein ausgelassenes Völkchen; sie ziehen auf Zechtour um die Häuser und benehmen sich dann wie übermütige Lausbuben, hieven ihre Kulis und bettelnde Kinder in die Rikschas, die sie gemietet haben, und laufen mit ihnen die Strasse rauf und runter.

Die Chinesen beäugen dieses Verhalten mit Verblüffung und einigem Unbehagen, macht es doch auf sie den Eindruck, als ob die Amerikaner sie und die mühsame Arbeit, von der die Familien seit Generationen leben, mutwillig durch den Kakao zögen. In ihren Augen kommt das einem Gesichtsverlust gleich, aber die Yankees sind, was fernöstliche Sitten und Empfindlichkeiten angeht, vollkommen ahnungslos und machen unbekümmert weiter. Wir sehen entsetzt zu und befürchten eine harte Reaktion der Chinesen auf diese eklatanten Respektlosigkeiten. In den Jahren, die wir jetzt hier sind, haben wir allerhand gelernt über die Hochschätzung, die Tradition und Ehre bei den Chinesen geniessen. Aber der Aufschrei des Protests bleibt aus; die Einheimischen lassen es bei bestürzten Mienen und missbilligenden Blicken bewenden. Denn es sind ja die Amerikaner, mit denen sie es zu tun haben, und die doch eigentlich nur ein bisschen gutgelaunten Spass haben wollen. Alle sind ihnen so dankbar für die lang erwartete Freiheit, dass sie ihnen diese Übergriffe schon nachsehen können.

Ein neuer Wohlstand ergiesst sich über Shanghai. Die Geschäfte florieren. Die Amerikaner haben den hochwertigen Tauschartikel US-Dollar mitgebracht und geben ihn hemmungslos für alle möglich Anschaffungen von handbemalten Porzellanvasen bis zu Pelzmänteln aus, die sie bei der Heimkehr in die Staaten mitbringen wollen. Die Gis frequentieren die Gaststätten, Bars und Bordelle, und auf einmal herrscht überall Wohlstand. Auf den Märkten stösst man auf eine Überfülle frischer landwirtschaftlicher Produkte. In den Schaufenstern chinesischer Delikatessengeschäfte hängen gebratene Enten und Spanferkel in einer Reihe oder werden fetttriefend an Bratspiessen gedreht. Man riecht den verlockenden Duft, den sie dabei bis auf die Strasse hinaus verströmen. Auf den Gehwegen verkaufen Strassenhändler gedünstete Maultaschen und Teigklösschen aus riesigen Kochtöpfen und Bambus-Dampfgaren. An den Geruch der einheimischen Küche, der uns bei unserer Ankunft noch absties, haben wir uns längst gewöhnt, und jetzt schieben sich die europäischen Flüchtlinge Reis und exotische Leckerbissen mit Essstäbchen ebenso routiniert wie Asiaten in den Mund. In «Klein-Wien» gibt es eine kosmopolitische Tafel, wo neben asiatischer Küche auch die uns vertrauten westlichen Gerichte serviert werden. Was in Hongkou derzeit an Wiener Küche geboten wird, ist reichhaltiger und exquisiter als alles, was wir seit unserem Abschied aus Österreich kennengelernt haben, und wir alle lassen es uns schmecken. Wir essen und trinken mit orgiastischer Gefrässigkeit – ein vergeblicher Versuch, die für die hinter uns liegenden lahre charakteristische innere Leere auszufüllen.

Es ist Herbst 1945 und Rosch ha Schana, das jüdische Neujahrsfest, rückt näher. Poldi und ich haben mit der Renovierung unseres Zimmers begonnen, aus dem wir nach der jüngsten Verwüstung noch einmal eine bewohnbare Unterkunft machen wollen. Doch heute sind wir Stella und Walter besuchen gegangen. Die ganze Familie ist wieder vereint. Alle sind guter Dinge, es herrscht eine Stimmung, wie man sie lange nicht hatte. Endlich einmal ist etwas zu essen da, etwas Richtiges, nicht nur

die Brocken und Stückchen, mit denen man sich in all den Jahren der Entbehrung am Leben erhalten hat.

«Ich fühle mich, als wäre ich in ein Fass voll Honig gefallen», sagt Poldi mit breitem Lächeln, während er einen mächtigen Bissen frisches Obst zerkaut. «Jetzt ist von allem so viel da, dass die Hungersnot ein Ende hat.»

«Wie wollen wir das feiern?», fragt Walter, und dabei leuchtet ihm die Vorfreude aus den Augen.

«Ganz gross!», sage ich. «Wir müssen alle zusammen ein paar Tage Urlaub machen, und zwar jetzt gleich, solange dieses Gefühl noch in uns lebendig ist. Wir fahren weg, irgendwohin, vergessen eine Zeitlang alle Sorgen und reden nicht über die Zukunft, sondern geniessen nur diese seligen Augenblicke der Gegenwart.»

Alle lassen sich von meinem ekstatischen Hochgefühl anstecken. Strahlend vor Entzücken über seinen Einfall sagt Willi: «Wisst ihr was? Wir fahren nach Mokashan. Davon habt ihr doch sicher schon gehört. Das liegt da oben auf dem Berg und soll ein wahres Paradies sein. Da oben herrscht nicht eine solche Hitze wie hier in Shanghai, da gibt es Hotels mit Swimmingpools und Lichtungen mit schönen schattigen Picknickplätzen. Wir werden uns wie im Himmel fühlen.»

Wir fahren alle gemeinsam, sogar Dolu und Eva sind mit dabei. Alle Misshelligkeiten sind nun ausgeräumt. Wir leben noch, und nach nichts sehnen wir uns mehr als nach Frieden und Harmonie. In selbstvergesenenem Leichtsinn lassen wir alle Zukunftsplanungen ruhen und haben nur noch eines im Kopf: dem Chaos, das wir überlebt haben, und der Gluthitze, die direkt aus dem Erdkern zu uns aufzusteigen scheint, zu entfliehen.

## XXXIII

### *Der Schock des Holocaust*

1945

Nachdem im Endstadium des Krieges Truppen der Alliierten in die Konzentrationslager der Nazis eingerückt waren, erfuhr die Welt allmählich von dem masslosen Grauen, dessen Hort diese Lager gewesen waren. Zeitungsberichte und Rundfunksendungen informieren uns über die entsetzlichen Gräueltaten, die Martern und Entbehnungen, die Gaskammern und Verbrennungsöfen. Jetzt wissen wir, wie es unseren Tanten und Onkeln, Poldis geliebten Eltern und vielen anderen lieben Freunden und Verwandten ergangen ist. Jedes dieser Leben wurde aus seiner häuslichen Geborgenheit und seinem normalen zivilisierten Umfeld herausgerissen und dem Untergang überantwortet. Sie alle und Hunderttausende mehr wurden den infernalischsten Schrecknissen unterworfen, die Menschen sich je ausgedacht haben. Obwohl unschuldig und arglos, wurden sie einzig ihres religiösen Glaubens wegen sadistisch gequält und hingemordet.

Fotos in Zeitungen enthüllen das Ausmass des Unerdenklichen. Aus Bildern von lebenden Leichnamen starren uns Gesichter entgegen, die sich unauslöschlich ins Gedächtnis einbrennen. Von mit schlaffer Haut bedeckten Schädeln blicken, tief eingesunken in ihre Höhlen, erloschene Augen stier geradeaus. Zu sehen ist ein zahnloses Lächeln, da die Goldzähne von den Peinigern herausgebrochen wurden oder die Zähne infolge einer durch Mangelernährung bedingten Zahnfleischerkrankung von selbst herausgefallen sind. Auf dem abgemagerten Unterarm ist eine Nummer in die bleiche Haut eintätowiert worden – sie wurden gebrandmarkt wie Schlachtvieh. Man sieht amerikanische, rus-

sische und britische Soldaten unterwegs zwischen Bergen von Leichen, die nichts als Haut und Knochen sind, und es wird einem übel bei dem Anblick. Erst jetzt begreifen wir, welches Glück wir bei aller Not und Entbehrung noch hatten, und empfinden plötzlich ein Schuldgefühl, weil wir uns über unsere Lage beklagt haben, obwohl wir es doch vergleichsweise guthatten.

Die Berichte nennen präzise Einzelheiten. Wir erkennen, dass wir in Wien nur eine denkbar kleine Kostprobe der nazistischen Barbarei zu schmecken bekamen. Und wir erfahren, dass allein in Auschwitz jeden Tag etwa zwanzigtausend Menschen – mehr als der jüdische Bevölkerungsanteil Shanghais zählt – ausgehungert und nackt in die Gaskammern geführt wurden, und das, obwohl Auschwitz nur eines von vielen über Europa verstreuten Konzentrationslagern war. Insgesamt wurden sechs Millionen ermordet, mehr, als die von Menschenmassen wimmelnde Riesenstadt Shanghai Einwohner hat. Entsetzt und fassungslos starren wir auf die Zahl und versuchen, uns das Ausmass dieser Verurteilung zu vergegenwärtigen: sechs Millionen! Wie soll man sich das je erklären?

Über die nackte Zahl der vernichteten Menschenleben hinaus entsetzt uns die Erkenntnis, dass die Nazis sich mit dem Morden allein nicht zufrieden gaben: Sadistische, bestialische Grausamkeit prägte den Alltag in den Konzentrationslagern, und unter Tränen lesen wir von diesen Schändlichkeiten. Man hat die Angehörigen unseres Volkes in Jauchegruben ertränkt, so dass sie an ihren eigenen Exkrementen ersticken. Man hat ihnen brutale Gewalt angetan, hat sie verstümmelt, ihnen Gift eingespritzt und zugeschaut, wie sie sich in Todesqualen wanden oder wie sie von scharfen Hunden zerfleischt wurden oder an der unter Hochspannung stehenden Lagerumzäunung verendeten. Die Grausamkeiten kannten keine Grenzen. Und wenn wir die Berichte noch so oft lesen, wir können das Geschehene nicht fassen, können nicht verstehen, wie solcher Hass möglich ist.

Zusammen mit anderen Ghettobewohnern hören wir uns die Nachrichten von den Entdeckungen der alliierten Truppen an, die in ein To-



deslager nach dem anderen einrücken und jedes Mal vor den Gräueln zurückschrecken, die sie dort registrieren. In fassungslosem Entsetzen studieren wir die Fotos in den Zeitungen. An Anschlagtafeln hängen Namenslisten aus, auf denen in langen Kolonnen die Namen der sinnlos Hingemetzelten aufgereiht wurden. Wir suchen nach den Namen von Bekannten, insbesondere nach denen von Poldis Eltern.

Jetzt, wo wir uns wieder frei in ganz Shanghai bewegen können, sind wir öfter mit Dolu und Eva zusammen, mal in ihrer, mal in unserer Wohnung. Die Listen der in Europa ermordeten Juden haben allen Kummer wieder aufgerührt, den wir zuvor schon durchlitten haben. Poldi und Dolu sprechen über ihre Eltern mit Respekt, Verehrung und vor allem mit Liebe.

«Wir haben alle Listen durchgesehen, und das wieder und wieder, aber die Namen haben wir nicht gefunden», sagt Poldi, als er und Dolu von einer erneuten Suche zurückkommen. Eva und ich tun unser Bestes, um ihren Gram zu lindern. Nachdem Dolu sich neben sie gesetzt hat, hält Eva begütigend seine Hand.

«Ich weiss nicht, ob wir jemals herausfinden werden, was wirklich mit ihnen geschehen ist.» Dolu, der Verzweiflung nahe, schüttelt traurig den Kopf. «Diese Listen sind ja längst nicht vollständig. Die Opferzahlen sind riesig, gigantisch. Es ist niederschmetternd.»

«Wir haben ja einiges durchgemacht, aber im Rückblick scheint es, als hätten wir es hier noch am leichtesten gehabt.» Eva tupft sich mit ihrem Taschentuch die Augen. «Mir schaudert, wenn ich an all die Menschen denke, die dort gefoltert und lebendig verbrannt worden sind, und weit und breit war niemand da, der dem Einhalt geboten hat.»

«Hätte ich gewusst, wie das alles weitergeht, hätte ich die zwei niemals selbst überlassen», sagt Poldi, der sich noch immer mit Schuldgefühlen quält. «Ich habe immer noch das Bild von Mama und Papa vor mir, wie sie ausgesehen haben, als ich sie zum letzten Mal gesehen habe. Ich weiss, dass ich es geschafft hätte, sie ausser Landes

zu bringen, wenn ich in Wien geblieben wäre. Es muss so gewesen sein, wie man uns gesagt hat: dass man sie nach Dachau gebracht hat – aber absolut sicher werden wir das nie wissen, oder?»

«Poldi», sage ich, um ihn aufzurichten, «sie haben gewollt, dass ihr, du und Dolu, fortgeht und euer eigenes Leben lebt. In Shanghai war das Leben ein ständiger Kampf – sie wären hier vielleicht gestorben, wie Mama gestorben ist. Weisst du, deine Mutter hat vor Jahren einmal zu mir gesagt, dass alles vorherbestimmt ist – *beschert*, hat sie gesagt – und dass alles so geschehen muss, wie es geschieht. Sie hat an die Macht des Schicksals geglaubt. Lass die beiden jetzt in Frieden ruhen. Das ist das Mindeste, was sie verdient haben.»

Poldi und Dolu senken trübselig die Köpfe. Morgen früh wollen sie in die kleine Synagoge gehen, wo Poldi und ich geheiratet haben, und das Kaddisch sprechen.

Wir haben schon Flüchtlinge getroffen, die bestrebt sind, die Alpträume so tief in ihrem Innern zu versenken, dass sie nie wieder zum Vorschein kommen können. Uns geht es nicht anders. Wir haben uns geschworen, weder den Kindern, die wir vielleicht einmal aufziehen werden, noch irgendjemand anderem von unserem Leidensweg zu erzählen. Niemand braucht davon zu wissen. Wie könnten wir sonst weiterleben? Wenn wir das alles noch einmal im Geiste durchleben müssten, würden wir ja den Verstand verlieren. Besser, man denkt nicht mehr daran und legt sich einen undurchdringlichen Panzer zu, der einem Schutz vor allem Gewesenen gewährt. Vergessen wir die ganze Schinderei, vergessen wir die Nazis, vergessen wir die Grausamkeiten der Japaner. Vergessen wir doch einfach alles.

Unsere gesamte Energie ist auf das Überleben gerichtet. Poldi und ich sind innerlich so weit, dass wir uns auf einen radikalen Neubeginn einstellen. Wie immer, wenn in unserem Leben eine Unterbrechung der Kontinuität eingetreten ist, suchen wir den ganzen Horizont der Möglichkeiten nach einer Richtung ab, in der sich die Aussicht auf ein Fortkommen bietet. Wohin jetzt? Poldi hat sich nach Möglichkeiten, aus

Shanghai wegzukommen, umgehört. Während der Kriegsjahre haben wir oft davon geträumt, wenn irgendwann die Nazis besiegt wären, in die alte Heimat zurückzukehren – ein Traum, der uns in schweren Zeiten Halt gegeben hat, heute ist uns jedoch klar, dass wir nie mehr werden nach Wien zurückgehen können. Das Kopfsteinpflaster dort trägt für unsere Augen für alle Zeiten den Makel der Erinnerung an Brutalität und Hass. Nachdem wir das alles hinter uns gelassen haben (soweit dies überhaupt möglich ist), sind wir bereit für einen kompletten Neubeginn.

Wir treffen oft mit den anderen Mitgliedern der Familie zusammen, und alle fiebern dann bei dem Gedanken an ihre neuen Zukunftsperspektiven. Wir waren so lange an unserer Entfaltung gehindert und haben dadurch so viel Tatkraft in uns aufgestaut, dass wir uns nichts sehnlicher wünschen, als von hier zu einem neuen, besseren Leben aufbrechen zu können. Gleichzeitig sitzen wir jedoch wieder einmal in der Falle der Ungewissheit. «Weiss man denn irgendetwas darüber, wo wir uns hinwenden könnten? Bei welchem Land können wir Aufnahmeanträge stellen?», frage ich Poldi.

Er schüttelt den Kopf. Seine Antwort erschreckt und bekümmert uns: «Anscheinend brennt kein Land darauf, uns aufzunehmen. Vorläufig ist unser Zuhause immer noch hier – in Shanghai.»

## XXXIV

### *Unser Leben nach Kriegsende* 1946

Jetzt, wo die Stadt uns wieder frei zugänglich ist, können wir auch wieder Mamas Grab auf dem kleinen jüdischen Friedhof besuchen, und von neuem führe ich das mir seit langem so vertraute Ritual durch: Ich lege ein Steinchen auf ihren Grabstein und sage ein kurzes Gebet auf, das mir aus der Kindheit in Erinnerung ist. Meine Hand liegt auf meinem gewölbten Unterleib, wo von innen immer wieder gegen die Bauchdecke getrommelt wird. Ich erwarte ein Kind.

An dem stillen Grab stehend, richte ich Worte an einen Stein, sehe dabei jedoch vor meinem inneren Auge ein von Sorgenfalten durchzogenes Gesicht, auf dem allem Unglück und aller Seelenqual zum Trotz ein Lächeln liegt, und Tränen netzen meine Wangen, während ich zu ihr sage: «Mama, du fehlst mir so sehr. Ich wünschte, du wärest noch da und könntest sehen, dass wir nach Gottes Willen unglaubliche Wirren durchgestanden und überlebt haben. Schau, ich bekomme ein Kind, ein Enkelchen für dich. Es wäre doch wunderbar, wenn du miterleben könntest, wie nach all dem Leiden und Sterben doch auch wieder neues Leben entsteht. Auch wenn du nicht mehr da bist, mich nicht mehr anleitest und mir zuredest, sehe ich dich doch immer noch in meinen Träumen und frage mich, ob du mich wohl hören kannst.»

Obwohl unsere Zukunft noch im Dunkeln liegt, sind wir so glücklich, wie wir es nie mehr zu werden geglaubt haben. Wir werden ein Kind bekommen und für es sorgen müssen, und endlich ist Frieden. Fürs Erste haben wir nichts dagegen, in Shanghai zu bleiben. Dabei spielt zwar eine Rolle, dass wir im Augenblick überhaupt nicht wissen, wohin wir

ziehen könnten, aber wir sagen uns auch, dass wir hier schon ganz gut klarkommen werden. Die Sehnsucht nach einem Ende des Kriegs war so gross, dass wir jetzt an nichts anderes mehr denken, als ganz im Wiederaufbau normaler Lebensverhältnisse aufzugehen. Mehr verlangen wir gar nicht.

Ein einfaches, friedvolles Leben – wir waren schon versucht, die Hoffnung darauf ganz aufzugeben, und nun geniessen wir es schwelgerisch. Das Essen und der Wein schmecken besser als je zuvor. Musik, die wieder zu hören ist, macht von neuem Freude, und die Verzweiflung, die sich wie Mehltau auf uns gelegt hatte, ist endlich fortgespült. Wir haben sogar schon einmal ein Sinfoniekonzert besucht und uns riesig gefreut, als wir dort unseren alten Freund Kurt mit Elsa wiedersahen. Wir baden förmlich in der lange entbehrten Atmosphäre von Heiterkeit. Wir werden ein Kind haben, Eltern sein und wieder im wahrsten Sinne des Wortes ein menschliches Leben führen.

In Shanghai können wir uns freier bewegen als je zuvor, können kommen und gehen, wie es uns gefällt, dennoch bleibt unsere ganze Familie in Hongkou. An die Szenerie, die Geräuschkulisse, die Gerüche hier haben wir uns gewöhnt, und zudem befindet sich das ganze Areal wieder im Aufbau zu seiner vorherigen Gestalt eines «Klein-Wien des Fernen Ostens». Vergammelte Flachdächer wurden mit harter Arbeit und unermüdlichem Fleiss glanzvoll umgestaltet und locken jetzt als zauberhafte Dachgartenrestaurants, wo die Gäste unter Lampions und zwischen Topfpflanzen an sauber gedeckten Tischchen sitzen. Wir sind nicht die einzigen europäischen Juden, die sich hier ihren Cognac oder raffiniert mit Schlagobers gekrönten Wiener Eiskaffee schmecken lassen. Selbst aus den Nobelquartieren French Concession und International Settlement kommen Gäste hierher, um wieder einmal europäische Atmosphäre um sich zu haben. Die Restaurants, Cafés und Varieté Bühnen finden regen Zuspruch und steuern auf eine Hochkonjunktur zu. Wie ist die Zeit vertan worden, denke ich. All die Jahre schon hätte man Frieden

haben und in zivilisierten Verhältnissen leben können, so viele Menschen hätten sich ihres Lebens gefreut und könnten es auch heute noch.

Bald rollen teure neue Autos über den welligen Strassenbelag, und nach Beginn der kühlen Jahreszeit sind die Damen, die zierlich den Nobelkarossen entsteigen, in extravagante Kreationen aus russischem Zobel-, Nerz- oder Fuchspelz gehüllt. Poldi, der ja lange in Italien im Rauchwarenhandel ausgebildet worden ist, äussert sich mit ehrfürchtigem Staunen über die erlesene Qualität der Pelze und den Strom augenscheinlich gutbetuchter Menschen, der sich da durch unser armes kleines Hongkou wälzt. Wir haben beschlossen, eine Boutique für Pelzbeleidung zu eröffnen; in diesem Geschäftszweig kann Poldi endlich sein Wissen und Können anwenden. Von den momentanen Umständen – dem Wiedererstarken von Lebenslust und Freiheit – beflügelt und von Tatkraft erfüllt, sind wir entschlossen, die Brocken und Fetzen eines aus der Bahn geworfenen Lebens aufzusammeln und uns noch einmal am Aufbau einer Zukunft zu versuchen.

Dank dem Zustrom amerikanischer Dollar ist in Hongkou wieder eine handfeste Aussicht auf Geschäftserfolg gegeben. Seitdem Poldi nicht mehr durch die Schikanen der Japaner behindert ist, hat er seine Waren leichter an den Mann bringen können, und so haben wir jetzt ausreichend Kapital für die Neugründung eines Geschäfts beisammen.

«Das ist doch etwas ganz anderes als die Bar», begeistere ich mich, als Poldi und ich unseren Entschluss durchsprechen. «Keine Rabauken als Kundschaft, nicht mehr bis nach Mitternacht aufbleiben. Keine Sauforgien und keine zerschmissenen Gläser und Flaschen mehr. Ich freue mich schon, wieder ein zivilisiertes Leben führen zu können.»

«Kann ich dir nachfühlen», antwortet Poldi. «Das war ein hartes Brot für uns beide, aber es hat uns jahrelang ernährt. Aber jetzt bin ich froh, dass wir etwas Neues anfangen können. Vielleicht schaffen wir nun die Grundlage für eine gute Zukunft.»

Poldi hat wieder Kontakt mit seinem alten Freund Leon Druck aufgenommen. Weil Leon in Harbin viele Verbindungen unterhält und sich

in der Pelzhandelsbranche bestens auskennt, hat er uns unschätzbare Hilfe beim Schaffen von Geschäftsverbindungen leisten können. Er wartet noch immer auf den Termin für seine Überfahrt nach Amerika, vorerst jedoch greift er uns nach Kräften unter die Arme. Die besten Rauchwaren kommen aus Russland und der Mandschurei, und wir konnten Lieferanten gewinnen, die uns mit Kommissionsgut beliefern, was bedeutet, dass wir erst bezahlen müssen, wenn wir die fertigen Kleidungsstücke verkauft haben. Hier in China fertigen geschickte Kürschner für uns die Mäntel und Hüte, Stolen und Schals an, von denen wir sicher sind, dass sie sich gut verkaufen lassen. Auf einer der Hauptstrassen von Hongkou haben wir ein reizendes kleines Ladenlokal gefunden und auch schon angefangen es herzurichten. Diesmal wollen wir beide das Geschäft allein betreiben, ohne Partner.

Im siebten Schwangerschaftsmonat, in dem ich mich jetzt befinde, machen mir die Veränderungen zu schaffen, die mit meinem Körper vor sich gehen – der schmerzende Rücken, die geschwollenen Fussgelenke und die Blasenschwäche. Ich stelle fest, dass ich gewissermassen zu einem Kokon geworden bin, dessen Funktion der Schutz des ungeborenen Lebens in seinem Innern ist. Infolge meines Leibesumfangs kaum noch fähig, mich von dem Polsterstuhl zu erheben, stemme ich mich schliesslich hoch und tapse in den bestickten chinesischen Pantoffeln, die ich so liebe, durch die Wohnung. Ich spüre, wie meine Gesichtsmuskeln sich zu einem Lächeln entspannen, weil ich inmitten des neuen Trubels, der in unserem Leben Platz greift, Zufriedenheit empfinde. Wir sind in eine grössere Wohnung umgezogen, die Platz für das Baby hat und für ein Kindermädchen, das auf es aufpasst, wenn ich im Laden arbeite. Diesen Komfort, auf den wir so lange Zeit haben verzichten müssen, dürfen wir uns jetzt gönnen. Ich kämpfe gegen meine Scheu vor allzu intensivem Glücksgefühl an, die auf dem Aberglauben beruht, man provoziere mit ihm nur neues Unglück und Leid.

Zum Zeitpunkt der Niederkunft ist es schon wieder vorbei mit mei-

nem Hochgefühl. Ich hatte stets auf den Beistand meiner Mutter gezählt und fest damit gerechnet, dass sie in diesem unendlich wichtigen Moment meines Lebens bei mir sein werde. Nun lebt sie nicht mehr. Während der Wehen denke ich an sie in der Überzeugung, dass ihre Kraft mir helfen wird. Im Geiste höre ich sie mir Mut zusprechen, wie sie es getan hätte, wenn sie noch lebte. Es wird schon alles gut gehen, sagt sie.

Unsere Tochter erblickt im Jahr 1946 in dem kleinen jüdischen Krankenhaus in Hongkou das Licht der Welt. Wir nennen sie Vivian Jeanette – Vivian, da der Name uns an das «Victory»-Zeichen, an das französische Verb *vivre*, «leben», und speziell mich an meine Lieblingsfilmschauspielerin Vivien Leigh erinnert, und Jeanette zum Gedenken an meine Mutter, die Johanna hiess. In unsere täglichen Gebete schliessen wir für sie die simple Bitte ein, dass ihr Leben in Friedenszeiten verlaufen und sie nie die Geissel des Krieges kennenlernen möge. Unser Kind wird zum Mittelpunkt unseres Lebens, zum Dreh- und Angelpunkt all unserer Träume. Für mich ist es der Rettungsanker, der mich vom Abgleiten in schwarze Gedanken und Melancholie abhält. Zu seinem Besten möchte ich mich stark zeigen.

Poldi und ich freuen uns unbändig über unsere kleine Tochter. Poldis Augen leuchten vor Freude, als er die Kleine zum ersten Mal auf den Armen trägt. Er küsst sie auf die Stirn, küsst die Spitzen ihrer Fingerchen. Wie steigert es doch die Freude, wenn der Kummer zuvor so ungeheuer gross gewesen ist, denke ich bei mir. Ich bin so heiter und zufrieden wie schon seit Jahren nicht mehr.

«Wenn sie einmal gross ist, werden wir ihr die goldene Uhr meiner Mutter schenken», sagt Poldi. «Dann erzählen wir ihr die Geschichte ihrer Grosseltern, damit sie über ihre Herkunft Bescheid weiss.»

Als wir Vivian aus der Neugeborenen-Station mit heimbringen, kommt sie in einen Haushalt, in dem bereits ein chinesisches Kindermädchen – eine *amah* – in Stellung ist. Wir lassen dem Baby die grösstmögliche Fürsorge angedeihen, weil in Shanghai Krankheiten grassieren und die Säuglingssterblichkeit dementsprechend hoch ist. Doch un-



geachtet der problematischen Umweltbedingungen wächst und gedeiht die Kleine in ihrem ersten Lebensjahr sehr gut. Sie ist stets in blitzsaubere Sachen aus handbesticktem weissen Leinen gekleidet, und ein dazu passendes Häubchen umrahmt das herzförmige kleine Gesicht. Die *amah* wäscht und bügelt ihre Sachen und hält auch deren Trägerin peinlich sauber. Unter dem Schirm der Haube, der Vivians Gesicht vor der grellen Sonne schützt, lugen aschblonde Locken hervor. In dem Haselnussbraun ihrer Augen glänzen grüne Einsprengsel. An ihrem kleinen Handgelenk leuchtet ein rotes Korallenarmband. Die europäischen Juden sind ebenso abergläubisch wie die Chinesen. Wir glauben, dass die Menschen von bösen Geistern belauert werden, die nur auf die Gelegenheit warten, ihnen schwerstmöglichen Schaden zuzufügen, sie ihres Glückes zu berauben, Krankheit und Tod über sie zu bringen. Chinesische Kinder tragen Rot zum Schutz vor Schädigung durch diese übernatürlichen Wesen, und ähnlich binden Juden ihren Säuglingen zur Abwehr des «gitoig», des bösen Blicks, oft eine rote Schleife um ein Handoder Fussgelenk.

Die Grossfamilie hat uns einen wunderschönen marineblauen englischen Kinderwagen geschenkt. Alle Anverwandten sind ganz vernarrt in «Vivi», sie ihrerseits geniesst das Interesse, das sie in ihrer Umgebung erweckt. Im Familienclan hat es seit Jahren keinen Nachwuchs mehr gegeben. Lily ist jetzt elf und findet das neue Cousinchen entzückend. Das Sprechen erlernt Vivian in deutscher Sprache, zu der sich von der *amah* beige-steuerte chinesische Brocken gesellen. Sie ist unser über alles geliebter kleiner Engel. Wir haben ihr den Kosenamen «Püppi» gegeben. Alles, was man uns genommen oder vorenthalten hat, werden wir ihr geben – das haben wir uns vorgenommen. Ihr das Leben zu bieten, das wir nicht haben konnten, wird für uns zur herrschenden Triebkraft. Wir nehmen uns die Freiheit, an ein besseres Leben zu denken und dahingehende Pläne zu schmieden, und jetzt, wo wieder Frieden eingekehrt ist, auch wieder zu lachen. Zu Vivians erstem Geburtstag laden wir die ganze Grossfamilie für den Nachmittag zum Feiern,

so wie wir in Wien gefeiert haben: mit Kaffee und Kuchen und allem Anlass, guter Dinge zu sein.

Infolge der schrecklichen Hitze und der primitiven Art der Abwasserbeseitigung sind die hygienischen Bedingungen in Shanghai mehr als miserabel. Das für den Konsum bestimmte Wasser kochen wir ab. Vivis Zimmer wird peinlich sauber gehalten und alles, womit sie in Berührung kommen könnte, gründlich desinfiziert. Wir treffen jede nur erdenkliche Vorsorge, damit sie vor den überall lauernenden Bakterien und sonstigen Erregern geschützt bleibt, die so vielen europäischen Immigranten Krankheit und Tod gebracht haben. Als abgeschottete Bewohnerin dieses blitzblank gescheuerten aseptischen Mikrokosmos ist unser Kind gefeit gegen Angriffe, die aus einer unhygienischen Umwelt drohen. So sind wir konsequent hinter der Sicherung ihrer Gesundheit her, ohne zu ahnen, dass wir es auf diese Weise ihrem Immunsystem unmöglich machen, Abwehrkräfte gegen das niemals ganz zu vermeidende Eindringen von Krankheitserregern in den Organismus aufzubauen.

Jede Nacht stehe ich mehrmals auf, um nachzusehen, ob mit Vivi alles in Ordnung ist. Eines Morgens – es ist noch vor Tagesanbruch – bemerke ich eine Veränderung. Von panischer Furcht erfasst, wecke ich Poldi. «Poldi! Sieh dir das Kind an. Da stimmt was nicht. Sie glüht am ganzen Körper vor Fieber. Hol den Doktor, er muss sofort kommen!»

Poldi stürzt davon und läuft durch die dunklen Gassen zum Haus des Arztes, und in weniger als einer Stunde – einer Zeit, die mir freilich wie eine Ewigkeit vorkommt – ist er in Begleitung des Mediziners wieder zurück. Während dieser die Kleine hinter geschlossener Tür untersucht, hören wir von drinnen nur ihre leisen Klagelaute. Poldi legt seinen Arm um meine Schultern, und in dieser Haltung erwarten wir auf dem Flur den Befund. Das düstere Gesicht des Arztes bereitet uns auf die Art seiner Nachricht vor, aber noch bevor er den Mund aufmacht, überläuft mich ein Schauer, und mir ist, als wollten meine Beine einknicken. Der Arzt tritt dicht an uns heran, und man erkennt darin sein Bemühen, die

Wirkung seiner Worte abzumildern: «Sie hat sich leider mit Bauchtyphus angesteckt.» Das Gleiche muss er in letzter Zeit schon sehr vielen gesagt haben, denn diese bösartige Krankheit wütet derzeit unbarmherzig in Hongkou und hat unter den Flüchtlingen schon viele Opfer gefordert.

«Was kann man dagegen tun?», fragt Poldi bang.

«Nicht viel», lautet die Antwort, «aber ich werde morgen früh mit den Kollegen im Krankenhaus ein Konsilium abhalten, dann werden wir sehen, ob die etwas raten können. Sorgen Sie inzwischen dafür, dass sie von dem abgekochten Wasser trinkt, damit es nicht zur Dehydrierung kommt. Machen sie feuchtkalte Wadenwickel, damit das Fieber nachlässt. Morgen komme ich wieder vorbei.»

Der Anblick der blass und kraftlos in ihrem Bettchen liegenden Vivi versetzt uns in einen Schrecken, der alles übertrifft, was wir in dieser Beziehung bisher erlebt haben. Nie geht ein Lächeln über die Lippen des fiebernden Kindes, nie leuchtet Glanz in seinen Augen auf. Jeden Tag kommt der Doktor zur Visite, aber nie hat er uns etwas Ermutigendes zu sagen. Mit ernst gesenktem Kopf signalisiert er seine Anteilnahme und wie sehr es ihn bekümmert, dass er nicht helfen kann.

Wieder einmal beginne ich der allenthalben lauernden Verlockung des Wahns zu erliegen und spüre, wie der mir noch verbliebene fragile Rest von gesunder Vernunft allmählich schwindet. Unter all den Nöten, mit denen mich das Leben konfrontiert hat, scheint die jetzige meine Kräfte zu übersteigen. Ein Kollegium von europäischen Medizinern in schwarzen Paletots, jeder mit einem Instrumentenkofferchen ausgerüstet, stellt sich bei uns ein. Man unterhält sich lange im Flüsterton, beugt sich über den bewegungslosen Körper der Kleinen, verlässt dann schweigend ihr Zimmer. Die drei sind zu dem Schluss gekommen, dass der Zustand der Patientin hoffnungslos ist. Der Älteste, ein Mann von etwa sechzig Jahren, führt das Wort. Er rückt seine Brille zurecht, streicht sich über den stacheligen grauen Bart und verkündet: «Wir können nichts mehr für sie tun. Jetzt hilft nur noch beten.»

Seine Worte stehen im Raum wie ein Todesurteil.

«Nein!», schreie ich, fast rasend vor übergrosser Angst. «Sie müssen ihr helfen. Sie ist das Einzige, was wir auf dieser Welt haben, das Einzige, was uns etwas bedeutet. Sie können doch nicht einfach Weggehen, ohne dass Sie etwas unternommen haben.»

«Es tut uns leid, aber wir haben Ihnen nichts mehr zu bieten.»

«Poldi!», schreie ich wieder. «Sag Ihnen, dass sie etwas tun sollen. Das muss doch möglich sein.»

Poldi ist am Boden zerstört und nicht in der Lage, auch nur ein einziges Wort herauszubringen. Gebeugt und desolat, mit den Füissen schlurfend wie ein alter Mann, geht er zu dem runden Tischchen in der Ecke und setzt sich mit dem Rücken zu uns auf den davorstehenden Stuhl. Das Zucken seiner Schultern verrät, dass er stumm in sich hinein weint. Er greift nach einer halbvollen Wodkaflasche und giesst einen Schluck in das Schnapsglas, das auf dem Tisch steht. Mit erloschenem Blick starrt er wortlos ins Leere. Die Fragen über die Organisation unseres Geschäfts, die uns in letzter Zeit beschäftigt haben, kümmern uns nicht mehr. Die Ladentür bleibt zu. Wir kennen nur noch eine Sorge.

Vor Verzweiflung nicht mehr Herrin meiner selbst, raufe ich mir unter wildem Geschrei die Haare. Salzige Tränen brennen mir auf den Wangen. Ich will auf die Mediziner mit den Fäusten losgehen, weswegen sie schleunigst aus der Wohnung flüchten. Ich verspüre nur noch den Wunsch zu sterben.

Aber dürfen wir die Flinte ins Korn werfen, solange noch Leben da ist? Wir haben bis zu diesem Augenblick und bis an diesen Ort um unser Überleben gekämpft. Rein durch Entschlossenheit sind wir den Todeslagern entronnen, die uns als Schicksal zgedacht waren. Es kann nicht anders sein: Es *muss* eine Möglichkeit geben, diesen Gegner niederzuringen, mag sein Klammergriff noch so fest sein.

Ich stürze aus dem Haus und schlage den Weg zu Ernas Wohnung ein.

«Vivi ist krank. Sie stirbt», heule ich völlig aufgelöst. «Was können wir tun? Was können wir bloss tun?»

«Hast du dich schon mal im Krankenhaus erkundigt?», regt Erna in ratloser Betroffenheit an.

Sie schaut mir nach, wie ich gleich einer Rasenden aus dem Haus hinaus und weiter durch die Gassen haste. Die chinesischen Kulis, die kurz den Kopf heben, wenn ich an ihnen vorbeilaufe, müssen mich für eine Wahnsinnige halten.

Ich reiße die Tür des Jüdischen Krankenhauses auf, des Hauses, in dem meine Kleine vor etwas mehr als einem Jahr zur Welt kam.

«Bitte», flehe ich, «bitte helfen Sie mir.»

Die Schwester am Empfang blickt von ihren Papieren auf, scheint aber nicht sonderlich überrascht oder alarmiert. Sicher hat sie schon viele hysterische Mütter und Väter erlebt, die darauf hofften, dass ein medizinisches Wunder ihr Kind von einer der hier so verbreiteten tödlichen Tropenkrankheiten heilen würde. «Was kann ich für Sie tun?», fragt sie sachlich.

«Meine Kleine stirbt an Bauchtyphus. Die Ärzte haben gesagt, da ist nichts mehr zu machen, aber sie müssen sich irren. Sie irren sich.»

Sie greift seufzend zu Notizblock und Stift. «Lassen Sie mir Ihren Namen und Ihre Adresse hier, wir werden dann sehen, ob noch was zu machen ist. Es kommen ja immer wieder neue Medikamente auf den Markt. Aber Sie werden sich auch mit den Realitäten in Shanghai abfinden müssen. Schrauben Sie Ihre Hoffnungen nicht zu hoch. Ich schaue, was ich für Sie machen kann.»

Niedergeschmettert und demoralisiert verlasse ich das Krankenhaus. Ziellos irre ich durch die Gassen und stolpere beinahe vor einen heranrumpelnden Lkw. Warum passiert mir das? Ist es vielleicht die Strafe für eine Verfehlung, die ich mir habe zuschulden kommen lassen? Aber was könnte ich getan haben, das so böse war, dass es eine solche Strafe rechtfertigt? Ich rekapituliere sämtliche innerhalb der Familie überlieferten abergläubischen Ansichten über bestimmte Handlungen, die Vergeltung nach sich ziehen. Was habe ich getan?

Endlich lange ich wieder zu Hause an. Hier bietet sich mir dasselbe triste Bild wie zuvor. Unser Kind liegt still und stumm in seinem Bett-

chen, und Poldi sitzt in der Ecke. Die Sonne geht unter, und im Zimmer herrscht Dämmerlicht. Ich setze mich Poldi gegenüber an den Ecktisch.

«Ich war im Krankenhaus. Sie werden uns benachrichtigen, ob sie noch irgendetwas unternehmen können.»

Er nickt zum Zeichen, dass er verstanden hat, aber keiner von uns sagt ein weiteres Wort. Die Nacht ist lang und still, nur das Geräusch flachen Atmens und gelegentlich unser wimmerndes Aufschluchzen ist zu hören.

Am frühen Morgen klopft es nachdrücklich an der Wohnungstür. Draussen steht ein Unbekannter, der uns erklärt, er komme im Auftrag des Krankenhauses. «Es gibt ein teures neues Medikament, das sich noch in der Erprobung befindet», sagt er. «Es heisst Penizillin, und die Wirkung ist nicht unbedingt sicher. Diese Infektionen haben schon viele Menschenleben gefordert, und wir mussten machtlos zusehen. Vom Penizillin versprechen wir uns, dass es das Wundermittel ist, auf das wir schon so lange warten.» Wir begreifen kaum den vollen Sinn seiner Worte – wir begreifen nur, dass er uns Hoffnung macht. «Wenn Sie Ihre Zustimmung geben, werde ich noch heute einem Arzt Bescheid sagen, dass er hierher kommt und ihrem Kind das Mittel injiziert. Etwas anderes können wir Ihnen nicht anbieten. Ich rate Ihnen dringend: Geben Sie Ihre Zustimmung, bevor es zu spät ist.»

Wir sind bereit, es mit allem zu versuchen. Vivi schwebt zwischen Leben und Tod. Noch am selben Tag wird ihr das Mittel injiziert, wobei man uns eröffnet, dass sie, sollte sich ihr Zustand nicht bessern, nur noch vierundzwanzig Stunden zu leben hat. Die Nacht über harren wir an ihrem mit Moskitonetzen verhängten Bettchen aus. Von Zeit zu Zeit fallen wir in einen quälend unruhigen Schlaf, aus dem wir alsbald wieder auffahren. Jedes Mal träume ich denselben Traum. Mit einem Bündel auf den Armen laufe ich mit letzter Kraft vor einem Verfolger davon. Immer wieder hinter mich blickend, sehe ich eine mir unbekannte dunkle Gestalt, und das lauter und lauter werdende Trommeln ihrer Füße auf dem Strassenpflaster signalisiert, dass sie immer näherkommt.

Ein Gesicht kann ich in der herrschenden Dunkelheit nicht erkennen, aber ich weiss, dass ich jetzt auf keinen Fall schlappmachen darf. Ich schaue auf das Bündel auf meinen Armen, den leblosen Körper meines Kindes. In kalten Schweiß gebadet schrecke ich aus dem Schlaf.

Um die wütende Fieberhitze niederzuschlagen, schwenke ich einen Papierfächer über Vivi, tupfe ihren Körper mit feuchtkalten Tüchern ab, mache Wadenwickel – alles vergebens. Die Belastbarkeit unserer Hoffnung ist auf die eines Spinnwebfadens zusammengeschrumpft. Wir sind zerrüttet und ratlos, denken aber einmütig. Wenn das Kind stirbt, wollen wir nicht weiterleben.

In dem fiebrigen, halb wachen, halb somnambulen Zustand, in dem ich mich befinde, steigt immer wieder dasselbe Bild vor meinem Blick auf: Ich stehe knöcheltief in einem See von grünen Glasscherben und -splintern, die mir ins Fleisch schneiden. Direkt vor mir versperrt eine Ziegelsteinmauer den Ausblick; auf einem Mauervorsprung steht, unsicher schwankend, eine grüne Flasche, die letzte von imaginären zehn. Ich stehe vor der letzten von allen Heimsuchungen, die das Schicksal mir zugemessen hat, vor derjenigen, die ich nicht zu ertragen vermag.

Im Zimmer ist es heiss; es herrscht quälende Stille. Während, von der Uhr auf dem Nachttisch abgezählt, die Minuten unserer Nachtwache verstreichen, ist nichts zu vernehmen als das monotone Sirren des Ventilators an der Decke, der die stehende Luft umpflügt. Trotz der Hitze überläuft mich ein Frösteln. Der Berg von Zigarettenskippen, der sich im Aschenbecher türmt, zeigt an, was wir in dieser Nacht bisher als Einziges haben zum Munde führen können.

Meine Seele ringt mit Angst und Zweifel und nimmt von Zeit zu Zeit Zuflucht zu stossweise gemurmelten Gebeten. «Lieber Gott, aus tiefstem Herzen flehe ich Dich an, nimm uns unser Kind nicht weg. Wir haben gelitten. Du weisst, wie wir gelitten haben. Wir sind auf unserem Lebensweg durch Feuer und Wasser gegangen, haben Blut und Tränen vergossen. Was kann ich Dir opfern ausser meinem Leben? Ich bitte Dich, nimm mein Leben anstelle des ihrigen. Bitte, gib *mir* diese Krank-

heit. Lieber Gott, um meiner schon toten und begrabenen Eltern willen und um der Eltern Poldis willen, die in Dachau gefoltert und ermordet wurden, lass dieses eine Kind am Leben.»

Als der erste Morgenstrahl rosig durchs Fenster scheint, schrecken wir zusammen: War da nicht ein schwacher, kaum hörbarer Laut? Zuerst glauben wir uns noch in einem der vielen unzusammenhängenden Träume befangen, die in dieser Nacht unsere Seelen heimsuchten. Zum ersten Mal seit Tagen öffnet Vivi den Mund und spricht. Ihr bleiches Stirnchen ist noch feucht von Schweiss, aber das Fieber ist am Abklingen. Sie streckt die winzigen Hände unseren Gesichtern entgegen, auf denen sich ungläubiges Staunen malt. Und sie möchte etwas zu essen haben, ihre Leibspeise, Tomatensuppe mit Reis.



## XXXV

### *Es geht uns gut*

1947

Wir haben nichts Geringeres als ein Wunder erlebt. Gerade, als wir dachten, alles sei verloren, wurde uns das Leben unseres Kindes wiedergegeben. Es ist, als wären die Frühlinge unseres Lebens in grandioser Bündelung alle auf einmal ausgebrochen. Wir haben ein Gefühl, wie es ein mit Blindheit und Taubheit geschlagener Mensch nach einer plötzlichen Heilung haben muss. Wir geniessen das Geschenk des Lebens, als wäre es einzig und allein uns zudedacht.

«Ich glaube, jetzt gibt es nichts mehr, was ich nicht ertragen kann», sage ich zu Poldi. «Diesen Alptraum, den wir da durchgemacht haben, kann nichts mehr übertreffen.»

Seine Antwort kommt im Ton der Entschlossenheit. «Wenn wir das Ganze als Omen nehmen können, dann sollten wir energisch weitermachen, wie wir es geplant haben. Wir werden das Geschäft aufbauen und dafür sorgen, dass unsere Kleine eine gesicherte Zukunft hat. Für uns kommt diese Aufgabe gerade zur rechten Zeit.»

Der Laden ist seit einer Woche geschlossen, anders ging es nicht in diesen sieben Tagen, die für die elend kranke arme Vivi die reine Hölle waren. Jetzt gehen wir mit frischer Tatkraft und erneuter Hingabe wieder an die Arbeit. Wir machen Überstunden und kümmern uns um all die Querschüsse und Rückschläge, die in Shanghai ein Stück Normalität zu sein scheinen. Wir stellen fest, dass dann und wann ein Ballen Futterstoff fehlt; mal haben ihn unsere Mitarbeiter entwendet, mal hatten wir mit Trickdieben zu tun, die ihn in unserem Beisein verschwin-

den liessen. Wir sind jedes Mal perplex, wenn wir einen solchen Verlust entdecken, aber was bleibt uns anderes übrig, als uns am Ende mit dem Problem abzufinden und uns mit der Feststellung zu trösten, dass es uns trotz allem so gut geht wie schon seit Jahren nicht.

Wenn die Sommerhitze in Shanghai nicht mehr auszuhalten ist, schliessen wir den Laden und machen Urlaub. Pelzgarderobe ist in dieser Jahreszeit ohnehin schwer zu verkaufen, und die Pause ist uns hochwillkommen. Die meisten Flüchtlinge haben in ihrem jeweiligen Gewerbe so gut verdient, dass sie es sich leisten können, im Sommer der Grossstadt den Rücken zuzukehren und Ferien in den Bergen im Urlaubsbermekka Mokashan zu machen, wo es in aller Regel von Europäern nur so wimmelt. Auch wir buchen dort und verabreden mit den anderen Mitgliedern der Grossfamilie einschliesslich Willi und seiner Braut Susie, dass sie später nachkommen und sich uns anschliessen.

Von Hongkou bringt uns die Bahn in vierstündiger Fahrt hinauf in die Berge. Der Gleisstrang endet allerdings ein gutes Stück unterhalb unseres Ziels. Vor der zwischen grünen Hängen gelegenen Endstation werden die aussteigenden Fahrgäste von einer vielköpfigen Menge wartender Kulis empfangen. Mit lauten Rufen führen sie einen lebhaften Konkurrenzkampf um Reisende, die zu ihrem Endziel, dem um einiges höher gelegenen und von der Bahnstation aus über einen Fusspfad zu erreichenden Bergdorf, gelangen möchten, ohne die eigenen Füsse zu gebrauchen. Binnen kurzem sitze ich mit Vivian auf dem Schoss bequem in einer gepolsterten Sänfte, die zwischen üppig begrünten Hängen auf abenteuerlich gewundenen Steigen bergauf schwebt. Unser Sitz hängt zwischen zwei beidseits an ihm befestigten starken Bambusstangen, deren vordere und hintere Enden jeweils in den Händen eines Trägers ruhen. Die Männer tragen weite weisse Baumwollhemden und Shorts, aber keine Fussbekleidung und bewegen sich auf dem schmalen Gebirgspfad mit grosser Vorsicht. Mir ist unerklärlich, wie sie es schaffen, ihre schwere Last zu balancieren und gleichzeitig einen nackten Fuss vor den anderen zu setzen, ohne dass ihnen ihre menschliche Fracht entgleitet.

Wir sind schon ein gutes Stück weit gekommen, aber längst nicht am Ziel, als die Männer unvermittelt die Tragstühle absetzen. Darauf erhebt sich ein lärmendes, von wildem Gestikulieren begleitetes Palaver. Ratlos und beunruhigt rufe ich zu Poldi hinüber, der in einer zweiten Sänfte hinter uns sitzt: «Was ist denn jetzt los? Was bedeutet das?»

«Darauf hätten wir eigentlich gefasst sein müssen», antwortet er. «Kein Grund zur Sorge, Nini. Sie wollen mehr Geld als abgemacht – wir sollen nachzahlen. Ein fauler Trick. Aber jetzt sitzen sie am längeren Hebel, und das wissen sie. Uns bleibt keine Wahl. Wir müssen was drauflegen, sonst geht's nicht weiter.»

Dank seinen Erfahrungen im Pelzhandel ist Poldi für das anschließende Feilschen bestens gerüstet. Er argumentiert und gestikuliert, bis der Handel perfekt ist und wir weiterbefördert werden. Endlich am Ziel angekommen, stellen wir zu unserer Erleichterung fest, dass unser Quartier besser ist, als wir nach einschlägigen Erfahrungen in China hatten erwarten dürfen. Jede Familie ist in einem eigenen Häuschen untergebracht, in einer separaten Hütte befindet sich die Gemeinschaftsdusche, aber natürlich steht auch in einer Ecke unseres Zimmers der unvermeidliche Toiletteneimer. Der ganze Komplex war ursprünglich ein typisches chinesisches Bauerndorf; die Wohnanlage für Urlaubsgäste, in die man es umgewandelt hat, ist zwar eine einigermaßen primitive Angelegenheit, nichtsdestoweniger sind wir jedoch entzückt. Von Bäumen beschattet, in deren Laubwerk ein frischer Gebirgswind raschelt, macht das Ganze auf uns einen sauberen und bezaubernden Eindruck. Endlich geniessen wir einmal klare Luft, die einen angenehmen, belebenden Geruch mitführt. Zum ersten Mal seit vielen Jahren haben wir ein Gefühl, als ob wie durch Zauber eine Last von uns genommen wäre.

Der Rest der Grossfamilie ist aus Hongkou eingetroffen. Wir schwimmen in Weihern, schaukeln in Hängematten zwischen dicht belaubten Bäumen und gewinnen dabei einige Stückchen von unserem schwer angeschlagenen Menschsein zurück. Wir geniessen die schlichte Tatsache des Überlebens. Wir machen Fusswanderungen in die

Umgebung und sind zum ersten Mal imstande, die Naturschönheiten des Landes gebührend zu würdigen. Wir kommen an Teichen vorbei, die ganz von schwimmenden Lotusblättern bedeckt sind, riesigen grünen Lappen mit glänzender Oberfläche, aus deren Mitte ein kräftiger Stängel ragt, auf dem sich rosa Blütenblätter der Sonne öffnen.

Unversehens stossen wir mitten in dichtem Wald auf hoch aufragende prächtige alte Pagoden mit geschwungenem Dach und mehreren Vordächern. Von den kunstvoll geschnitzten und vergoldeten Altären im Inneren steigt in ätherischen Schleiern beissender Weihrauch auf. Kahlköpfige Mönche in safrangelben Gewändern knien ehrfürchtig nieder gebeugt auf bestickten Kissen vor gigantischen Buddhastatuen. Sie danken im Gebet für die Errettung ihres Volkes aus der Gewalt der verhassten Unterdrücker. Überall, wo wir hinkommen, sehen wir Spuren von Schlachten: zerbombte Gebäude, ramponierte Standbilder. Doch in den leuchtenden Augen der Menschen ist zu lesen, dass zehn Jahre Angst nun von heiterer Gemütsruhe abgelöst wurden.

Nach dem Urlaub schliessen wir in Hongkou die Ladentür unserer Pelzboutique wieder auf. «Klein, aber mein», könnten wir von unserem Geschäft sagen. Binnen Kurzem entdecken mondäne Kunden die Boutique für sich als «klein, aber fein». Der Laden hat in der Art seiner Auslagen, dem Stil seines Bekleidungsangebots sowie seiner Ausstattung europäisches Flair. Die Puppen in den Schaufenstern tragen die derzeit modernsten Schnitte. Auf dem Ladentisch steht das bei den Chinesen gebräuchliche Rechengerät, ein grosser hölzerner Abakus, mit dem mittels auf Stäben verschiebbaren Kugeln alle im Geschäft anfallenden Berechnungen ausgeführt werden. Poldi ist fasziniert von diesem Hilfsinstrument und kann schon sehr virtuos damit umgehen.

Seit Jahren haben wir uns nicht mehr so in unserer Existenz gesichert gefühlt wie jetzt. Fritz, Willi und Walter sind alle drei auf der amerikanischen Militärbasis beschäftigt. Nach Jahren des Mangels haben wir wieder ausreichend zu essen. Und allmählich hält auch die Zivilisation

wieder Einkehr in Hongkou. «Klein Wien» kehrt zur Normalität zurück. Aus offenen Fenstern ist Musik zu hören, und eine gewisse Ordnung macht sich zwischen den Ruinen breit.

Familientreffen halten wir in Strafiencafés ab. Oft gesellen sich Dolu und Eva zu uns – ihre Zahnarztpraxis hat sich gut angelassen, und so erfreuen sie sich eines gewissen Wohlstands. Wir plaudern und lachen und fühlen uns wohl in dieser Umgebung, wo die Menschen Deutsch sprechen, sich auf die gleiche Weise wie wir ernähren und einander mit Kameradschaftlichkeit begegnen, weil sie als Flüchtlinge alle die gleichen Umwälzungen durchlebt haben und gleichwohl wenigstens eine Fassade von Normalität aufrechterhalten wollen. Wir kleiden uns europäisch und tragen das Haar nach europäischer Manier. Zu den Chinesen haben wir immer Abstand gehalten so wie sie zu uns. Wir beschäftigen sie als Kürschner und Dienstboten. Dass darin eine gewisse soziale Ungerechtigkeit liegt, ist uns bewusst, doch wir finden uns damit ab. Soziale Gegebenheiten sind nun mal nicht im Handumdrehen zu ändern.

Bei aller seelischen Entlastung und massvollen Wohlhabenheit, die der Frieden uns beschert hat, und der Tatsache zum Trotz, dass wir schon seit Jahren in Shanghai leben, fühlen wir uns hier immer noch als Aussenseiter und nicht wirklich heimisch in diesem Teil der Welt. Wir sind Europäer geblieben, die noch immer Mühe haben, Land und Leute sowie die lokaltypischen Sitten, Gefahren und Tabus zu verstehen und sich auf sie einzustellen. Shanghai ist nach wie vor ein Niemandsland, ein Ort, wo das Abseitige das Gewöhnliche darstellt, wo Korruption auf allen Ebenen verbreitet ist und wo dem, der überleben will, jedes Mittel recht sein muss. Wir haben hier Sachen gemacht, die wir uns vorher nie hätten vorstellen können, und dennoch hat das rastlos betriebsame Leben der Stadt Shanghai uns nie assimiliert. Die Rätsel des Fernen Ostens bleiben für die Flüchtlinge, die hier Station machen, undurchdringlich.

## XXXVI

### *Die Kommunisten* 1948

Berauscht von unserer neu gewonnenen Freizügigkeit – der Freiheit, uns ungehindert und ohne Furcht vor Verfolgung überallhin zu bewegen – sind wir zunächst nicht besonders dafür empfänglich, auf die Anzeichen einer neuen Gefahr zu achten, die am Horizont auftauchen. Zwar haben wir Kenntnis von einem weiteren brutalen Konflikt, der in China ausgebrochen ist. Wir hören regelmässig Berichte über Feindseligkeiten und die Wiederkehr von Gewalt hoch oben im Norden, in der Mandschurei, sagen uns jedoch, dass die Streitigkeiten uns nicht tangieren werden. Das Ganze spielt sich doch so fern von Shanghai ab, und zudem scheint ein Sieg der Kommunisten kaum zu befürchten.

Auf die Kapitulation der Japaner im Jahr 1945 folgte der Abzug ihrer Besatzungstruppen aus China. In dem so entstandenen Machtvakuum flammte sofort wieder der Bürgerkrieg zwischen den von der US-Armee unterstützten Truppen der Nationalisten (Guomindang) unter Chiang Kai-shek und der von Mao Zedong geführten «Roten Armee» der Kommunistischen Partei auf. Dieses Land des ungleich verteilten Reichtums hat sich als ein fruchtbarer Nährboden für linke Ideologien erwiesen. Wir glauben, dass die vereinten Kräfte der Amerikaner und der legalen chinesischen Machthaber ausreichen, um jeden mit militärischen Mitteln angestrebten Versuch zur Usurpation der Macht zurückzuschlagen, und übersehen dabei geflissentlich die tieferen Gründe für die Popularität der kommunistischen Bewegung.

Mittlerweile haben wir jedoch von der Ungerechtigkeit und Verrottung der Gesellschaft genug mitbekommen, um zu begreifen, dass eine

grosse Revolution vielleicht unvermeidlich ist. Die gewaltigen Bevölkerungsmassen der Verarmten und der analphabetischen Bauern warten auf die Befreiung aus ihrem Sklaventum. Von einem korrupten und habgierigen Behördenapparat unterjocht, von verhassten Ausländern zu einem Heer von Dienstboten degradiert, sind sie bereit, ihr Leben im Befreiungskampf einzusetzen. Der Kommunismus verspricht ihnen Gleichheit und Gerechtigkeit und ein China, das den Chinesen gehört. Die Zukunft kann nur Zerstörung und noch mehr Blutvergiessen mit sich bringen.

Langsam begreifen wir, dass wir wieder einmal einer ungewissen Zukunft entgegensehen. Poldi lässt keinen Zweifel daran, dass er sich Sorgen macht. «Dieses Gerede über Kommunismus auf chinesischem Boden ist schlecht fürs Geschäft», sagt er eines Morgens, von seiner Zeitung aufblickend, zu mir. «Kann sein, dass demnächst das ganze Fundament der Klassengesellschaft zusammenbricht und –»

Ich falle ihm ins Wort, weil ich gleich begriffen habe, worauf er hinauswill: «Und dann kauft niemand mehr einen Pelz, meinst du?»

«Genau. Einen Pelz zu tragen gilt dann als dekadentes Protzen mit einem Wahrzeichen bürgerlicher Leuteschinderei. Wenn die Kommunisten an die Macht kommen, werden sie das ganze freie Unternehmertum abschaffen, und unsere Branche gehört dann zu den ersten, die hopsgehen.»

Mir ist klar, dass er Recht hat; auch ich sehe den Wohlstand, zu dem wir es in der jüngsten Vergangenheit gebracht haben, und den dadurch ermöglichten Lebensstil in Gefahr.

Zusammen mit den Nachrichten von kommunistischen Siegen im Bürgerkrieg erreichen uns auch Informationen darüber, was die Kommunisten erklärtermassen vorhaben. Die Voraussetzungen für den Aufbau einer neuen Ordnung in China wollen sie nicht zuletzt mit einer «Säuberung» des Landes schaffen, zu der für sie auch die Ausweisung aller Ausländer gehört: Wer nicht freiwillig geht, soll mit Gewalt vertrieben werden. Wieder einmal ist eine wilde Fluchtbewegung zu erwarten.

In Panik gibt ein Ladenbesitzer nach dem anderen sein Geschäft auf. Immer mehr Wohnungen stehen leer, was daran zu erkennen ist, dass dort nachts die Fenster dunkel bleiben. Riesige Lagerhäuser, einst belebte Umschlagplätze des Handels, sind leer geräumt und wie ausgestorben. Menschen sehen sich jäh entwurzelt, packen hastig ihre Habe zusammen und suchen wieder einmal angstvoll ihr Heil in der Flucht. Für die Einwanderung in die USA beträgt die Wartezeit vier Jahre. Manche entscheiden sich für einen Zufluchtsort in Australien oder Kanada, aber für diese Länder benötigt man einen einheimischen Bürgen. Andere brechen in Richtung des neu gegründeten Staates Israel auf, von dem man weiss, dass er sich über ein Stück Wüste im Vorderen Orient erstreckt, wo sich Tausende von Arabern grimmig dem Zuzug von Juden widersetzen.

Poldi und ich haben angefangen, uns wieder ernsthaft über unsere Zukunft zu unterhalten. Wir haben jetzt die Verantwortung für ein Kind und müssen uns auf einen weiteren Kontinuitätsbruch in unserem Leben vorbereiten. In China braut sich etwas nicht ganz Geheueres zusammen, und die Wahrscheinlichkeit nimmt zu, dass es sich zur handfesten Bedrohung für uns auswächst; angesichts dieser Entwicklung dränge ich Poldi von neuem, seinen Verwandten in Kanada – seinen Cousins Nathan, Joe und Czarna Coopersmith – zu schreiben und ihnen unsere prekäre Lage zu schildern. Sie leben schon seit Jahren in Kanada, haben aber dort bisher noch nichts für uns tun können.

«Nun?», frage ich ein wenig ungeduldig, weil die Antwort auf sich warten lässt. «Hast du schon irgendetwas von deiner Verwandtschaft in Kanada gehört? Oder hat Leon sich mal gemeldet? Er ist doch jetzt in New York, nicht? Würden die uns da nicht auch reinlassen?»

«Leon ist in New York, ja, aber er ist selbst gerade erst eingewandert. Er kann nichts für uns tun. Ich glaube, die besten Chancen haben wir in Kanada. Wenn die Regierung dort die Quotierung lockert, können meine Cousins eventuell eine dauerhafte Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung für uns erwirken.»



«Auch für meine Geschwister und ihre Familien?»

«Wir können es versuchen.»

Die Zeit drängt. Die Nachrichten über die Offensive der Kommunisten werden von Tag zu Tag beunruhigender. Es ist abzusehen, dass der Bürgerkrieg bald das ganze Land erfasst haben wird. Die Kommunisten kontrollieren bereits sämtliche Bahnlinien und einige Grossstädte. Sie marschieren weiter südwärts. Ende des Jahres 1948 kann es keinen Zweifel mehr geben, dass nichts und niemand den Vormarsch dieser Streitmacht aufzuhalten vermag, die immer mehr Zulauf und Unterstützung erhält, während sie drauf und dran ist, das ganze Land zu überfluten.

Eines steht fest: Wir werden bis auf den letzten Penny alles verlieren, was wir seit Kriegsende haben auf die hohe Kante legen können. Und wir werden in Lebensgefahr schweben, wenn es uns nicht gelingt, ausser Landes zu kommen. Schon marschieren Soldaten in Trupps durch die Strassen und durchkämmen der Reihe nach die Häuser. Ein Alptraum, den wir von früher her kennen, wiederholt sich. Eines Abends platzen Soldaten bei uns herein und stellen auf der Suche nach Wertsachen die ganze Wohnung auf den Kopf. Poldi hat Geld in seinen Schuhen versteckt. Er hebt die Hände und bietet sich so zur Leibesvisitation an. Meine Erinnerung reproduziert eine ähnliche Szene; in ihr spielen japanische Soldaten die Rolle, in der heute chinesische agieren. Poldis Courage und Unverfrorenheit versetzt mich in Angst und zugleich in Staunen. Mit Bangen beobachte ich, wie die Uniformierten in seinen Taschen wühlen, aber das Geldversteck nicht entdecken. In einem ausgehöhlten Tischbein haben wir einige Wertsachen versteckt. Unsere Kleine, die auf dem Boden spielt, kennt das Geheimnis; in aller Unschuld zeigt sie mit dem Finger auf den Tisch und verkündet den Soldaten in ihrer Kindersprache, dass der gesuchte Schatz dort versteckt ist. Wir stehen schreckensstarr dabei, und die Angst vor der Konsequenz, die diese Enthüllung haben könnte, schnürt uns die Kehlen zu. Doch die Soldaten achten nicht auf Vivis kindliches Gebrabbel und ziehen verärgert ab. Sobald die Tür hinter ihnen ins Schloss gefallen ist, atmen wir erleichtert auf.

Wir sind es leid, immer wieder davonlaufen zu müssen, und lechzen förmlich nach dauerhaften Lebensumständen sowie dem Gefühl, das einem sagt: Hier gehöre ich hin, hier möchte ich sein und hier werde ich bleiben. Wir werden in ein Land, das wir nicht kennen, flüchten müssen und dort wieder einmal Fremde sein. Wir geniessen nicht das Privileg, uns ein Fluchtziel nach Wunsch und Bedürfnis aussuchen zu können, und es wird uns keine Zeit dafür bleiben, die nächste Übersiedelung ordentlich in die Wege zu leiten und abzuwickeln. Wir werden irgendwohin reisen müssen, wo man uns aufnimmt, und bei einem überstürzten Aufbruch, wie er uns sicher bevorsteht, nur das Nötigste mitnehmen können. Das Heimweh nach Wien, in das sich der Schmerz der Entfremdung mischt, verlässt mich nie. Schon der blosser Klang unserer Muttersprache, des Deutschen, das wir hier noch vornehmlich sprechen, erinnert uns an einen Ort, von dem man uns vertrieben hat. Es hat sich für uns nicht als notwendig erwiesen, eine andere Sprache zu erlernen; mit ein paar chinesischen Wendungen, kaum der Rede wert, sind wir hier gut ausgekommen. Indes haben wir von Briten und Amerikanern, denen wir begegneten, ein wenig umgangssprachliches Englisch aufgeschnappt, von dem wir hoffen, dass es uns von Nutzen sein wird, sollte es uns tatsächlich gelingen, nach Grossbritannien, Australien, den USA oder Kanada zu entfliehen.

Wir schreiben Briefe an Adressaten in diesen und anderen Ländern, sogar nach Südamerika, wo wir ebenfalls Verwandte haben, und warten anschliessend schier unerträglich gespannt auf eine Nachricht, einen Wink, der uns in einen aufnahmebereiten Hafen lotst. Und was soll aus unserem Familienkreis, der hier in Shanghai lebt, werden? Wir haben nicht vor, auch nur einen unserer Angehörigen hier zurück- und im Stich zu lassen. Wir sind gemeinsam hierhergekommen und werden auch gemeinsam wieder weiterziehen.

Endlich erhält Poldi eine Rückmeldung von den Coopersmiths, seinen Cousins in Kanada. Sie sind bereit, für uns alle zu bürgen, meine Angehörigen und auch Dolu und Eva miteingeschlossen.

Die Bedingungen für die Einwanderung nach Kanada sind zwar nach wie vor sehr restriktiv, aber es gibt einen Weg, wie wir alle ins Land gelangen können. Wir müssen eine ausreichende Summe für den Erwerb von Ackerland überweisen, das wir nach der Einwanderung bebauen werden. Da wir unser ganzes bisheriges Leben in Grossstädten verbracht haben, sind wir in Sachen Landwirtschaft vollkommen unbedarft. Wir fühlen uns ein wenig beklommen bei der Aussicht, nun Farmer zu werden, sind aber gleichwohl entschlossen, jede Chance zu nutzen, auch wenn das bedeutet, sich einer neuen Herausforderung zu stellen. Wieder einmal haben wir im Grunde keine Wahl. Der Familienrat tagt, um die Sache zu besprechen. Wir können es nicht unterlassen zu witzeln, wenn wir einander mustern: die Männer, die sich in Anzug und Krawatte höchst behaglich fühlen, und die Frauen in modischen Kleidern und hochhackigen Schuhen sollen nun ein Leben auf dem Land führen. Wie soll das zugehen, dass aus uns Farmer werden? Wir können es uns kaum vorstellen, aber wieder einmal wird die *dira necessità*, die grausame Notwendigkeit, von der der Dichter spricht, unsere Führerin auf dem Weg in die Zukunft sein.

Poldi und ich machen uns an die Umsetzung unseres Plans, das Pelzgeschäft zu liquidieren und den Erlös nutzbringend anzulegen. Bevor die Arbeiter ihren letzten Lohn ausbezahlt bekommen, lässt Poldi noch in unseren Werkstätten für Vivian einen roten Kapuzenmantel mit weissem Pelzfutter nach eigenem Entwurf anfertigen. Einen Teil von den Fellen verstauen wir gebündelt in einem von unseren grossen Überseekoffern. Auf Möglichkeiten bedacht, wie wir Sachwerte in liquide Mittel umwandeln können, glauben wir, dass sie uns in dieser Beziehung vielleicht von Nutzen sein können. Die anderen Mitglieder des Familienkreises packen ebenfalls alle Wertgegenstände zusammen, die sich bei ihnen angesammelt haben. Alles Geld, das wir entbehren können, transferieren wir nach Kanada für den Erwerb eines Stückes Land in der Gegend von Richmond Hill, einem Ort, der ganz in der Nähe von Toronto liegen soll. Diese Ortsnamen hören sich für uns exotisch an. Und

wieder kaufen wir Schiffskarten für eine neuerliche lange Reise in ein neues Leben.

Auch den anderen ist es gelungen, eine Überfahrt zu buchen, wenngleich wir nicht alle zusammenfahren können. Poldi und ich werden uns mit Vivian im Januar einschiffen. Die anderen werden etwa einen Monat später auf dem nächstmöglichen Schiff folgen. Wieder einmal werden wir auseinandergerissen, und für den Augenblick bleiben uns nur die Aussicht und die Hoffnung, dass wir später wieder zusammenfinden. Mamas Grab, das so weit von Papas letzter Ruhestätte entfernt ist, müssen wir hier in dem Bewusstsein zurücklassen, dass wir es wahrscheinlich nie mehr zu Gesicht bekommen werden.

Es gibt einen Grund, warum Poldi, Vivian und ich mit dem ersten Schiff reisen, das wir buchen konnten: Ich bin wieder schwanger. Vor der Abfahrt besuche ich Mama ein letztes Mal, lege einen Gedenkstein ab und spreche zu ihr, wie ich es immer getan habe. «Mama, in meinem Innersten weiss ich, dass wir dich nicht hierlassen. Ich bin sicher, dass du mit uns fährst und dass die Erinnerung an deine Weisheit unsere Führerin sein wird. Papas Geist hat mich immer begleitet.» Ich streiche mit den Fingern über den Grabstein, denke an alles, was wir durchgemacht haben, und fahre fort. «Ich weiss, dass er immer bei mir ist, und wenn mir in der Vergangenheit sonst nichts mehr helfen konnte, hat er mir die Kraft gegeben, die schlimmsten Torturen durchzustehen. Bleib auch du bitte bei mir, Mama. Ich brauche dich ganz besonders jetzt. Ich bin so verängstigt, und ich bekomme ein zweites Kind.» Ich fühle das Baby in mir strampeln und lege die Hand auf meinen Bauch. «Ich bitte dich, gib mir den Mut, den ich brauche.» Während ich zum letzten Mal über die auf dem Stein eingemeisselten Worte taste, flüstere ich: «Ich liebe euch beide so sehr.»

Zusammen mit unserer zweijährigen Tochter in ihrem neuen kirschroten Mantel werden wir uns aufmachen, um in einem unbekanntem Land jenseits des riesigen Pazifischen Ozeans ein neues Leben zu beginnen.

## XXXVII

### *Auf See*

1949

Der jähe Massenexodus aus Shanghai weckt die Erinnerung an unsere frühere Emigration. Wir sehen Hunderte von Flüchtlingen im Zuge der Abreisevorbereitungen ihre Habe zusammenpacken. Ein schneller Wandel greift am Ort um sich, und schon wieder zeigt Hongkou ein neues Gesicht. Ladengeschäfte gehen in chinesische Hände über. Al-lenthalben finden Räumungsverkäufe statt, und Leute eilen hierhin und dorthin, um Schnäppchen zu ergattern.

In den Strässchen von Hongkou herrscht derzeit allgemein hektische Aufregung. Nicht mehr lange, und wir werden Shanghai den Rücken kehren – nach einem Aufenthalt, von dem wir ursprünglich angenommen hatten, er werde nur ein kurzer Zwischenstopp auf dem Weg in ein anderes Land sein, und der dann doch zehn Jahre lang gedauert hat. Die Schiffe, die jetzt noch hier vor Anker liegen, werden bald Häfen in den verschiedensten Teilen der Welt anlaufen: in Israel, Australien, den USA, Südamerika und – das betrifft uns – in Kanada. Unser Ziel ist ein Land, auf dessen Boden der Krieg nicht übergegriffen hat. Wir sind noch immer Flüchtlinge und werden an der fremden Küste als Parias ankommen, aber unsere ganze Hoffnung richtet sich allein darauf, dass sich die nächste Generation, unsere Kinder, in einem freundlichen Gastland akzeptiert fühlt und ein Leben in Frieden führen kann. Poldi, Vivi und ich werden den Ozean auf dem amerikanischen Schiff «General Meicks» überqueren.

Wie alle anderen auch mustern wir unsere Habe: Was sollen wir mitnehmen, was zurücklassen? Unsere Besitztümer haben sich vermehrt

und umfassen auch zahlreiche Dinge chinesischer Herkunft, in denen sich der Wandel unserer Einstellung zu diesem Land widerspiegelt, das ein Jahrzehnt lang unsere Heimat gewesen ist. Wir haben einiges Wissen über die uralte Kultur der Chinesen erworben und dabei auch das künstlerische Talent dieses Volkes schätzensgelernt. Als wir hierherkamen, war unser erster Eindruck, dass es uns zu einer rohen, nach europäischen Begriffen unzivilisierten Nation verschlagen hatte, aber mit der Zeit empfanden wir zunehmend Achtung vor der Kultur und den Sitten der Chinesen.

In unsere Überseekoffer packen wir gestärkte elfenbeinfarbene Tischtücher mitsamt den passenden Servietten, alles in sorgfältigster Handarbeit mit winzigen, minuziös bis ins kleinste Detail ausgeformten roten, rosa und blauen Blumen zwischen Girlanden von Rankenwerk bestickt. Diese Tischwäsche wird einen Teil von dem ersetzen, was uns von den Nazis gestohlen wurde. Zugleich mit der dauerhaften Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis erhielten wir von den kanadischen Behörden die Genehmigung, Haushaltsutensilien zollfrei einzuführen. Wir gehen davon aus, dass wir die Sachen für den Eigenbedarf verwenden werden, aber sollten wir doch plötzlich Bargeld benötigen, haben wir in ihnen etwas, was wir verkaufen können. Mit dieser Methode sind wir schon früher gut gefahren, deshalb nehmen wir so viel wie möglich an fernöstlichen Handarbeiten mit, handgeschnitzte hölzerne Kassetten, liebevoll ausgearbeitete Silberfigurinen, mit chinesischen Silbermünzen ausgelegte Aschenbecher und dergleichen mehr. Während ich behutsam unsere japanischen Kimonos aus schwerer handbemalter Seide und die dazugehörigen reich mit farbenfrohen Mustern bestickten und mit Gold- und Silberfäden durchwirkten Gürtel, die so genannten *obi*, zusammenfalte, überstürzen sich in meinem Kopf die Gedanken. Worauf laufen sie diesmal hinaus, die Vorbereitungen, die ich hier treffe? Werden wir wirklich eine Heimat finden, dort, wo wir hingehen? Neben all den asiatischen Preziosen, die wir zusammengetragen haben, ruhen noch etliche seinerzeit aus Wien gerettete Wertgegenstände. Auf dem

Boden des Koffers entdecke ich unter einer Lawine von durchdringend riechenden Mottenkugeln meine zusammengerollten Petit-point-Arbeiten sowie meine dicken Wollpullover. Und da sind auch noch meine Skier mitsamt den Stöcken, die seit ihrem Abschied von Wien diesen Koffer niemals verlassen haben und jetzt erneut eine Übersiedlung in ein unbekanntes Land aushalten müssen.

Ich werfe Poldi, der mich beim Verstauen dieser Sachen beobachtet, drohende Blicke zu. Es steht ihm ins Gesicht geschrieben, dass er es für Irrwitz hält, alles noch einmal um die halbe Welt mitzuschleifen, doch er traut sich nicht, es auszusprechen. Er selbst für seinen Teil schleppt nämlich Bücher mit sich, darunter die mit einer irrationalen Anhänglichkeit aufbewahrten Erinnerungsstücke an seinen Geburtsort in Polen: Lehrbücher seines Ingenieurstudiums, das er jedoch nicht mehr abschliessen durfte. Auch Bücher aus dem Besitz seines Vaters hat er aufgehoben, die in ihm die Erinnerung an eine von Bewunderung und Liebe geprägte Beziehung und an zwei bestialisch ausgelöschte kostbare Menschenleben wachhalten. Neu hinzugekommen sind Bücher über China, die er sich angeschafft hat, um das Land, in dem wir gelebt haben und das wir nun verlassen, besser zu verstehen. Des weiteren besitzt er hebräische Gebets- und Sprachlehrbücher sowie Lehrbücher der englischen Sprache, mit deren Hilfe wir uns auf unser nächstes Aufenthaltsland vorbereiten wollen. Ich mit meinen österreichischen Skiern und er mit seinen Kartons voll schwerer Bücher – was für ein verrücktes Paar müssen wir abgeben!

Wir haben Bordkarten für drei Personen erhalten, aber auf allen Merktzetteln steht klar und deutlich der Hinweis, dass Schwangere jenseits des ersten Monats an Bord nicht zugelassen sind und an der Gangway abgewiesen werden. Ich bin im neunten Monat, und demzufolge ist mein Zustand schwer zu verheimlichen. Wir können aber nicht warten, bis sich eine günstigere Gelegenheit bietet, die Reise zu wagen, oder bis das Kind geboren ist. Wir müssen jetzt weg von hier. Es ist Januar 1949, als wir zur Einschiffung aufbrechen. Ich trage einen weiten Umhang, und meine Hände stecken in einem riesigen Pelzmuff, der

die verräterische Wölbung meines Bauchs kaschieren soll. Poldi trägt Vivian, die ihren roten Kapuzenmantel anhat. Wir gehen an Bord des Schiffes, auf dem sich bereits viele europäische Juden befinden, die Shanghai den Rücken kehren. Die Erwartungsspannung wirkt auf die Flüchtlinge wie ein elektrisierender Nervenkitzel. Sie lachen laut, und ihre Gespräche fließen zu einem Gewirr von Deutsch, Russisch, Polnisch, Ungarisch und anderen europäischen Sprachen zusammen. Wir alle stehen vor einer Reise ins Ungewisse, aber in der Luft liegt das Aroma einer bisher ungekannten Freiheit. Wenn ich mich umsehe, erblicke ich nur hoffnungsfreudige Mienen, wenngleich mir auch die tiefen Furchen nicht entgehen, die vergangene Leiden in die Gesichter meiner Mitreisenden gezogen haben. Wir leben noch, aber was hinter uns liegt, war kein leichtes Schicksal.

Wir winken unseren Angehörigen zu, die auf dem Quai Zurückbleiben, rufen Abschiedsgrüsse hinunter sowie die Versicherung, dass wir uns in Kanada wiedersehen werden. Während das Schiff in See sticht, blicken wir ein letztes Mal auf den unter Nebelschleiern liegenden Hafen von Shanghai, der sich seit unserer Ankunft nicht verändert hat. Die Szenerie und die Gerüche kennen wir inzwischen gut, aber wir haben uns diesem Land nie zugehörig gefühlt und sind froh, dass wir es jetzt endlich für immer verlassen werden und die Küstenlinie langsam zurückweichen und schliesslich hinterm Horizont verschwinden sehen.

Nachdem wir uns aus der stickigen Luft der immens überfüllten Stadt Shanghai entfernt haben, können wir wieder frei durchatmen. In unserer Kabine betrachten Poldi und ich eine Weile Vivian, die schlafend in ihrem Bettchen liegt, dann wenden wir uns zueinander und umarmen uns. Lange bleiben wir wortlos in zärtlicher Umschlingung stehen; unsere Herzen schlagen im Gleichtakt, unsere Gedanken gehen in dieselbe Richtung. Schliesslich sagt Poldi: «Vertraust du mir jetzt? Glaubst du nun, dass nach allem, was wir durchgemacht haben, die Dinge doch wieder ins Lot kommen werden? Daran musst du fest glauben. Nini, ich liebe dich von ganzem Herzen.»



«Ich liebe dich auch, Poldi, aber Angst habe ich immer noch. Ich habe entsetzliche Angst vor der Neuen Welt. Wir müssen wieder von vorn anfangen, und dann sind wir auch noch zu viert, so Gott will. Schon jetzt ist es so, dass mir jedes Mal, wenn das Baby sich in mir bewegt, das Herz stockt, weil ich dann an die Schwierigkeiten denke, die vor uns liegen. Ich werde meine Angst nicht los.»

Das Schiff stampft in regelmässigem Auf und Ab durch die schwarzen Wellen. Als die Wehen einsetzen, arbeitet mein Körper mit der gleichen wütenden Heftigkeit wie ein schwerer Seegang. Die Schmerzen werden unerträglich, so dass ich stöhnend um Hilfe flehe, aber Poldi sucht vergeblich nach dem Schiffsarzt. Zu meiner Angst gesellt sich der schneidende Schmerz innerer und äusserer Kontraktionen. Mir ist, als würde ich zerrissen.

Wir sind im Hafen der Insel Guam, einer amerikanischen Militärbasis im westlichen Pazifik, vor Anker gegangen. Unser Kind, so denke ich mir, wird ein kanadischer Staatsbürger sein und Dinge besitzen, die das Schicksal uns bisher vorenthalten hat, nämlich eine Nationalität, auf die es stolz sein kann, ein Heimatland und alle Voraussetzungen, um in Frieden und Freiheit aufwachsen zu können. Der Arzt wird schliesslich doch noch aufgetrieben, und zwar im Zustand fast schon apathischer Trunkenheit. Seine wässrigen Augen sind kaum noch wahrzunehmen in dem geröteten und geschwollenen Gesicht, in dem sich nur mehr Verwirrtheit und Verärgerung ausdrücken. Eine Whiskeyfahne weht ihm voraus, als er auf unsicheren Beinen in die Kabine gewankt kommt. Mit ihm erscheint der Kapitän, ein wutschnaubender Fettwanst, der das Kind, das sich eben anschickt, diese Welt zu betreten, erbost als blinden Passagier bezeichnet, den man auf einer einsamen Insel aussetzen müsste. Die beiden sind nur mit dem Angebot einer Bestechungssumme zu beschwichtigen, die weit über unsere Verhältnisse geht. Zusätzlich biten wie sie wortreich um Verständnis und appellieren an ihr Mitleid, weil wir befürchten, dass sie irgendeinen Weg finden, uns das Baby abzunehmen und in Guam zurückzulassen.

Die Wehen sind eine mörderische Tortur, die sich über Stunden hin-

zieht. Der Arzt müht sich währenddessen um die Wiedergewinnung von Standfestigkeit, indem er eine Tasse schwarzen Kaffee nach der anderen in sich hineinschüttet. Seine zitternden Hände sprechen Bände über seine Sucht und seine Inkompetenz. Poldi hat mir oft gesagt, dass ich stark bin und jedes Hindernis überwinden kann, aber in diesem Augenblick möchte ich am liebsten aufgeben. Ich kann die nötige Kraft nicht mehr aufbringen.

«Pressen!», schreit der Arzt. «Pressen Sie, so fest Sie können. Sie haben die Unverfahrenheit gehabt, kurz vor der Niederkunft hier an Bord zu gehen, jetzt pressen Sie es schon raus in Dreiteufelsnamen!»

Endlich dringen die ersten Schreie des Babys in mein Ohr und reißen mich aus dem Zustand der Benommenheit und Erschöpfung. Das Kind ist ein gesunder, kräftiger Junge, der einer ungerechten Welt lautstark sein Existenzrecht bekannt gibt, ein jüdisches Kind, das eines der vielen Tausende ersetzt, die umgebracht wurden. In seinem Schreien klingt Aufsässigkeit mit, Protest gegen die Kälte des Raums, in den man ihn gestossen hat, die Forderung nach Gehör, das Echo der Schreie so vieler anderer, die, wiewohl unschuldig, nicht überlebten. Dieses Kind wird leben. Der Kapitän stellt die Geburtsurkunde aus; er trägt einen fremdartigen Namen griechischen Ursprungs ein, den er ausgesucht hat: «Bion». Wir entschliessen uns, dem Kind diesen Namen zu lassen, weil er an die turbulenten Umstände seines Eintritts in diese unvollkommene Welt erinnert.

Das Geheimnis bleibt nicht lange gewahrt. Nachdem ich mich einigermassen erholt habe, gehe ich mit dem Baby an Deck, wo es zur Quelle vielfachen Entzückens wird. Alle scheinen über die Umstände meiner Niederkunft und die Tortur, die ich durchgemacht habe, Bescheid zu wissen. Viele Passagiere sagen aufmunternde Worte und beglückwünschen uns. Vivi staunt nicht schlecht, dass sie nun einen kleinen Bruder hat, und möchte ihn drücken und mit ihm spielen, wie sie es sonst immer mit ihrer Puppe macht. Bei einem Zwischenaufenthalt des Schiffs im Hafen von Honolulu geht Poldi mit ihr an Land, während ich mit Bion an Bord bleibe.

Als die beiden zurückkommen, ist Vivi ganz aufgeregt vor Freude. «Schau mal, Marni, was Papi mir gekauft hat!» Stolz zeigt sie mir ihre neue Puppe, ein Hula-Hula-Mädchen im Grasröckchen. «Sie heisst ‚Aloha‘ – wie die Leute es hier alle sagen.»

«She’s beautiful, Vivi», sage ich lächelnd. «Come, give me a kiss.»

Wir haben angefangen, mit Vivian englisch zu sprechen, wemgleich Poldi und ich uns noch auf Deutsch miteinander unterhalten. Auf diese Weise, so hoffen wir, wird sie sich in der neuen Heimat zurechtfinden und sich nicht als Ausländerin fühlen, wenn sie grösser wird. Wir wollen ihr und Bion das Gefühl des Andersseins und Nicht-Dazugehörens ersparen, das in unseren eigenen Erfahrungen so viel Platz einnimmt. Das Schiff verweilt nur einen Tag in Honolulu und nimmt dann die Fahrt wieder auf, die ohne weitere Unterbrechung direkt zum amerikanischen Kontinent führt.

Erfüllt von ehrfürchtigem Staunen über die Golden Gate Bridge stehen wir an der Reling, während das Schiff sich dem Hafen von San Francisco nähert. Nunmehr mit zwei Kindern auf den Armen gehen wir im Strom der Passagiere die Gangway hinunter. Nachdem wir unsere Reisepapiere haben kontrollieren lassen, beziehen wir unser Quartier in dem Hotel, in dem wir die nächsten Tage logieren werden. Poldi macht sich anschliessend auf die Suche nach einem «Mohel» – einem medizinischen und religiösen Spezialisten für die rituelle jüdische Beschneidung – damit Bions «Berit Mila», Bund der Beschneidung, stattfinden kann. Wir sind förmlich geblendet von der urbanen Umgebung, in der wir uns bewegen, den enormen Steigungen mitten im Stadtgebiet, auf denen die «Cable Cars» auf- und abwärts rumpeln. Wenn ich auf das scheinbar endlose Panorama des Pazifischen Ozeans hinausschaue, kann ich nur darüber staunen, dass wir so lange in dem Land jenseits des Horizonts gelebt haben.

Schliesslich ist es soweit, und die Reise geht weiter. Wir besteigen den Zug, der uns in langer Fahrt durch die Vereinigten Staaten nach Kanada und dort in unsere neue Heimatstadt Toronto bringen wird.

Schiffe und Züge, immer wieder Schiffe und Züge – etliche Meer- und Landmassen haben wir seit unserem Weggang aus Wien durchquert. Uns kommt die Reise endlos vor, und die Ermüdung, die sie uns gebracht hat, spüren wir in allen Gliedern. Der Zug fährt Tag und Nacht durchs Land, Gebirge wird von Prärien abgelöst und diese wiederum von schier endlos ausgedehntem schneebedecktem Flachland. Die Luft ist klar, und das Wasser sauber. Auf der Fahrt haben wir von den Grossen Seen gehört, fünf grossflächigen Binnengewässern, die enorme Wassermassen bergen, ein unerschöpfliches Trinkwasserreservoir. Die Kanadier, die wir kennenlernen, sind voller Stolz, wenn sie auf die Weiträumigkeit ihres Landes und seine unberührten natürlichen Ressourcen zu sprechen kommen.

Dichte Nadelholzwälder huschen vor den Fenstern vorbei, und den Geruchssinn betört reine, unverfälschte Natur. Mir ist, als hätte ich nach einem solchen Landstrich seit Ewigkeiten gesucht. Schnee spielt in meinen schönsten Kindheitserinnerungen eine wichtige Rolle; zu dem Ort, den ich als Heimat empfinden soll, gehört er wesentlich mit dazu. Die subtropische Hitze von Shanghai haben wir schon himmelweit hinter uns gelassen, und all die Jahre der Not und Drangsal scheinen mit jeder Meile, die wir zurücklegen, weiter ins Nichts zu entschwinden. Wir haben ein neues Heimatland entdeckt, das meinem Bild vom Garten Eden entspricht – ein mit Reif und Schnee bedecktes weisses Paradies.

## XXXVIII

### *Toronto* Februar 1949

Schnee knirscht unter unseren Füßen, der dichte Schneefall reisst nicht ab. Der Wind wirbelt die Flocken herum wie Eiderdaunen. Gewaltige Schneemassen türmen sich am Bordstein. Seit zehn Jahren haben wir nicht mehr solche Mengen von Schnee gesehen, wenn man von dem kurzen Blick aus der Ferne auf den Gipfel des Fujiyama absieht. Wie eine Ewigkeit kommt uns die Zeit vor, in der wir nicht das angenehme Prickeln des Schnees auf der Haut verspürt, nicht ausgelassen die Freuden der kalten Jahreszeit genossen haben. Obwohl wir wieder Fremde in einem unbekanntem Land sind und unsicher im Umgang mit einer für uns neuen Sprache und Kultur, fühlen wir uns hier in Kanada merkwürdigerweise wohl.

Am Bahnhof empfängt uns Poldis Cousin Joe mit seinem Auto. Joe ist ein hoch gewachsener, hagerer Mann, mit einer gelassenen Art, sich zu geben, zu der sein freundliches Lächeln und seine Reibeisenstimme passen. Am Bahnhof sind keine Soldaten zu sehen, nirgends zeigt sich auch nur das kleinste Anzeichen kriegerischer Auseinandersetzungen, wie wir sie in Europa und China hinter uns gelassen haben. Auf den Strassen geht es ruhig zu. Unterwegs fasziniert uns die winterliche Szenerie, in der alles mit einer Glasur von jungfräulichem Schnee überzogen ist. Die Zweige der hohen Nadelbäume haben eine so schwere Last von Neuschnee zu tragen, dass sie sich unter dem Gewicht verbiegen. Von den Dachrinnen der Reihenhäuser längs der Strasse hängen die Eiszapfen wie kristallene Tropfsteine herunter, und aus den Schornsteinen steigt in Schnörkeln träger Rauch auf.

Auf den verkehrsreicheren Strassen der Innenstadt sehen wir die Menschen auf den Gehwegen ihre Mäntel vorn zusammenraffen und ihre Kopfbedeckungen tiefer in die Stirn drücken, um sich vor dem Schneetreiben zu schützen. Rote Trambahnwagen rattern an uns vorbei. Gezogen von einem mit dem Maul im Futtersack gemächlich vor sich hin trotgenden alten Pferd, klappert ein Milchwagen vorüber. Lachende Kinder bewerfen mit lausbübischem Vergnügen erboste Passanten mit Schneebällen oder rollen den Schnee zu dicken Walzen zusammen, aus denen später Schneemänner werden sollen. Andere Jugendliche sind mit über die Schulter gehängten Schlittschuhen auf dem Weg zur Eisbahn. In hell erleuchteten Geschäften lockt ein überreiches Angebot von Esswaren wie überhaupt von Konsumartikeln jeglicher Art. Auf verkehrsreichen Strassen und Gehwegen hat sich der Schnee in schmutziggrauen Matsch verwandelt. Ein Mann in russgeschwärtztem Overall stellt eine Lieferung Kohlen zu. Er krümmt den Rücken unter dem Gewicht eines prallvollen Sacks, und seine schweren Stiefel haben bereits eine schwarze Spur im Schnee gezogen. Zwei berittene Polizisten patrouillieren in gemächlichem Tempo nahe dem Gehwegbordstein die Fahrbahn entlang. Sie sitzen lässig auf ihren Pferden, blicken freundlich, lächeln und legen vor einem älteren Ehepaar, das Arm in Arm die Kreuzung überquert, zu einem höflichen Gruss die Hand an den Mützenschirm. So viele Jahre lang musste ich Angst haben vor Uniformierten – erst vor den Nazis, dann vor den Japanern und zuletzt noch vor den chinesischen Kommunisten. Hier aber empfinde ich zu meiner Überraschung und grossen Erleichterung beim Anblick von Uniformen nicht Angst und Schrecken, sondern Beruhigung und das Gefühl von Sicherheit.

Ich bin gefesselt von den Bildern und Geräuschen des normalen Lebens, nach denen ich mich so lange gesehnt und denen nie mehr zu begegnen ich die ganze Zeit über befürchtet habe. Allein schon die Schlichtheit des gegenwärtigen Augenblicks macht mich staunen. An die Stelle von Terror und Gewalt, wie wir sie kennengelernt haben, sind die normalen und banalen Geräusche des unspektakulären Alltagslebens

getreten. Am Himmel ist es still, von dort sind keine donnernden Jagdflieger zu hören, es geht keine Bombengefahr von ihm aus. Die eilig hierhin und dorthin hastenden Menschen tragen Zeitungen unterm Arm oder sind mit braunen Einkaufstüten voller Lebensmittel beladen, die für das Abendessen der sich um den Esstisch versammelnden Familie bestimmt sind. Tränen laufen mir über das Gesicht, aber ich versuche erst gar nicht, sie zurückzuhalten. Sie sind warm und beruhigend und schwemmen die kummer- und leidvollen Jahre weg; sie sind für mich ein Reinigungsbad, nach dem ich mich so sauber fühle wie die vom Himmel herabsinkenden Schneeflocken. Ich sitze mit unseren schlafenden Kindern in den Armen auf dem Rücksitz des Autos, das seinen Weg durch die Stadt verfolgt, und schicke stumme Dankgebete zu Gott, da er zu guter Letzt meine Bitten erhört und uns hierhergeführt hat, in diesen all unsere Wünsche erfüllenden Landstrich, wo wir hoffen dürfen, unsere Kinder in Frieden grossziehen zu können.

Nach einer langen Fahrt durch die Stadt kommen wir vor Joes Haus an. Die beiden Männer auf den Vordersitzen haben sich die ganze Zeit über miteinander unterhalten, und so konnte ich ungestört meine Gedanken sammeln. Das Auto hält vor einer Ladenfront mit einer Eingangstür zur Linken. Joe und Poldi holen unsere Sachen aus dem Kofferraum und stapeln sie neben der Eingangstür auf. Poldi hilft mir und den Kindern aus dem Wagen, dann sagt Joe: «Ich fahr mal schnell den Wagen auf den Stellplatz. Wartet doch bitte unten im Eingang auf mich. Ich bin gleich wieder da, dann gehen wir zusammen rauf.»

Joe betreibt in dem Laden eine Polsterei. Durch die Scheiben sehen wir die hölzernen Skelette von Sitzmöbeln, die auf Bespannung und Bepolsterung warten und auf die Bezüge, die aus den Stoffen zugeschnitten werden sollen, die stapelweise auf Tischen und Regalen lagern. Der Laden ist Joes Werkstatt, im Obergeschoss wohnt er zusammen mit seiner Familie. Wir stehen mit unseren zwei dick angezogenen Kindern auf den Armen Seite an Seite in einem hohen, engen Treppenschacht.

Für einen Moment können wir weder sprechen noch uns bewegen – beim Zurückdenken an die weite Reise, die wir hinter uns haben, hat uns jäh eine erdrückende Müdigkeit überfallen. Ich fühle mich geschrumpft und kaum noch sichtbar, so, als würde ich mich gleich in Luft auflösen. Wie betäubt und angewurzelt verharren wir bewegungslos im Flur vor der Treppe.

Am rechten Pfosten der Eingangstür entdecke ich eine Mesusa, eine ornamentierte, rechteckige Kapsel, die dort in Augenhöhe schräg angegagelt ist. Sie enthält, wie wir wissen, ein mit Thorastellen beschriftetes Pergamentröllchen und wird zur Ehre Gottes und zum Schutz des Hauses angebracht. Wir sind mehr als verblüfft, die Kapsel hier zu sehen, verkündet sie doch ungeniert, dass hier eine jüdische Familie im Genuss aller Freiheitsrechte lebt. In Kanada haben Juden es nicht nötig, sich aus Furcht vor Entdeckung klein und unscheinbar zu machen. Sie können sich stolz zu ihrem kulturellen Erbe bekennen, ohne deswegen nachteilige Konsequenzen befürchten zu müssen. Poldi berührt das unserem Volk heilige Objekt mit den Fingerspitzen und führt sie dann an die Lippen. Den Sinn dieser jüdischen Geste bedenkend, werden wir aus der Gegenwart in eine träumerisch-meditative Stimmung entrückt.

Plötzlich werden wir aus unserem stummen Sinnieren herausgerissen. Joes Gattin Minnie, eine Frau von ausladenden Körperdimensionen, steht, als Schattenriss sichtbar, am oberen Ende der hohen schmalen Treppe und ruft mit vor Fröhlichkeit glucksender kräftiger Stimme zu uns herunter. Ihre ganze Leibesfülle gerät ins Wogen vor Vergnügen bei den Worten: «Sieh an, sieh an, unsere chinesische *Mischpoche* ist da. Willkommen in Kanada! Nur herauf mit euch!» Sie fühlt sich offenbar belustigt durch ihre eigene Witzigkeit und lacht schallend auf. Dann streckt sie uns ihre fleischigen Arme zum Willkommen entgegen.

Sie kommt uns wie eine Riesin voller Herzenswärme vor, die sämtliche Flüchtlinge der Welt mit ihren ausgestreckten Armen umfassen und schützend an ihrem Busen bergen könnte. Im oberen Treppenflur geht eine Lampe an, und in ihrem Licht erkennen wir Minnies mütterlich-



mollige Figur deutlicher. Sie trägt ein tief ausgeschnittenes Kleid, das eine generöse Aussicht auf zwei Hügel aus weichem, wackelndem Fleisch gewährt. Um die Taille hat sie eine farbenfrohe Cocktailschürze mit appliziertem Erdbeermuster gebunden.

Hinter ihr strecken drei Kinder im Teenageralter die Köpfe zur Wohnungstür heraus: «Warum schreist du denn so, Mama?»

Alle drei kauen Kaugummi. Die beiden Mädchen tragen Sweater und hochgekrempelte Jeans und haben die Haare zu Pferdeschwänzen gebunden. Die Haare des Jungen sind auf Stoppellänge gestutzt. Die Kinder starren uns in stummem Erstaunen an.

Minnie ruft uns erneut zu, wir sollen endlich heraufkommen, und damit ist der Bann gebrochen. Wir steigen langsam die Treppe hinauf, auf der uns köstliche Essenserüche entgegenwehen. Mit jeder Stufe, die wir erklimmen, hebt sich unsere Stimmung. Aus der Wohnung ist Radiomusik zu hören, dann schrillt ein Telefon. In dem Augenblick, wo wir die Schwelle überschreiten, wird für uns und unsere Kinder ein neues Leben beginnen. Irgendwie haben wir es geschafft, zu überleben bis zu diesem Tag, einem Tag voller Hoffnungen und Chancen.

Wir wissen, dass der Rest unseres Clans bereits unterwegs ist, und wir zweifeln nicht daran, dass wir bald wieder vereint sein werden. Wenn es je ein echtes Wunder auf dieser Erde gab, dann muss es dieses sein: die Rettung unserer gesamten Familie. Abgesehen von Mama, die in China von uns ging, und dem bestürzenden Verlust von Poldis Eltern, werden wir es bald alle nach Kanada geschafft haben – Erna, Fritz und Lily, Stella und Walter, Dolu und Eva, Willi und Susie, und wir vier. Und doch sind es so viele, so unzählig viele, die heute nicht mehr leben. Wir haben unsere Vertreibung überlebt, sind um mehr als den halben Erdkreis gereist und nun hier angekommen, an einem Ort, wo wir in Frieden einen neuen Anfang wagen können.

## *Danksagung*

Dank sage ich all jenen in Vergangenheit und Gegenwart, ob lebend oder dahingegangen, Familienangehörige oder Fremde, deren Stimmen in meinem Inneren widerhallten und mein Denken anleiteten. Meinem Vater Poldi Kosiner, dem Spiritus rector aller vorhergehenden Seiten, von dem ich Worte der Weisheit und Ermutigung empfangen habe, die mich unauslöschlich prägten. Meiner Mutter Nini Kosiner, geborene Karpel, die sich alle Mühe gab, längst verblasste schmerzhaftes Erinnerungen wiederzubeleben, um mir ihre verschwiegensten Empfindungen verstehen zu helfen, und mir erlaubte, sie in dieser Erzählung auszusprechen.

Den jüdischen «Shanghaianders», der exklusiven Gruppe von Flüchtlingen, die, wie meine Familie es tat, sich der Bedrückung in Europa durch die Emigration an den unbequemen Zufluchtsort Shanghai entzogen. Unter denjenigen, die mich an ihren Erinnerungen teilhaben liessen, hat Kurt Fischer (Sydney/Australien) Anspruch auf meine besondere Dankbarkeit; der Briefwechsel mit ihm war für mich eine unschätzbare Hilfe beim Erhärten und Präzisieren zeitgeschichtlicher Einzelheiten. Für Hilfe bei Hintergrundrecherchen danke ich Helga Embacher und Margit Reiter (Salzburg).

Meiner Lektorin Wendy Thomas bin ich dankbar für ihre Beharrlichkeit und eingefleischte Wissbegierde; sie trieb mich an, wenn ich mit der Arbeit ins Stocken geriet, und weiter zu neuen Entdeckungen, wenn ich schon alles gesagt zu haben glaubte. Aufrichtigen Dank sage ich meinem Verleger Robin Brass erstens dafür, dass er mein schriftstellerisches Können und meinen Stoff hoch genug schätzte, um das Buch zu

veröffentlichen, und zweitens für die nahezu präzeptorale Strenge, mit der er auf Durchbildung der Form und Genauigkeit im Detail bestand, womit er das Ganze für mich zu einem obendrein vergnüglichen Bildungserlebnis machte.



*Das Geschäft der Familie Salomon Karpel in der Klosterneuburger Strasse in Wien vor dem «Anschluss» Österreichs 1938*



*Flüchtling, Shanghai 1939*



*Die Familie Karpel, Wien 1938. V.l.n.r.: Poldi Kosiner, Nini Karpel, Adolph Stroh (Ninis Onkel), Stella und Walter Stern, Willi Karpel, Johanna Karpel (Ninis Mutter), Erna Toufar und ihre Tochter Lily*



*Poldi und Vivian in einer Rikscha, Shanghai 1948*



*Nini mit Vivian auf dem Schoss in einer Sänfte auf dem Weg bergauf nach Mokashan, China 1947*



*Die goldene Uhr von Bluma Kosiner, Poldis Mutter*